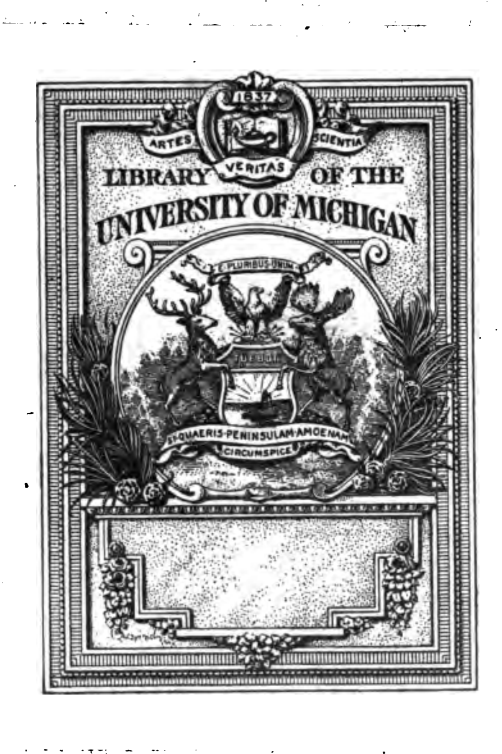
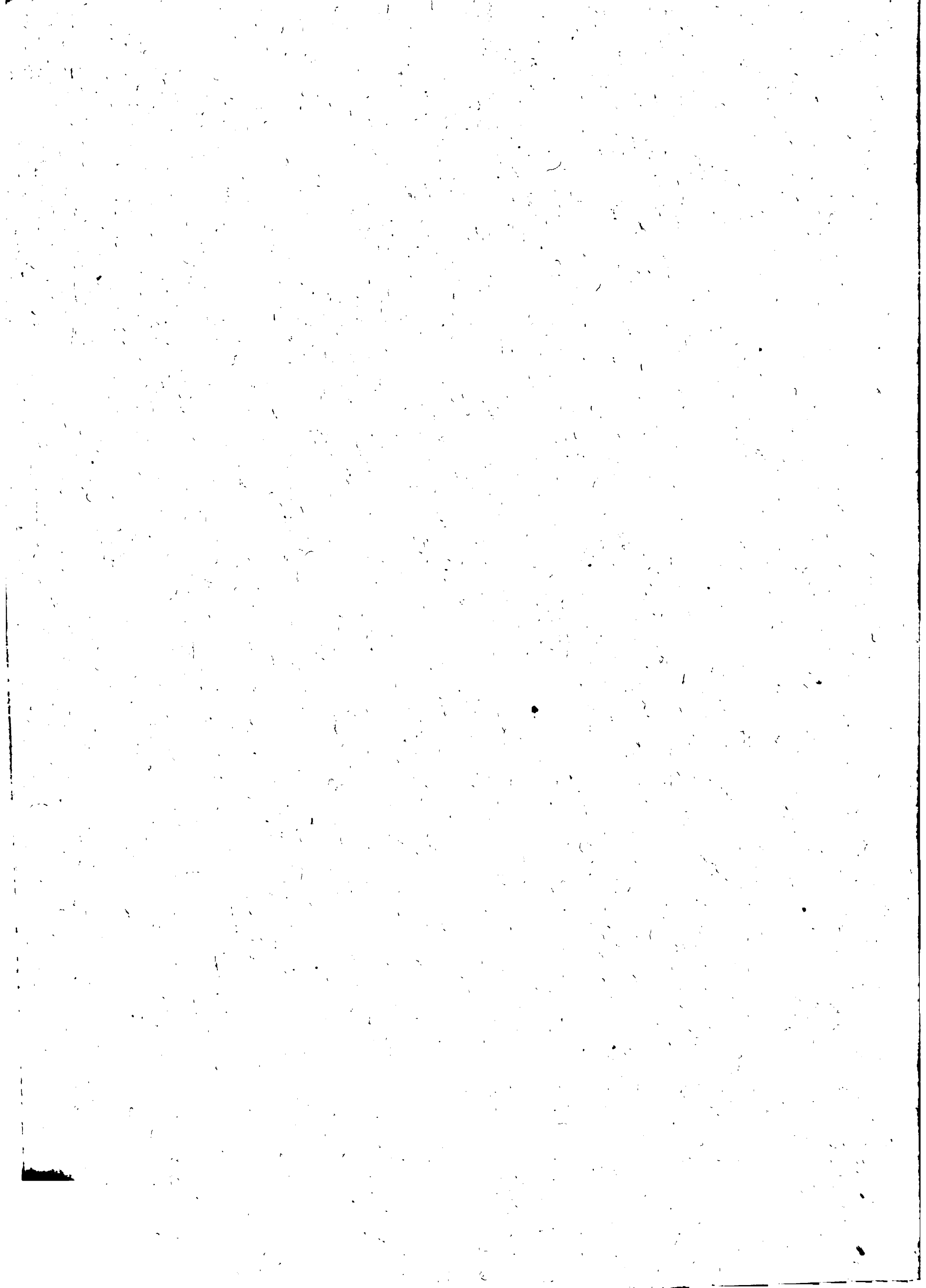
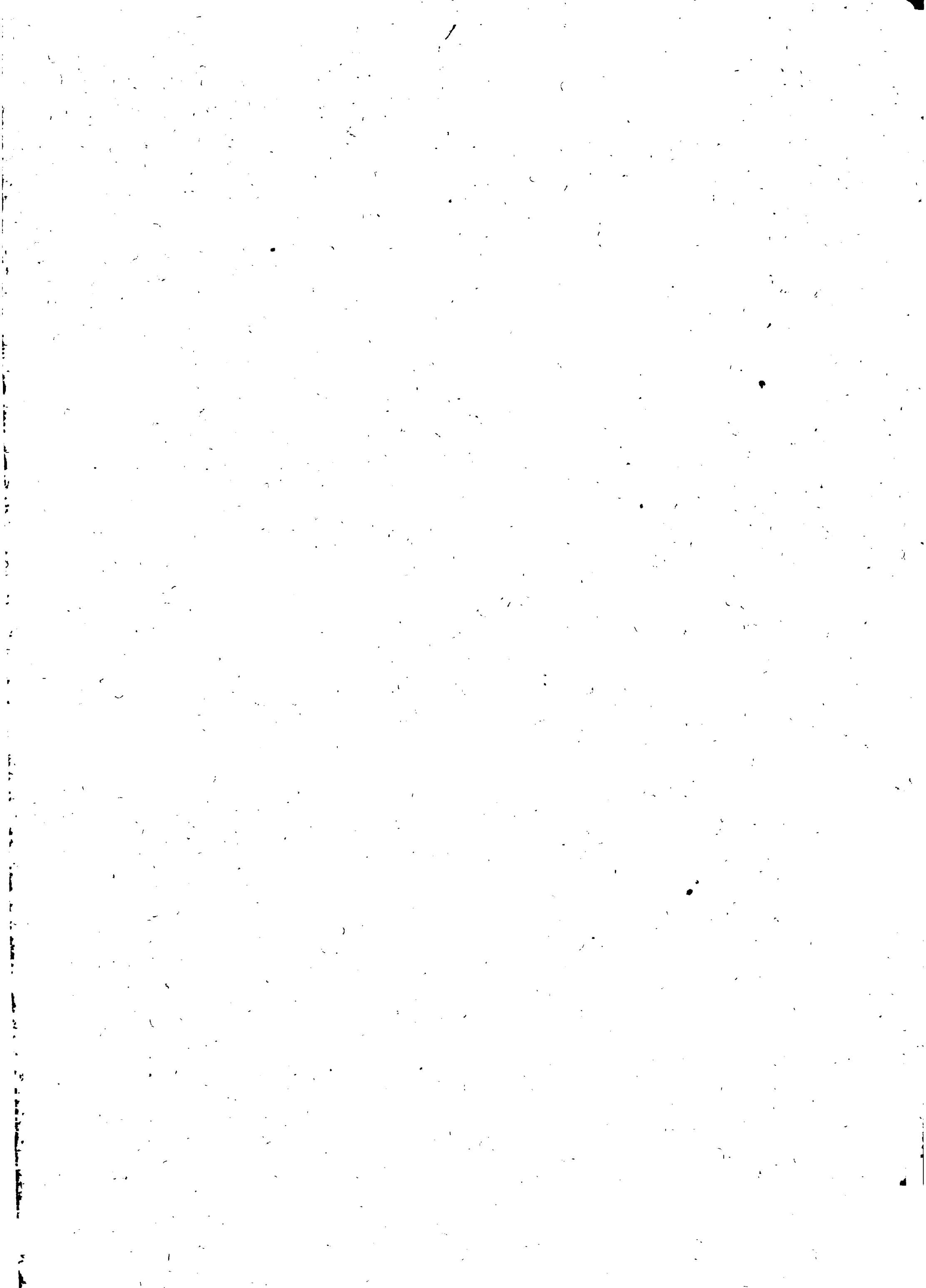
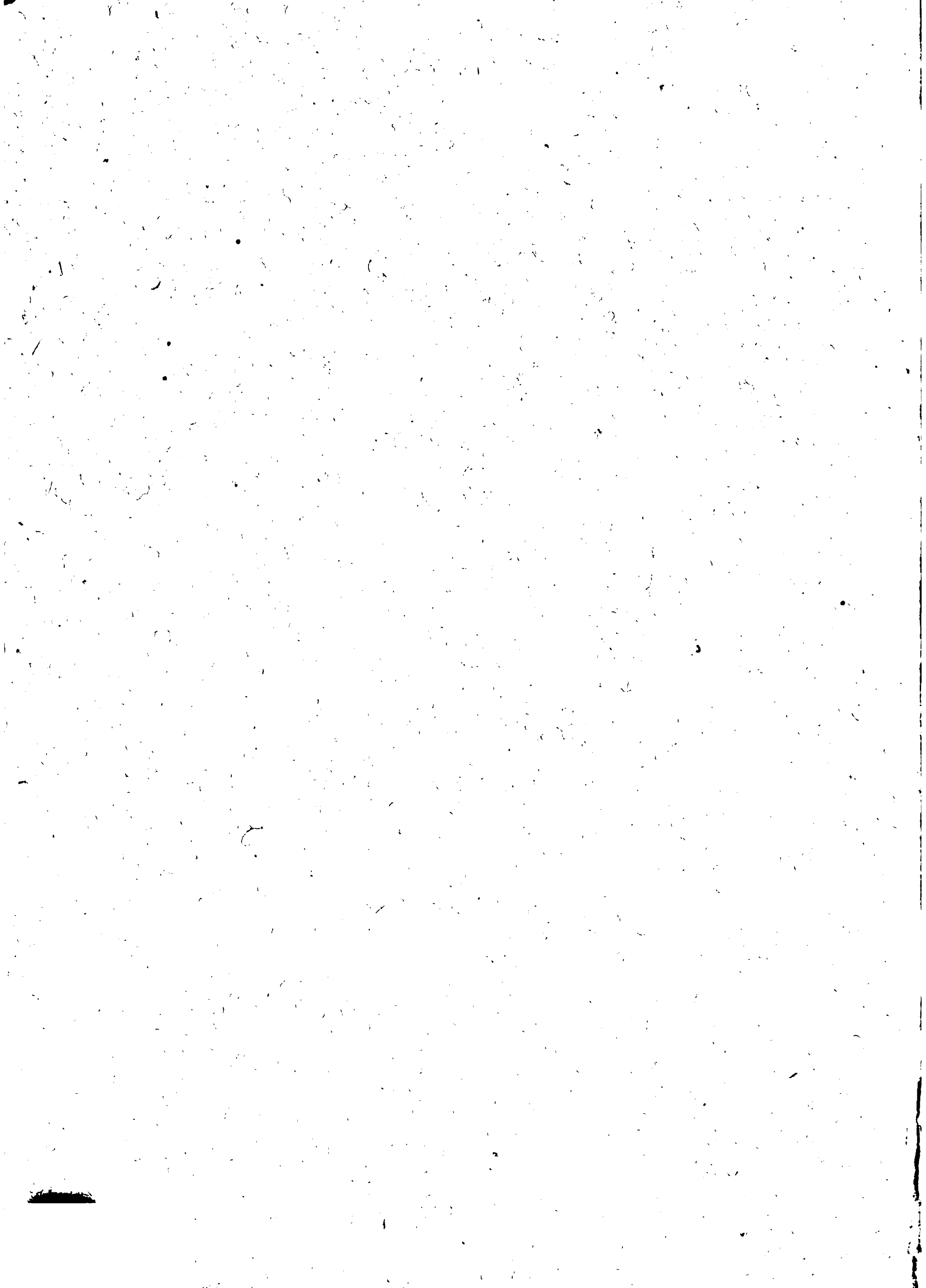

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE







Bilder

aus der

Geschichte und Litteratur Rußlands.

Fürst Sergei Wolkonskij.

Bilder

aus der

Geschichte und Literatur Rußlands.

Autorisierte Uebersetzung von A. Hippius.

Zweite Ausgabe.

Gotha.
Friedrich Emil Perthes.
1905.

Ihrer Königlichen Hoheit

der

Frau Großherzogin von Baden

in Verehrung und Dankbarkeit

gewidmet.

Die Uebersetzerin.

Ihrer Königlichen Hoheit

der

Frau Großherzogin von Baden

in Verehrung und Dankbarkeit

gewidmet.

Die Uebersetzerin.



Inhalt.

Seite

Fünfte Vorlesung. (1725—1796.)

Sechste Vorlesung. (1779—1837.)

Siebente Vorlesung. (1837—1861.)

Achte Vorlesung. (1861—. . . .)

Diese ursprünglich in englischer Sprache gehaltenen Vorlesungen sind in der Folge von dem Fürsten russisch bearbeitet und aus dem Russischen von mir ins Deutsche übertragen worden. Für den deutschen Leser hat der Verfasser auf meinen Vorschlag stellenweis Erweiterungen hinzugefügt, durch welche das Werk vervollständigt worden ist.

Sein Inhalt könnte als genügende Erklärung der Beweggründe dienen, die mich zu einer Uebersetzung angeregt haben. Bei dem zunehmenden Interesse für Rußland dürfte ein Werk willkommen sein, das in Kürze einen Ueberblick über die Geschichte dieses Landes und sein geistiges Wachstum darbietet.

Doch ist es nicht allein der Gegenstand, der mich daran denken ließ, dieses Buch in Deutschland einzuführen: es ist die gewinnende, anmutende Form, in welcher der Verfasser es verstanden hat, einen so umfassenden Stoff in knapper und übersichtlicher Weise gefällig zu machen, daß das Werk dadurch weiteren Kreisen zugänglich werden kann. Es ist ein Buch, das auf dem Familientisch des Gebildeten wahrscheinlich gern gesehen wird; insbesondere aber möchte es bei der idealen Auffassung des warm empfindenden Sohnes seines Vaterlandes, dem belebten Tone seiner Sprache Bedeutung für jugendliche Gemüter haben.

Zu Anfang dieses Jahres in Petersburg erschienen, erlebte das Buch schon nach zwei Monaten eine zweite Auflage. Auch traf das „Wissenschaftliche Komitee“ bald die Verfügung, es den Bibliotheken der höheren Lehranstalten einzuverleiben.

Die Vorträge selbst haben in Amerika einen durchschlagenden Erfolg gehabt. Möge das Werk in dieser Gestalt auch bei unseren deutschen Nachbarn in gleichem Maße sich Freunde erwerben, das, bei der beschränkten Kenntnis der russischen Verhältnisse zumal, jedem Leser — abgesehen von den Fachgelehrten — manches Neue zu bieten vermag.

St. Petersburg, im Mai 1898.

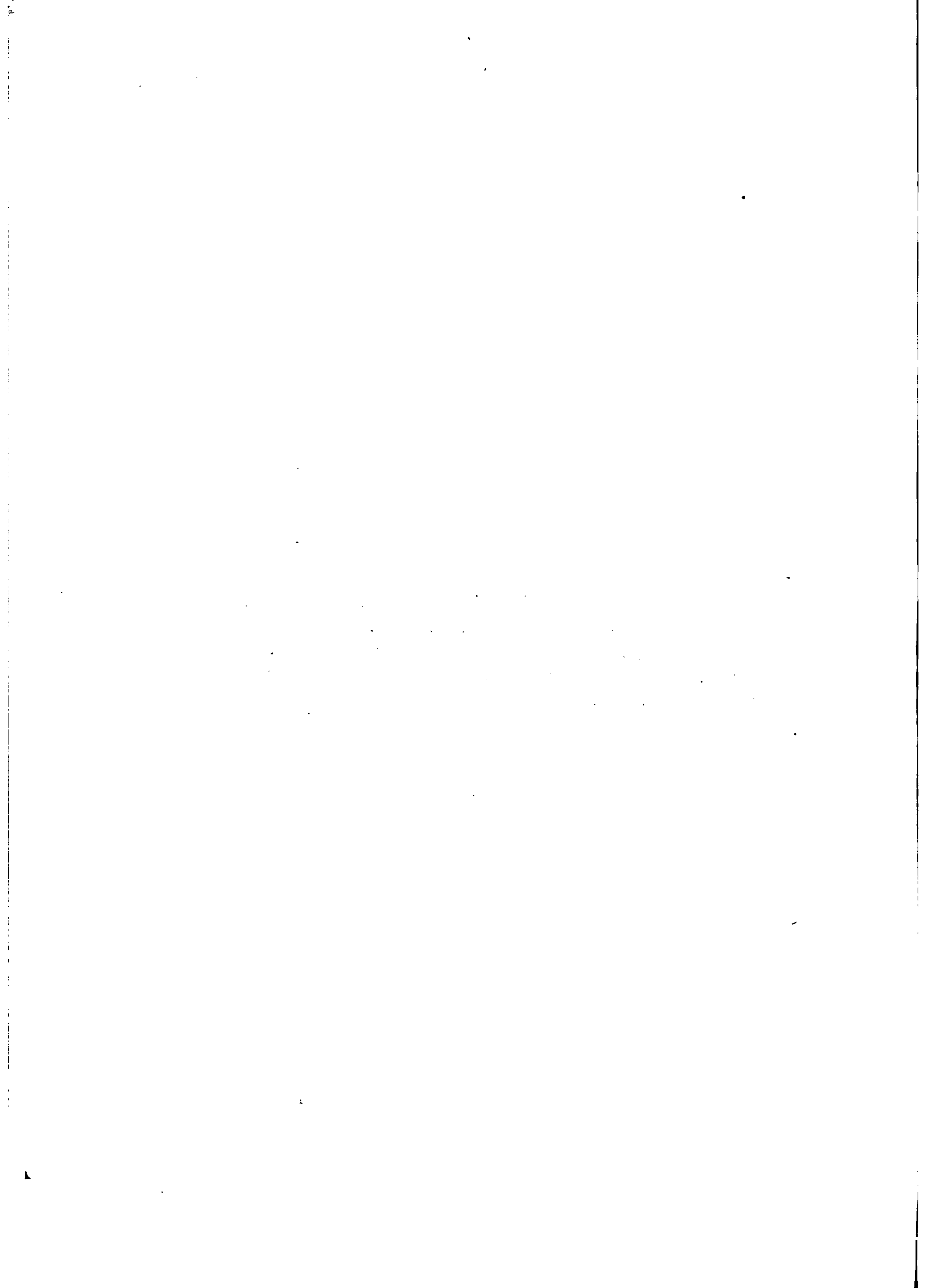
A. H.

Für nichts in der Welt möchte ich eine andere Geschichte haben, als diejenige unserer Vorfahren, so wie Gott sie uns gegeben hat.

P u s c h k i n.

In Zeiten des Zweifels, in Zeiten der drückenden Sorge über das Schicksal meines Vaterlandes bist du allein meine Kraft und meine Stütze, o du große, mächtige, wahrhaftige und freie russische Sprache! . . . Es kann nur ein großes Volk sein, dem eine solche Sprache gegeben wurde!

T u r g e n j e w.



Vorwort zur russischen Ausgabe.

> Nationallitteratur will jetzt nicht mehr viel sagen; die Epoche der Weltlitteratur ist an der Zeit, und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen.
>
> Goethe. 1827.

Im Frühling des Jahres 1895 erhielt ich eine Aufforderung von dem Lowell-Institut in Boston, dort eine Reihe von Vorlesungen über russische Geschichte und Litteratur zu halten, wobei die Zahl derselben auf acht beschränkt wurde[1]). Ich nahm die Einladung an, und die erste Vorlesung wurde auf den 5. Februar 1896 angesetzt. Meine Vorträge hatte ich im Laufe des Sommers niedergeschrieben. Im Oktober erhielt ich vom Herrn Minister der Volksaufklärung den offiziellen Auftrag, mich

---

[1]) Ein Herr Lowell vermachte im Jahre 1839 eine bedeutende Summe zur Veranstaltung öffentlicher Vorlesungen in Boston. Das „Institut," welches den Namen seines Gründers trägt, ist keine Lehranstalt; dem Wunsche des Stifters zufolge verfügt es nicht einmal über ein Gebäude, sondern nur über einen gemieteten Saal. Jetzt finden die Vorlesungen im großen Saal des Technologischen Instituts statt, der 900 Personen faßt. Die Lowellsche Hochschule ist eine der populärsten in den Vereinigten Staaten. Aus der ganzen Welt werden Redner berufen. Zur Zeit der Quäkerherrschaft, als der Theaterbesuch verboten war, zogen die Lowellschen Vorlesungen die Vertreter

nach den Vereinigten Staaten zu begeben. Nachdem ich in Amerika angekommen war, und meine erste Vorlesung stattgefunden hatte, erhielt ich mehrere Einladungen von Universitäten, von verschiedenen Lehranstalten, von litterarischen Gesellschaften u. s w. In der Zeit vom 5. Februar bis zum 5. Mai wurden diese Vorlesungen, teils vollständig, teils in Bruchstücken an folgenden Orten gehalten: am Lowell-Institut in Boston, an der Harvard-Universität in Cambridge, an der Columbia-Universität in New-York, in der Washingtonschen Litterarischen Gesellschaft in Washington, an der Universität von Chicago, ferner öffentlich in Chicago zufolge einer Aufforderung der Universität, in Chicago in einer litterarischen Gesellschaft (Twentieth Century Club), auf Wunsch der unierten Kirche noch einmal in Chicago, in Saint-Louis öffentlich in einer Kunstschule, an der Universität von Cornell, in Ithaka im Gymnasium und endlich in New-York am Vorabend meiner Abreise zu einem wohlthätigen Zweck, zum Besten der dortigen russischen Kirche.

Nicht mir kommt es zu, ein Urteil über den Eindruck, den meine Vorlesungen hervorgerufen haben, zu fällen; ich kann nur — und das ist meine Pflicht — meinen Freunden danken, die durch ihr Interesse, ihre Hilfe und ihre warme Teilnahme mir Augenblicke unaussprechlicher Befriedigung

aller Gesellschaftsklassen Bostons an. Als später die Theater und Konzerte den öffentlichen Vorlesungen Konkurrenz machten, veränderte sich allmählich der Bestand ihrer Zuhörerschaft, — nicht zu seinem Nachteile: das elegante Publikum fiel ab, das ernste blieb zurück. Jeder, der Gelegenheit gehabt hat, dort Vorträge zu halten, behält das Lowellsche Publikum in dankbarer Erinnerung; es ist aufmerksam, empfänglich, wenngleich zurückhaltend („the cold Bostonian audience“) im Vergleich zu dem an vulkanischen Ausbrüchen ergiebigen Publikum der Universität.

verschafft haben. Ich weiß, daß mir diese Augenblicke nicht durch mein eigenes Verdienst zu teil geworden sind, sondern daß ich sie den großen Persönlichkeiten unserer Geschichte verdanke, deren bescheidener Interpret ich gewesen bin.

Das erste praktische Resultat meiner Vorlesungen war die Gründung eines Lehrstuhls für slavische Sprachen an der Harvard-Universität in Cambridge, welche im April 1896 erfolgte.

Meine Vorlesungen in englischer Sprache werden eben in Boston herausgegeben; in nächster Zukunft werden sie als Buch erscheinen: „Pictures of Russian history and Russian literature.“ Lamson Wolffe & Co., Boston[1]).

Absicht und Zweck des Autors, die er bei der Zusammenstellung seiner Vorträge im Auge gehabt, sind in der einleitenden Vorlesung enthalten.

Die Vorträge sind mit Anmerkungen zweierlei Art versehen. Einerseits bestehen sie in dem Hinweis auf Werke, aus welchen der Leser auf dem Gebiete der russischen Geschichte und Litteratur hinreichendes Material schöpfen kann, falls er sich mit dem Gegenstande eingehender beschäftigen will. Da das Buch für Nichtrussen bestimmt ist, so nehmen diese Anmerkungen nur Bezug auf nichtrussische Autoren. Russische Werke werden nur insoweit erwähnt, als es notwendig erscheint, sich auf sie zu berufen[2]).

---

[1]) Seitdem ist das Buch bereits erschienen. Anm. d. Uebers.

[2]) Hier halte ich es für meine Pflicht, dem Bibliothekar der Kaiserl. Oeffentl. Bibliothek, dem Vorstand der Abteilung „Russica“, Herrn K. Th. Fetterlein meinen Dank zu sagen. Jeder, der Gelegenheit gehabt hat, sich an ihn zu wenden, kennt seine liebenswürdige Bereitwilligkeit, überall mit seinem Rate beizustehen.

Andererseits haben die Anmerkungen den Zweck, eine betreffende Epoche oder einen betreffenden Autor durch das Urteil der jüngsten russischen Kritik zu beleuchten. So hören wir Karamsin über Sumarokow, Belinskij über Dershawin, A. N. Pypin über Belinskij sprechen u. s. w. Auf diese Weise wird der Leser gleich mit zwei Größen auf einmal bekannt gemacht; er gewinnt ein Urteil über die Bedeutung dieses oder jenes Schriftstellers im Verhältnis zu dessen Zeitgenossen und über die nach ihm eingeschlagene neue Geistesrichtung.

Welch' eine übersichtliche Darstellung der historischen Werke könnte uns z. B. eine deutlichere Vorstellung von dem Fortschritt der russischen Geschichtskunde geben, als das Urteil Belinskijs über die Geschichte Karamsins? Dieses Buch, dessen Erscheinen Puschkin der Entdeckung Amerikas gleichstellt, gehört schon nach fünfundzwanzig Jahren, so sagt Belinskij, nicht mehr zu den Werken, die den „zeitgenössischen" Anforderungen entsprechen. Dank den Anmerkungen kann das gedruckte Buch einigermaßen die Lücken der mündlichen Wiedergabe ausfüllen, welche durch die Beschränkung in der Zeit und die unvermeidliche Gedrängtheit des Stoffes hervorgerufen worden sind.

Aus dem Gesagten wird der Leser ersehen, daß die Aufgabe des Verfassers nicht darin besteht, seine Zuhörer mit dem Gegenstande seiner Vorträge näher *bekannt* zu machen (was in acht Stunden unmöglich ist), sondern sie für denselben zu *interessieren*. Alles das, was unser Vaterland Hohes, Lehrreiches, Poetisches besitzt, vor Ausländern zu entrollen, — ihnen mitzuteilen, was in uns die großen Namen unserer Geschichte und unserer Litteratur wachrufen, und was die geistige Nahrung jedes gebildeten Russen ausgemacht, — in den Schöpfungen unserer Dichter

und Schriftsteller die besten Seiten der russischen Volksseele zu enthüllen, — die Ausländer fühlen zu lassen, daß das Land, von dem die meisten nichts wissen, als was sie aus den Erzählungen über Schnee, Wölfe und geheime Polizei erfahren, daß dieses Land eine ganze von ihnen ungeahnte Welt geistigen Genusses in sich schließt, — das ist die Aufgabe des Autors. Der Leser wird sehen, daß dieses Programm ihn weder zu einseitig, noch zu optimistisch gemacht hat. Die Schönheit im Leben hervorheben, heißt nicht die Wirklichkeit entstellen, und dem Ausländer Liebe zu Rußland einflößen ist eben so wichtig, als in jedem Russen Liebe zu allem Menschlichen zu wecken. Karamsin sagt: „Alles Nationale verschwindet vor dem allgemein Menschlichen. Vor allen Dingen Mensch sein und dann Slave. Was für die Menschen gut heißt, kann für den Russen nicht schlecht heißen, und die Erfindungen eines Deutschen und eines Engländers zum Wohl der Menschheit sind mein, denn auch ich bin ein Mensch.“ So spricht Karamsin; aber seitdem haben wir uns entwickelt, und in unserer Zeit des unbeschränkten Austausches internationaler Ideen, da die von der Politik gehütete Grenzscheide unter dem alles aussöhnenden Schutze der Wissenschaft, Kunst und Religion schwindet, können wir die Worte Karamsins umkehren und dem Ausländer zurufen: „Ja, wir sind Menschen und nicht nur Russen, und was wir Gutes, Hohes und Schönes besitzen, das kann unmöglich ein anderer nicht schön heißen, — und was der Russe für das Wohl der Menschheit gethan hat, das ist Euer, denn Ihr seid nicht nur Engländer und Deutsche, sondern auch Menschen.

Les Avants s. Montreux, 12. October 1896.

Wo ein Durchblick ins Himmelsblau, wo Gefahr, wo Schauer oder Liebe ist — dort ist Schönheit.
Emerson.

Erste Vorlesung.

(Einleitung).

Fremdländische Begriffe über Rußland. Unser Zweck ist Darstellung, nicht Polemik. Die Schönheit in ihrem Einfluß auf das Gemeinwesen. Nationalitätsprincip oder Kosmopolitismus. Die russische Geschichte aus der Vogelperspektive.

Unsere Aufgabe ist nicht leicht, — in einigen Vorlesungen müssen wir die weite historische und litterarische Entwickelung eines ganzen Landes zusammenfassen, eines Landes, das sich vom Baltischen Meere bis zum Stillen Ocean erstreckt, von den Weinbergen der Kleinasien zugewandten Krim bis zu den froststarrenden Tundren des unweit Alaska gelegenen Tschukotskischen Vorgebirges, von den Schnee- und Eisgefilden Norwegens bis zu den glühenden Sandwüsten Mittelasiens, bis zum Fuße des Pamir, eines Landes, das in diesem Raum einen Umfang von 406 000 Quadratmeilen einnimmt, d. h. das zweiundvierzigmal größer ist als Frankreich, oder, um eine astronomische Gleichung Humboldts zu gebrauchen, eine Oberfläche aufweist, die dem Diskus des Vollmondes gleichkommt, eines Landes, das den siebenten Teil der

Erdoberfläche einnimmt, dessen Einwohnerzahl mehr als 120 Millionen beträgt und dessen Geschichte über tausend Jahre alt ist.

Uns stehen acht Stunden zur Verfügung, um unsere Aufgabe zu lösen. Unter solchen Bedingungen kann selbstverständlich von einer erschöpfenden Behandlung des Stoffes nicht die Rede sein. Wir wollen versuchen, die Thatsachen in möglichst ununterbrochener Folge darzustellen; doch werden wir nicht mit gleicher Aufmerksamkeit bei allen Zeitabschnitten verweilen können; und selbst wo wir uns länger aufhalten müssen, wird es uns unmöglich sein, das geschichtliche Leben in seiner ganzen Vielseitigkeit zu umfassen; wir werden nur das Charakteristischste hervorheben können. Darum müssen Sie es mir zu gute halten, wenn die Beleuchtung, wenn die Art und Weise meiner Darstellung in den verschiedenen Vorlesungen über Peter den Großen Thatsachen ergeben wird, während wir in der Vorlesung über Katharina die Große die pragmatische Seite außer Acht lassen, um der Darstellung der geistigen und litterarischen Bewegung Raum zu gewähren. Ich wiederhole, es ist unmöglich, in acht Stunden eine befriedigende Lösung unserer Aufgabe zu bieten; wir können nur Bilder aus der russischen Geschichte und Litteratur geben, indem wir selbstredend versuchen werden, sie durch eine Kette von Thatsachen zu verbinden.

Doch es giebt noch einen Umstand, der unsere Aufgabe erschwert: er besteht darin, daß man im Auslande so wenig über Rußland weiß. Indem ich die Absicht habe, das historische Wachstum unseres Vaterlandes vor ausländischen Zuhörern darzustellen, weiß ich wohl, daß wir während der Betrachtung langer historischer Zeiträume gleichsam auf neuentdecktem Boden werden fortschreiten

müssen; die Thatsachen werden für Sie neu, die Namen unbekannt sein. Vielleicht ist der Name Peters des Großen, welcher auftaucht, nachdem Rußland schon achthundert Jahre bestanden hat, der erste Baustein, den ich dem Gebäude der allgemeinen Geschichte entnehmen kann.

Selbstverständlich sind diejenigen Ereignisse, die mit der allgemeinen Geschichte eng verknüpft sind, wohl bekannt; doch schwerlich kann man annehmen, daß ihr innerer Zusammenhang, ihre Stellung zur Entwickelung des Volkes für den Nichthistoriker im Auslande Gegenstand des Studiums gewesen sei.

Dasselbe gilt in noch höherem Grade von der Litteratur. Der Ruhm vieler unserer Dichter hat die Grenzen unseres Vaterlandes überschritten, die Namen Gogol, Turgenjew, Dostojewskij sind jenseits des Oceans bekannt, und ich weiß nicht, ob in irgend einem anderen Lande die wunderbare Erscheinung Leo Tolstois von strahlenderem Lichte umflossen ist, als hier in Amerika; und dennoch, der innere Zusammenhang dieser Autoren und ihr Verhältnis zu einander kann nicht durch das Lesen ihrer Werke allein offenbar werden. In welchem Grade sie von der allgemeinen litterarischen Strömung des westlichen Europas abhängen, inwiefern sie diesem oder jenem fremdländischen Schriftsteller gleichgestellt werden können, — das alles kann man verfolgen; aber die innere Folgerichtigkeit ihrer eigenen lokalen litterarischen Schulen und besonders ihr Zusammenhang mit der historischen, politischen und geistigen Bewegung ihres Landes, — das entzieht sich durchaus der Beobachtung des fremdländischen Publikums.

Darum giebt selbst das, was in Bezug auf russische Geschichte und Litteratur bekannt ist, eigentlich keinen Begriff weder vom Lande noch vom Volke und seiner Lebens-

weise. Das plötzliche, erst in den letzten zwanzig Jahren erwachte Interesse für die russischen Schriftsteller ist noch zu jung, um uns für die langjährige Gleichgültigkeit zu entschädigen.

Wenn wir nachforschen, warum die Ausländer so lange in Bezug auf unser Vaterland unwissend waren, so stoßen wir auf drei Ursachen. Die erste betrifft die Geschichte. Erst seit Peter dem Großen, also seit ungefähr zweihundert Jahren, nimmt Rußland teil an der allgemeinen europäischen Geschichte. Bis dahin waren Handelsverträge, Austausch von außerordentlichen Gesandtschaften und Eheschließungen russischer Fürstinnen mit fremdländischen Herrschern in der frühesten Periode unserer Geschichte die einzigen Gelegenheiten, bei welchen Europa etwas von Rußland vernahm. Rußland existierte für sich allein und kehrte sich nicht an Europa.

Die zweite Ursache ist — sprachlicher Natur. Das westliche Europa bestand aus zwei großen Gruppen des arischen Stammes, aus einer romanischen und einer germanischen. Ihr langes Zusammenleben, ihre Handelsverbindungen, ihre politischen Zusammenstöße lehrten sie einander kennen. Jedes Glied einer Gruppe fühlte seine Einigkeit mit allen Völkern dieser seiner Gruppe, — halb Europa war ihm sprachlich verwandt. Dieser Umstand trug natürlich dazu bei, in ihr den Geist eines kosmopolitischen Gemeinwesens groß zu ziehen. Die russische Sprache, obgleich auch arischen Ursprungs, gehört dem slavischen Stamme an. Darum konnte der Russe sich keinem Volke Westeuropas verwandt fühlen. Die alte lateinische Kultur, welche im Bewußtsein dieser westeuropäischen Völker zu einem mächtigen Bindeglied geworden, hatte Rußland in ihren Entwicklungsproceß nicht mit aufgenommen. Ruß-

land hatte kein direktes ethisches Erbteil von der alten Welt empfangen. In gewissem Sinne erhielt es ein solches vermittelst Byzanz, doch hatte es keinen Anteil am gemeinsamen Wachstum der europäischen Völker; und so lange Rußland sich nicht durch eigene Kraft das erkämpft hatte, was den anderen durch das Recht der Geburt geworden, zählte man es nicht zu Europa. Das Mißtrauen, welches das Geheimnisvolle einer unbekannten und schwer zugänglichen Sprache einflößt, hinderte während langer Zeiten Rußland daran, diese gemeinschaftliche Gleichberechtigung zu beanspruchen, welche die anderen Völker Europas einander zuerkannten.

Die dritte Ursache zur Erklärung der Unkenntnis Rußlands gehört ins psychologische Gebiet. Einer unserer Schriftsteller sagt: „Il suffit pour faire dire une sottise à un homme d'esprit Anglais ou Français, qu'il ait à émettre une opinion sur la Russie. C'est un sujet, qui le grise et qui trouble aussitôt son intelligence."[1]) Es wäre ungerecht und undankbar unserseits, wollten wir diese Regel auf die achtungswerten Werke der Gelehrten oder Reisenden anwenden, welche viele Jahre ihres Lebens dem Studium unseres Landes gewidmet haben, wie M. Wallace, Ralston, Leroy-Beaulieu, Rambaud und andere, welche wir bei Gelegenheit noch erwähnen werden; — doch in Bezug auf gewöhnliche Reisende und mittelmäßige Romanschriftsteller müssen wir zugeben, daß das oben angeführte, wenngleich strenge Urteil viel Wahres

---

[1]) „Wenn man von einem gescheiten Menschen, sei er Engländer oder Franzose, eine Dummheit hören will, so genügt es, ihn ein Urteil über Rußland aussprechen zu lassen. Das ist ein Thema, das ihn berauscht und sofort seine Denkfähigkeit trübt." („Lettres d'un vétéran russe.")

enthält. Die Menschen haben die Gewohnheit, sich über ein Land einen gewissen Vorrat von Ansichten anzueignen, die sie a priori annehmen, und wenn sie in dieses Land kommen, erschließen sie nicht ihren Geist neuen Eindrücken, geben sie sich nicht neuem Einfluß hin, sondern sind nur damit beschäftigt, die geringfügigsten Thatsachen zu entdecken, welche als Bestätigung ihrer voreingenommenen Meinung dienen könnten: es ist ihnen über alles darum zu thun, die Wirklichkeit mit ihren Erwartungen im Einklang zu bringen. Ich erinnere mich einer Amerikanerin, welche aufrichtig eingestand, daß sie sich in russischen Romanen vollständig getäuscht gesehen: wie sie das Leben in Rußland geschildert gefunden, wäre gar nicht originell, entbehrte der „Lokalfarbe", erschiene so, wie es überall wäre; ihr gefielen viel mehr die englischen Romane über Rußland: „in ihnen wäre viel mehr Russisches." Diese Bemerkung ist charakteristisch. Der „russische Roman", d. h. die Darstellung des russischen Lebens in Romanen der englischen und französischen Litteratur, gewinnt einen gewissen exotischen Zauber des Schnees, der Wölfe, der Agenten einer geheimen Polizei mit der stets drohenden Aussicht auf Sibirien, geben den zum Ueberdruß gewordenen Schilderungen der menschlichen Leidenschaften denselben Reiz, welchen einige Schriftsteller diesen ihren Schilderungen dadurch zu verleihen suchen, daß sie die Handlung ihrer Novelle auf den Boden Mittel-Afrikas oder Neu-Seelands verlegen. Um dem Geschmack des Publikums entgegen zu kommen, wenden diese Schriftsteller in den Dingen, die sie beschreiben, ihre Aufmerksamkeit ausschließlich einer Seite zu; daher konnte es kommen, daß der Name unseres Vaterlandes die betrübende Eigentümlichkeit gewann, in der Vorstellung des Fremdländers abschreckende Ideen von

Knechtschaft, von Grausamkeit und dergleichen hervorzurufen. Wir wollen nicht disputieren, — wir sind nicht hier, um zu polemisieren; wir wollen uns ebensowenig bei den sensationellen Nachrichten aufhalten, welche die Presse derjenigen Länder tagtäglich verbreitet, in deren politischem Interesse es liegt, einen — wie unser Philosoph sich beredt ausdrückt[1]) — „internationalen Kannibalismus" anzufachen. — Was mich betrifft, so hoffe ich und bin überzeugt davon, daß ich vor Zuhörern stehe, welche die göttliche Gabe besitzen, für alles Schöne empfänglich zu sein, welche an die guten Elemente der menschlichen Natur glauben und an ihren triumphierenden Fortschritt aus dem Dunkel der Vergangenheit zum Lichte zukünftiger Tage, und welche wissen, daß die Geschichte eines Volkes, die Chronik des mühsamen Weges, auf dem ein Teil der großen Menschheit sein nationales Selbstbewußtsein erworben hat, ein ehrenwertes Buch ist, auf dessen Seiten man ruhmvolle Namen, Beispiele von Heldenmut und achtunggebietende Lehren finden kann.

Von allem Großen, Heldenmütigen, Schönen — wo und wann es uns erscheint — geht eine erhebende, zündende Kraft aus; und es ist nicht engherziger Patriotismus meinerseits, wenn ich sage, daß eben diese Kraft uns bei unserer bevorstehenden Arbeit leiten soll. Nicht meinen Nationalstolz will ich befriedigen, Ihr Ohr durchaus nicht mit vaterländischen Rhapsodien ergötzen, die, ich weiß es wohl, das Herz eines Fremdländers nicht rühren können. Ich spreche aber von dieser Kraft, weil die erhebende Macht der Begeisterung das einzige Element ist, welches bei dem

---

[1]) Wl. Solowjew, „Ethik und Politik." („Eine nationale Frage in Rußland." 1891.)

Bericht einer Völkergeschichte, vom allgemein menschlichen Standpunkte aus betrachtet, einen erziehenden Einfluß ausübt. Die Freude, welche wir empfinden, wenn wir andere in die Geschichte unseres Vaterlandes einweihen, besteht nicht darin, daß wir unser Nationalitätsbewußtsein kräftigen und hervorheben, daß wir Dingen einen absoluten Wert beilegen, die nur eine relative Bedeutung haben; — unsere Freude geht daraus hervor, daß wir aus den Begebenheiten, welche eine zeitliche oder lokale Bedeutung haben, ewige Elemente der Sittlichkeit und der künstlerischen Schönheit schöpfen und, indem wir das Gebiet unserer Privatinteressen verlassen, sie dem großen allgemeinen Schatz der Wissenschaft und Kunst einverleiben, wo weder persönliches noch nationales Eigentumsrecht existiert.

„Die Schönheit“, sagt einer unserer Schriftsteller, „ist die einzige geistige Eigenschaft der Materie; folglich ist die Schönheit das einzige Bindeglied zwischen Geist und Materie, diesen beiden Grundelementen des Weltalls.“[1])

Welch' ein mächtiger Sporn zu einem Bekenntnis der Verwandtschaft der Menschen mit der Natur und der Menschen unter einander wird also die Empfänglichkeit für die Schönheit, die uns allen angeboren, und was für eine wichtige Bedeutung gewinnt die Annäherung zwischen Menschen, wenn die Basis dieser Annäherung das Verständnis für das Schöne bildet, — für die Kunst im allgemeinen, als Verkörperung der Schönheit, und für die Litteratur im speciellen, als die vielseitigste und durch den Raum am wenigsten beschränkte Vermittlerin aller Künste.

---

1) Danilewskij.

Die Litteratur ist es, welche am meisten an der hohen Aufgabe des Christentums mitarbeitet, die Schranken niederzureißen, welche sich infolge der nationalen Verschiedenheiten zwischen den Menschen erheben.

Wir wollen hier nicht untersuchen, ob das Nationalitätsprincip ein gutes oder schlechtes Element ist, ob die Vaterlandsliebe eine Art von Stolz ist und deshalb verdiente, verurteilt zu werden, oder ob sie ein Beweis von Ergebenheit und Liebe ist und daher zur Tugend erhoben werden muß; überlassen wir es der Politik, die Unantastbarkeit der geographischen Grenzen zu wahren und auf der Landkarte des Erdballes mit grellen Farben die Einteilung der Völker zu bezeichnen, — die Wissenschaft und die Kunst werden ihre Aufgabe verfolgen; sie werden es nicht zulassen, daß der Verstand, das Herz und die Seele der Menschen hinter diesen Grenzen gefesselt bleiben. Und kann es denn anders sein? Die Völker sind im Raum und in der Zeit beschränkt, — Kunst und Wissenschaft stehen außerhalb von Zeit und Raum. Es ist, als ob wir im allgemeinen uns dessen nicht bewußt würden: wir sind immer geneigt, das Erzeugnis eines Künstlers als durch seine Zeit und sein Vaterland bedingt anzusehen. Vom Standpunkte des Schaffens betrachtet, hat das seine Berechtigung; doch ist es durchaus falsch, wenn es sich um Empfänglichkeit handelt. Nehmen wir z. B. Shakespeare: natürlich gehören seine Erzeugnisse in erster Linie England und der Zeit Elisabeths an; doch bezieht sich das nur auf das Schaffen; was die Empfänglichkeit anbetrifft, so gehören die Werke Ihnen so gut wie mir, so gut wie jedem anderen irgend welcher Zeit, und von mir hängt es ab, daß sie in höherem Grade mein seien, als irgend jemandes anderen. Wie oft wiederholen wir: „Shakespeare gehört England

an und der Zeit Elisabeths", und wir fühlen nicht einmal die Unrichtigkeit dieser Aeußerung heraus. Nein, Shakespeare gehört nicht der Zeit Elisabeths an; er lebte und wirkte zur Zeit Elisabeths; er gehört nicht England; er ist in England geboren, aber er gehört der Welt, jedem Menschen jedes Landes, zu jeder Zeit von der Epoche Elisabeths an bis zum Ende der Welt.

Die Macht der Kunst kann groß sein, wenn wir nur unser Herz ihrem wohlthätigen Einfluß erschließen. Lassen wir es nicht zu, daß politische Mißgunst, nationale Kleinlichkeit, religiöse Zweifel, Vorurteile gegen eine Epoche, ein Land oder einen Menschen sich zwischen unsere Seele und die Erzeugnisse der Kunst einschleichen: das sind giftige Gefühle, ihr Stachel ist gegen uns selbst gerichtet, machtlos ist er gegenüber der Kunst und der Wissenschaft, weil beide unverwundbar sind und in ihrer klaren Höhe an der kleinlichen Engherzigkeit menschlicher Vorurteile vorüberziehen. Nein, mögen alle menschlichen Verschiedenheiten verblassen vor dem Angesicht der Kunst und Wissenschaft, wie sie vor unserem Gewissen verblassen, wenn es gilt, einen Untergehenden zu retten.

Zwei sich entgegenstehende Strömungen kämpfen in unserer Zeit um die Herrschaft der menschlichen Verstandesrichtung, das Nationalitätsprincip und der Kosmopolitismus. In der letzten Zeit haben die Anhänger dieser beiden Strömungen den äußersten Grad der Urteilslosigkeit und des Unverstandes erreicht; doch meinen Sie nicht, daß dieser Sturm sich legen sollte, sobald es sich um Kunst und Wissenschaft handelt? Wenn Menschen darüber streiten, ob Kunst und Wissenschaft national oder kosmopolitisch sind, so scheint mir das ebenso unnütz, als wenn man darüber entscheiden wollte, ob ein Fluß dem Berge oder dem Ocean

angehört. Unzweifelhaft haben die besten Erzeugnisse der Kunst einen individuellen und einen nationalen Charakter gehabt. Was aber bestimmt in erster Linie den Grad ihrer Vollkommenheit? Es ist der Umstand, daß sie Allgemeingut geworden sind. Die Schöpfungen des Menschengeistes bleiben nicht haften an dem Boden, aus welchem sie hervorgegangen; — sie lösen sich vom Boden, und mit ihnen erheben auch wir uns. Das Lokale, das Nationale geht allmählich über in das Künstlerische, Allgemeinmenschliche, und das Nationalitätsprincip selbst führt uns auf den Weg des Universalismus. Darum ist es keine Sünde gegen die Menschheit, wenn wir unser Vaterland lieben, ebenso wie wir unserem Vaterlande nicht untreu werden, wenn wir die Menschheit lieben. Eine That, obgleich hervorgegangen aus dem beschränkten Boden des Patriotismus, erhält rein menschlichen Wert, wenn sie durch ein edles Gefühl hervorgerufen wird. — So ist die künftige Eiche in der Eichel schon eingeschlossen.

Das sind die Gesichtspunkte, welche ich feststellen wollte, bevor ich zu unserem Thema übergehe. Ich hoffe, daß diese Gesichtspunkte auch die meiner Zuhörer sind, denn die beste Bürgschaft für eine solidarische Arbeit ist die Uebereinstimmung der Principien und Gefühle.

In flüchtigen Umrissen wollen wir die Hauptmomente unserer Geschichte ins Auge fassen.

In grauer Dämmerung jener fernen Vorzeit, wo Wahrheit und Dichtung noch nicht streng von einander geschieden sind, erscheint der Name Ruriks als Ausgangspunkt der russischen Geschichte. Der normannische Fürst folgt einem Rufe der zwischen dem Schwarzen und Baltischen Meere lebenden slavischen Stämme, verläßt sein Vaterland Norwegen, bringt seine Verwandten, seine frei=

willige Kriegsschar mit und verpflanzt den Namen seines normannischen Stammes — Ruß.

Das geschah 862. Rurik läßt sich in Nowgorod nieder und begründet die Dynastie, welche bis zum Ende des 16. Jahrhunderts regierte. Seine Nachfolger verlegen die Hauptstadt in den Süden, nach Kiew, welches an den malerischen Ufern des Dnjepr gelegen ist. Das Hauptereignis dieser Periode ist die Einführung des Christentums unter Wladimir, dem Großfürsten von Kiew, im Jahre 987. Unzählige Klöster entstehen in Kiew und an anderen Orten; in ihnen entbrennt eine lebhafte Thätigkeit; religiöse Schriften werden übersetzt und abgeschrieben; das ganze geistige Leben conzentriert sich in ihnen. Doch das Land leidet unter den fortwährenden Streitigkeiten der um den Thron des Großfürstentums Kiew kämpfenden Fürsten und unter den zerstörenden Ueberfällen verschiedener asiatischer Völkerstämme, wie der Petschenegen, der Polowzer und schließlich der Tataren, welche in das Land einbrachen und es im Anfange des 12. Jahrhunderts unterjochten. Auf dem düsteren Hintergrunde der inneren Uneinigkeiten und Verwirrungen dieser Zeit prägen sich zwei Lichtgestalten dem Volksgedächtnis ein: Jaroslaw der Weise, welcher die im Volke lebenden gerichtlichen Gebräuche sammelt und in dem „Russischen Recht" zusammenfaßt, womit er uns die erste schriftliche Urkunde einer Gesetzgebung hinterlassen hat, — und Wladimir Monomach, der Schrecken der widerspenstigen Fürsten und der Liebling des Volkes. Wir werden die hohen geistigen Vorzüge dieses Fürsten näher kennen lernen bei der Betrachtung einer der berühmtesten unserer alten Chroniken, bekannt unter dem Namen: „Die Lehren des Wladimir Monomach." Dieses Werk gehört zu den anziehendsten Erzeugnissen der mittelalterlichen Litteratur.

Das tatarische Joch breitet sich wie eine dunkle Nacht über unser Vaterland aus. Jeder Versuch, sich eine politische Unabhängigkeit zu schaffen, wird vereitelt. Der frische Keim der inneren Entwickelung des Volkes, von welchem die Bewegung in den Klöstern und die politische Weisheit der erwähnten Fürsten Kunde giebt, wird vernichtet, und jede Aussicht auf Fortschritt und Aufklärung auf zweihundert Jahre hinaus zerstört. Doch hat das Nationalgefühl in dem Herzen des Volkes Wurzel gefaßt. Zu der Zeit, wo das alte Kiew mit seiner Akropolis von Klöstern, Kirchen und Glockentürmen allmählich jede politische Bedeutung verliert, erhebt sich eine andere Akropolis, — das „weißschimmernde", „goldgekrönte" Moskau. Unter der Regierung einer Reihe weiser und umsichtiger Fürsten wächst Moskau langsam, aber sicher heran, und schließlich müssen, als einziges Mittel zur Rettung aus der Knechtschaft der Barbaren, die anderen Fürsten ihm den Vorrang zuerkennen. Moskau wird der Mittelpunkt für das Selbstbewußtsein des Volkes; in den Annalen erhält es das Epitheton: „Herz Rußlands", „Vereinigerin der russischen Lande."

Im Jahre 1380 erringt an den Ufern des Don der Großfürst Dmitrij den ersten Sieg über die Tataren. Die Befreiung beginnt. Hundert Jahre später, unter dem Großfürsten Joann III. wird das verhaßte Tatarenjoch endgültig abgeschüttelt. Die schwere Aufgabe der Grundsteinlegung ist vollbracht, die Evolutionsperiode vollendet.

Das Großfürstentum Moskau steht festgegründet da, auf das Volksbewußtsein gestützt, und im Jahre 1547 wird Joann IV., genannt der Schreckliche, als erster Zar von Moskau gekrönt. Im Verlaufe unserer Darstellung werden wir bei dieser wunderbaren Erscheinung verweilen,

deren Name ein Synonym des Entsetzens geworden ist; wir kehren noch zu diesem blutdürstigen Despoten im Mönchsgewande zurück, der die Heilige Schrift auswendig kannte und dessen Opfer nach Tausenden zählen, — zu diesem unglücklichen Kindesmörder, der in einer Atmosphäre von Blut und Weihrauch lebte, zu dieser Verschmelzung eines Ludwig XI. und eines Heinrich VIII., der nur durch den Tod daran verhindert wurde, seine siebente Frau zur selben Zeit zu verstoßen, als seine Brautwerber bei der Königin Elisabeth erschienen, um bei derselben um die Hand ihrer Nichte, der Prinzessin von Hastings, anzuhalten. Wir werden zu dieser merkwürdigen Erscheinung zurückkehren, die im Volksliede, in der Malerei, in der Skulptur und im Drama fortlebt.

Die Schrecken dieser Regierung bereiten das Land für eine ganze Reihe über dasselbe hereinbrechender Heimsuchungen gleichsam vor. Der Sohn Joanns, Feodor, ist eine zartangelegte, sanfte Natur, doch als Herrscher willensschwach, und mit seinem Tode stirbt im Jahre 1598 die Dynastie Ruriks aus. Feodors junger Bruder Dmitrij wird ein Opfer der Ränke seitens Joanns Schwagers Boris Godunow, der die Volksgunst zu gewinnen weiß und zum Zaren gewählt wird. Doch trotz seiner weisen Politik vermag er nicht dem Verdacht zu entgehen, der Mörder des Zarewitsch[1]) gewesen zu sein. Nach siebenjähriger Regierung stirbt er, vergiftet, zur selben Zeit, als — gleich einem Rachegeist — der wieder auferstandene Dmitrij, ein von den Polen unterstützter Usurpator, in Moskau einzieht. Jetzt bricht die allerschlimmste Zeit über Rußland herein, bekannt unter dem Namen „die Zeit der Wirren“.

---

[1]) Sohn des Zaren.

Es erscheinen nach einander drei Usurpatoren unter dem Namen Dmitrij; in der Zwischenzeit — nach Aufruhr, Mord und Totschlag, dringen die Polen in das Land. Wohl lehnt sich das Volk gegen die Fremdlinge auf, doch der verzweifelte Versuch, sich von ihnen zu befreien, bleibt erfolglos. Es fehlt ein Führer, es fehlt der Mittelpunkt, um den das Volk sich scharen könnte, und schon scheint es, als müsse das Volk dem Drucke der Fremdherrschaft unterliegen. Als Moskau aber, in die Lage gebracht, zwischen einem Usurpator und einem fremdländischen Herrscher wählen zu müssen, sich Wladislaw, dem Sohne des polnischen Königs Sigismund, ergiebt, bäumt sich der letzte Rest des russischen Nationalstolzes dagegen auf. Aus Nishnij-Nowgorod an der Wolga erschallt der Ruf zur Befreiung. Ein Kaufmannssohn, der Fleischer Minin, stachelt mit feuriger Rede die Bevölkerung zum Kampfe an. Mit den größten Opfern wird ein Heer zugerüstet, und jetzt, da ein Führer fehlt, erscheint auf Bitten des Volkes an der Spitze der Krieger Fürst Posharskij, der sich schon in mehreren Schlachten ausgezeichnet hatte und dessen in dem letzten Kampfe geschlagene Wunden zu jener Zeit noch nicht geheilt waren. Ein schönes, ein herrliches Bild bietet dieses Volk dar, das nicht in Folge eines Befehls, sondern durch einen Akt freiwilligen Vertrauens sich in dem kritischen Moment seiner Existenz wie ein Mann erhebt und sich unter das Banner eines einzelnen stellt. An der Spitze des siegreichen Heeres ziehen Minin und Posharskij in das befreite Moskau ein; offizielle Schriften werden nach allen Richtungen hin versandt, die Vertreter des Landes versammeln sich in der Hauptstadt, und am 21. Februar des Jahres 1613 wird Michael Romanow auf den Thron erhoben. So hat dieses Volk, das von seinen eigenen

Führern als gebrochen und vernichtet angesehen wurde, mit übermenschlicher Anstrengung den zerrissenen Faden seiner historischen Entwickelung wieder hergestellt. Indem es alle in ihm schlummernden Kräfte aufbietet, findet es inmitten der Wirren jener Zeit selbst den Weg seiner historischen Bestimmung. Während der Thron unbesetzt ist, während der Patriarch in einem polnischen Gefängnisse den Hungertod stirbt, der alte Adel zu Grunde gerichtet, das Heer in Räuberbanden ausgeartet oder zerstreut ist, während Moskau durch Feuersbrünste zerstört, der Kreml von polnischen Truppen eingenommen wird, — erhebt sich das Volk und rettet sich selbst.

Einen rührenden Anblick gewährt der sechzehnjährige Jüngling Michael Romanow, der die Pflichten und Ehren der Zarenwürde mit seinem bejahrten Vater, dem Patriarchen Philaret, teilt. Es folgt nun eine furchtbare und segensreiche Zeit gemeinsamer Arbeit. Mit edler Fürsorge wird zur Heilung der inneren Schäden geschritten; der „Semskij Sobor", aus Volksvertretern bestehend, wird mehrmals in Moskau zusammenberufen. Rußland tritt in Verbindung mit anderen Reichen; bald giebt es Austausch von Gesandten, bald Handelsverträge mit Ludwig XIII. von Frankreich, mit Gustav Adolf von Schweden, mit Jacob von England und Christian IV. von Dänemark.

Allmählich dringen von Westen her Wissenschaft und Gewerbe ins Land. Unter der Regierung Alexeis, des Sohnes Michaels, erscheinen in Moskau holländische und englische Kaufleute, eine Truppe deutscher Schauspieler, ein Astronom aus Holstein, ein Ingenieur aus der Schweiz, ein General aus Schottland. In einigen Jahren verwandelt sich die sogenannte „deutsche Vorstadt" in eine Kolonie.... Da wird im Jahre 1672 dem Zaren Alexei

in zweiter Ehe ein Sohn geboren; der Vater nennt ihn Peter, die Geschichte giebt ihm den Beinamen „der Große“. Wir wollen jetzt die Zwischenregierung von Alexei, die seines Sohnes Feodor und seiner Tochter Sophia überspringen, welche letztere für ihre minderjährigen Brüder Joann und Peter eintrat. Wir kehren später zu dieser interessanten Epoche zurück, in welcher das erwachte innere, nationale, geistige Leben dem zunehmenden fremden Einflusse entgegenkommt; wir werden die Knüttelverse des gelehrten Mönchs Simeon Polozkij, die Tragödien der Zarewna[1]) Sophia und die privaten Theateraufführungen bei Artamon Matwejew noch erwähnen; wir kehren zu dieser den Umschwung vorbereitenden Epoche zurück. Jetzt aber erhebt sich vor uns die gigantische Erscheinung des Reformators, von dem der Dichter sagt:

> Bald Akademiker, bald Held,
> Bald Handwerker und wieder Seemann,
> So war mit Leib und Seele er
> Ein Arbeiter stets auf dem Throne.[2])

Niemals ist ein so großer Mann in so knapper und treffender Weise gezeichnet worden, als Peter der Große in diesem kurzen Verse Puschkins. Was können wir in unserer flüchtigen Skizze noch hinzufügen? Steht er nicht vor uns, wie eine wunderbare Offenbarung des Gesamtlebens eines ganzen Landes, wie eine epische Verkörperung der jungfräulichen Kräfte, welche in dem Volke schlummern und welche plötzlich in dem Bewußtsein eines einzigen

---

[1]) Tochter des Zaren.

[2]) Die angeführten Auszüge aus russischen Dichtungen sind nicht in Reimen, wohl aber unter Beibehaltung des Versmaßes wiedergegeben.

Menschen zum Leben erwachen? — Das unklare, fast unbewußte Verlangen, das offene Meer zu erreichen, das durch vorhergegangene Jahrhunderte hindurch sich in blutigen Kriegen verraten, im Norden gegen die Schweden, im Süden gegen die Türken, erhält nun in der Gestalt Peters einen so kräftigen Ausdruck, daß in den sechsunddreißig Jahren seiner Regierung auf diesem Gebiete mehr geschieht, als seine Vorgänger sich hätten träumen lassen. Er reißt die Mauer nieder, welche Rußland von der Außenwelt trennt, oder — wie Puschkin sich ausdrückt — „er bezeichnet den Wendepunkt, an welchem das Volksempfinden in das Volksbewußtsein übergeht, wo die Kraft des Volkes, bereichert und verstärkt durch das historische Vermächtnis anderer Völker, anfängt, an der mächtigen, das Gleichgewicht haltenden Weltkraft teil zu haben, wo es sich dessen bewußt wird, daß es nicht nur seinem Lande, sondern der Welt angehört. — Im Jahre 1721 wird aus dem Moskowitischen Zartum das Russische Kaiserreich.

In unserer kurzen Uebersicht können wir uns weder bei der praktischen Seite der Reform aufhalten, noch ihre ganze Bedeutung erfassen; das wäre auch noch nicht an der Zeit: wir müssen erst alles Vorhergehende kennen lernen und uns aneignen, um das zu verstehen und zu schätzen, was daraus hervorging.

Doch möchte ich noch eines rein äußerlichen Umstandes erwähnen. Sind Sie der Meinung, daß die Beschreibung von Kleidern, Frisur, häuslicher Umgebung unwesentlich sei? Ich finde es nicht. Meiner Ansicht nach tragen diese Aeußerungen dazu bei, ein Ereignis zu klassifizieren; zuweilen rufen sie uns eine vergessene Thatsache ins Gedächtnis zurück, — sie sind wie ein Nagel an der Wand, an dem das Bild hängt. Doch sie haben noch eine andere

Bedeutung: eine solche Aeußerlichkeit ist im stande, in unserem Gedächtnisse eine ganze Zeitepoche zu produzieren, aus einem kleinen Worte kann ein ganzes Bild erstehen. Wer weiß z. B. nicht, wie vieles in unserem Gedächtnisse durch Worte wie „Togajabot", „gepuderte Perücke", „Sporen" wachgerufen wird? Jede dieser Bezeichnungen ist gleichsam ein Buch in knapper Darstellung, ein Auszug, der alle Winkel unserer Gedächtniskammer mit einer Unzahl von Einzelheiten ausfüllt, die, obgleich nicht ausgesprochen, doch vor unserem geistigen Auge erstehen. Diese auf Association der Kräfte gegründete Arbeitskürzung ist eine der allerwertvollsten Fähigkeiten unseres Verstandes. Schätzen Sie demnach dergleichen Aeußerlichkeiten nicht gering. Nehmen wir ein Werk mit Abbildungen russischer Herrscher vor; blättern wir darin. Wenn wir bis zum achtzehnten Jahrhundert gekommen sind, könnten wir glauben, ein anderes Werk vor uns zu haben, das eine andere Welt darstellt. Und doch ist es nur der zweite Teil desselben Bandes; er ist vom ersten nur durch eine Seite getrennt, aber unter dem Bildnis dieser einen Seite steht die in achtlosen und flüchtigen Zügen hingeworfene lateinische Unterschrift „Petrus." Gewöhnlich ist Peter in der Waffenrüstung eines Ritters abgebildet, in welcher europäische Herrscher jener Zeit sich gern dargestellt sahen; sie wußten wohl, daß sie die letzten waren, die sich der Nachwelt noch in dieser Gestalt zeigen durften, ohne den Eindruck von Masken hervorzurufen. Nach ihnen tritt an die Stelle des Ritterkostüms für alle Zeit die Uniform. Viel seltener wird Peter in seinem täglichen Gewande dargestellt, im langschößigen, braunen Rock und in breiten Beinkleidern, in der Kleidung, in der er ganz Europa bereiste, in der er an allen Höfen, auf holländischen und eng-

lischen Werften erschien, und die Saint-Simon in seinen Memoiren bei Gelegenheit der Ankunft Peters in Paris erwähnt, als der Zar, der Sitte zum Trotz, den Knaben Ludwig XV. auf den Arm hob und den König von Frankreich küßte.

Doch sehen wir jetzt im Buche die letzte Seite vor Peter an; das Bild stellt aller Wahrscheinlichkeit nach Peters Bruder Joann, oder seine Schwester, die bekannte Sophia, dar.

Betrachten Sie dieselben. Wie wenig gleichen sie unserer Zeit, diese jungen Gesichter mit dem Ausdruck conzentrierten Denkens. Und weiter — hier ihr Vater Alexei, dort ihr Großvater Michael. Sehen Sie sie genau an; das sind die letzten Portraits der großen Bildergalerie. Welch' byzantinischer Ernst, welche fast kirchliche Pracht der Gewänder aus Goldbrokat! Wie ehrwürig diese langen Bärte und diese Kopfbedeckung, die fellverbrämte, berühmte „Mütze des Monomachus." Und die Mutter Peters, diese ehrwürdige Matrone im kurzen Pelz, in der Fellmütze, mit dem angenehmen, klugen, von einem weißen Seidentuche umrahmten Gesicht.

Und nun kehren Sie zu Peter zurück und schlagen Sie noch eine Seite des Buches weiter um. Wenn Sie beim Durchblättern einer illustrierten Ausgabe der französischen Geschichte von Karl dem Großen direkt zu den gepuderten Marquis der Zeit Ludwigs XV. übergingen, dieser Sprung wäre nicht weniger groß. Wer ist diese korpulente Dame im decolletierten Kleide französischen Zuschnitts, mit den schwarzen, auf die entblößten Schultern herabfallenden Locken, mit der diamantnen Krone auf dem Kopfe, mit dem rosigen Gesicht, rund wie der Vollmond, mit dem freundlichen Lächeln auf den sinnlichen

Lippen? — Das ist die Gemahlin Peters des Großen, die Kaiserin Katharina I. Wie verschieden von seiner Mutter! Und der nächste nach ihr, dieser Jüngling in der großen Perücke, mit dem uninteressanten, krankhaften Gesichte? Das ist Peter II., der Enkel Peters des Großen. —

Doch können wir alle diese Kaiser und Kaiserinnen, welche nach dem Tode Peters (1725) so schnell auf einander folgten, jetzt nicht betrachten; mit Ausnahme seiner Tochter, der Kaiserin Elisabeth, waren seine unmittelbaren Nachfolger zu unbedeutend, und alle treten sie in den Hintergrund vor der Erscheinung Katharinas der Großen. Im Jahre 1762 wird nach einer Palastrevolution Katharina, eine Prinzessin von Anhalt-Zerbst, damals die Gemahlin Peters III., als Kaiserin auf den Thron erhoben. Peter wird in einem unweit der Residenz gelegenen Schlosse gefangen gehalten. Doch infolge der besonderen Geneigtheit des Schicksals, welche die Geschichte in der guten alten Zeit oft an den Tag zu legen pflegte, stirbt der gestürzte Kaiser schon nach sieben Tagen. Jetzt beginnt die glanzvolle Regierung der „Nordischen Semiramis.“ Unterstützt von einer großen Anzahl begabter Mitarbeiter auf dem Gebiete der Politik, Diplomatie und Litteratur, führt sie ihr Land auf den von dem großen Reformator vorgezeichneten Weg und verwirklicht den von ihm angebahnten endgültigen Anschluß Rußlands an die anderen europäischen Großmächte. Die Pracht und der Glanz dieser Regierung rufen die ersten von Inspiration durchglühten dichterischen Erzeugnisse hervor. Gehüllt in die malerischen Falten der antiken Toga, stößt die pseudoklassische Poesie zum Ruhme Rußlands laut ins Horn und besingt in französischer Manier, in wohlklingenden russischen Versen die Heldenthaten der Kaiserin. Die junge kraftvolle Sprache, welche eben aus der ver-

alteten slavonischen Form hervorzugehen begann, geht nun mit Riesenschritten ihrer vollständigen Befreiung entgegen. Dershawin, der bejahrte Sänger Katharinas, überlebt seine Kaiserin, und, nachdem er die Schwelle unseres Jahrhunderts überschritten, begrüßt er am Rande seines Grabes den jungen Dichter, welchem es vorbehalten war, die russische Sprache auf die Höhe ihrer Vollendung zu bringen. Puschkin, von Dershawin begrüßt — die Genesis und die Evolution der ganzen russischen Litteratur liegt in diesen wenigen Worten. —

Die letzten drei Jahre des achtzehnten Jahrhunderts sind ausgefüllt durch die Regierung Pauls I., des Sohnes Katharinas II. Diese kurze Regierung weist eine sagenhafte Episode auf; eigentlich gehört sie eher in den Anhang, als zur russischen Geschichte selbst, nichtsdestoweniger möchte ich sie hier erwähnen, weil sie zu den ruhmreichsten Episoden der russisch-militärischen Chronik gehört.

Im Jahre 1799 tritt der Feldmarschall Graf Suworow, einer der größten Feldherrn der voraufgegangenen Regierung, an die Spitze seiner Armee, um die österreichischen Besitzungen in Italien von französischer Herrschaft zu befreien. Zwei Wochen nach seiner Ankunft in Italien findet ein feierlicher Einzug in Mailand statt; dann wird Turin eingenommen, und im Verlaufe von sechs Wochen ist das ganze nördliche Italien vom Feinde gesäubert. Zwei französische Generale, Moreau und Macdonald, werden besiegt, Mantua wird erobert; General Joubert fällt bei Novi, und 4500 Franzosen werden gefangen genommen. Italien ist befreit. — Nun bedrohen die Franzosen Oesterreich von der Schweiz aus. Im Kampf mit den größten Schwierigkeiten überschreitet Suworow, 2000 Mann opfernd, den

St. Gotthard; jeder Schritt wird mit Blut erkauft. Bei der berühmten Teufelsbrücke entbrennt ein verzweifelter Kampf; doch auch dieser Paß wird genommen. Jenseits der Teufelsbrücke stößt das ermattete, aus weniger als 20000 Mann bestehende Heer auf den 60000 Mann starken Feind; — doch Massena wird geschlagen, und endlich vereinigt sich die russische Armee mit der österreichischen, — barfuß, aber lorbeergekrönt. Wie viel Reisende, welche im bequemen Waggon durch den St. Gotthard fahren, denken wohl beim Anblick der halbverfallenen Brücke, die über dem blauen Abgrund der nebelerfüllten Felsenschlucht hängt, daß sie ein Denkmal russischen Kriegsruhmes vor sich sehen? Drei Marschälle der noch kommenden Napoleonischen Zeit sind geschlagen — und Napoleon selbst? Zu jener Zeit war er gerade in Aegypten. „Der Bursche schreitet wacker aus!" pflegte der alte Feldmarschall zu sagen, der die Erfolge des jungen Feldherrn scharf beobachtet hatte. Die Geschichte hat leider die Nachwelt um einen interessanten Moment gebracht, indem sie Suworow und Napoleon nicht zusammengeführt hat .... Ich sagte es schon, der Feldzug Suworows, der mit dem Volksleben in keinem inneren Zusammenhang steht, sollte eher an den Rand einer Seite geschrieben werden, als eine Seite der russischen Geschichte selbst einnehmen. Wenn wir uns trotzdem etwas länger hierbei aufgehalten haben, als die Gedrängtheit unserer Erzählung es zuläßt, so geschah es, weil dergleichen Einmischung in fremde Verhältnisse, verbunden mit außerordentlichem Kraftaufwand und keinem direkten Nutzen für das eigene Land, der russischen Politik unseres Jahrhunderts eigentümlich war. Erst durch die Regierung des verstorbenen Kaisers Alexander III. wurde dieser Politik ein Ende gemacht.

Wir treten in das neunzehnte Jahrhundert mit der Thronbesteigung Alexanders I., des ältesten Sohnes Kaiser Pauls. Diese eigenartige, schwer zu enträtselnde Persönlichkeit, deren Vorzüge einen bezaubernden Einfluß auf die Zeitgenossen ausübten, die Nachwelt aber ziemlich kalt lassen, ist mit dem denkwürdigen Jahre 1812 eng verknüpft, mit dem Jahre des „vaterländischen Krieges", wie in unserer Geschichte die Zeit des Napoleonischen Feldzugs in Rußland benannt wird. Diese Jahreszahl bedeutet in der Erinnerung eines jeden Russen freiwillige Hingabe des einzelnen im Interesse der Solidarität eines Volkes. Ein Ausbruch patriotischer Gefühle, wie er damals in allen Schichten der Gesellschaft erfolgte, hatte in ähnlicher Weise nur einmal, vor zweihundert Jahren, stattgefunden, zu jener Zeit der Wirren, von der wir oben sprachen. — Die schöne Erscheinung Alexanders I. ist untrennbar von den Ereignissen, die sich in den Jahren von 1805 bis 1815 in Europa abspielen. Eine gewisse Feststimmung, eine ununterbrochene Parade begleitet ihn während der vielen Koalitionen und Kongresse; doch das alles trübt nicht das ruhige, klare, fast gleichgültig blickende Auge dieses Herrschers. In dem Kampfe Europas gegen Napoleon ist Alexander die Rolle zugefallen, dem Kriege eine Grenze zu setzen. Der Enthusiasmus der von dem Joche des Cäsaren befreiten Völker webt einen mystischen Heiligenschein um sein Haupt. An dem Tage, da er an der Spitze der vereinigten Armeen, in Begleitung des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Preußen in Paris einzieht, kennt der Jubel keine Grenzen, und er erreicht seinen Höhepunkt, als Alexander nach den Kongressen in Wien, Laibach und Verona, nach dem Besuch in London in sein Vaterland zurückkehrt und auf dem ganzen Wege durch jene Länder,

denen er den Frieden gebracht und deren Grenzen er wieder hergestellt, sich Triumphpforte an Triumphpforte reiht und ein „Alexandro Benedicto“ ihn bewillkommnet.

Daheim aber war die Zeit, da Karamsin sein prächtiges Denkmal der „Geschichte des Russischen Staates“ errichtete, da Shukowskij mit den Traditionen der Pseudoklassiker gebrochen hatte und seine Leier romantisch stimmte, da Puschkin in die Tiefen der Volksseele hinabstieg und die ersten Blüten einer selbständigen russischen Poesie ans Licht lockte. Eine mächtige geistige Gärung thut sich kund und nimmt so schnell zu, daß in etwa vierzig Jahren die russische Litteratur von den ersten Strahlen der Morgenröte bis zum hellen Tageslicht fortschreitet. Es werden Stimmen laut zu Gunsten der Befreiung der Bauern; leider artet diese Bewegung während der Thronbesteigung Nikolaus' I. in eine gewaltsame Revolution aus, die durch Waffen unterdrückt werden muß. Diese anregende Zeit bringt verschiedene Geistesströmungen hervor: die deutsche Philosophie verdrängt die französischen Ideen des achtzehnten Jahrhunderts; die Lehre Hegels überschreitet die Grenzen unseres Landes und entflammt mit ihrem „Nimbus der Unfehlbarkeit“ die Herzen der jungen Generation, die in der idealistischen Atmosphäre der Romantik heranwächst. Es entstehen litterarische Gesellschaften, und in zahlreichen Zeitschriften werden lautgewordene Streitfragen ausgefochten. In grellen Farben treten hier die zwei Haupttheorien hervor; ihre Vertreter sind die „Slavophilen“, die Anhänger der nationalen Kultur und Ankläger Europas, — und die Sapadniki[1]), die Anhänger der westeuropäischen Kultur

[1]) Sapad = Westen, „Sapadniki“ wörtlich „Westlinge“, d. h. Anhänger der westeuropäischen Kultur.

und Verteidiger des Universalismus. Diese beiden Richtungen stehen sich seit der Zeit in der Beurteilung jeglicher wichtigen Fragen hinsichtlich nationaler Bestrebungen radikal gegenüber: die Bestimmung Rußlands, die Bedeutung der Reform Peters, alle Ereignisse unserer Geschichte, selbst die Frage über die Abstammung Ruriks von den Normannen werden zu einer Scheide, welche die russische Kritik in zwei Lager spaltet. Bei dem stürmischen Meinungsaustausch wird die Richtung der modernen Litteratur immer beharrlicher und ausgesprochener. Gogol streift das Konventionelle von der Kunst ab, enthüllt die menschliche Natur in ihrer traurigen Nacktheit und legt den Grund zur russischen naturalistischen Schule. Lermontow schwelgt in der Verherrlichung bitterer Enttäuschungen; sein romantischer Pessimismus und die epikuräisch angehauchte Lyrik Puschkins ergänzen sich gegenseitig; Kolzow endlich geht der Volkssprache auf den Grund und wird zum Urheber einer Litteratur im volkstümlichen Sinne.

Der durch die revolutionäre Bewegung im westlichen Europa hervorgerufene Alarm von 1848 und später der unglückliche Krimkrieg hemmen eine Zeit lang die freie Entwickelung dieser litterarischen Bewegung; doch schon erklingen die Namen Turgenjew und Tolstoi. Kaiser Alexander II. besteigt den Thron im Jahre 1855, und am 19. Februar des Jahres 1861 wird die Befreiung der Bauern proklamiert. Die Schriftsteller und Poeten dieser Zeit atmen alle die belebende Atmosphäre, die den Kaiserthron umgiebt, während die berühmte Kommission unter dem Vorsitze des Grafen Rostowzew dem Monarchen bei der Ausführung seiner Pläne zur Seite steht.

Nur ein Akt aus der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts kann diesem Akt des Kaisers Alexander II. an die Seite gestellt werden; noch ein anderes Land hat gleichfalls Millionen Menschen von der Knechtschaft befreit. Doch das, was in der Republik durch einen vier Jahre dauernden blutigen Kampf und durch Bürgerkriege erreicht wurde, das vollbrachten in Rußland einige erleuchtete Männer, indem sie in einer bestimmten, von ihrem edlen Monarchen vorgeschriebenen Richtung arbeiteten. Und es ist kein bloßer Zufall, es ist keine Laune des Schicksals, sondern der hohe Wille der Vorsehung, daß der Name des Zaren Alexander II., des Befreiers, in dem Herzen der Amerikaner mit der Erinnerung an Ihren Krieg (national war) untrennbar verbunden ist[1]). Der Geist, der zu großen Thaten führt, der die Menschheit auf den Weg leitet, auf dem sie ihrem Beruf entgegen geht, ist ein und derselbe überall, in jedem Lande, bei jedem Volke, wie auch in jedem Individuum; und es giebt keine so weiten geographischen Grenzen, keine so hohen politischen Schranken, keine so tiefeingreifenden nationalen Verschiedenheiten, als daß jemals die Einheit der menschlichen Seele zerstückt, oder das Einheitsbewußtsein in der menschlichen Vernunft durch irgend jemand ausgerottet werden könnte.

---

[1]) Während des Krieges zur Befreiung der Neger erschienen einige russische Kriegsschiffe im atlantischen Ocean und kreuzten längs der amerikanischen Küste. Ob das ein offizielles Manöver war, ist bis heute von amerikanischen Historikern und Diplomaten nicht festgestellt worden; die Bevölkerung sah darin eine Demonstration gegen die Einmischung Englands und verbindet für immer mit dem Namen Alexanders II. eine der ruhmreichsten Begebenheiten ihrer Geschichte.

Sie kennen den tragischen Tod Alexanders II. Mit dem Jahre 1881 beginnt die Regierung des Kaisers Alexander III., dessen Hinscheiden wir vor anderthalb Jahren betrauerten.

Wir sind bis zur Gegenwart gekommen. Das nächste Mal kehren wir in die nebelhafte Ferne der alten Chroniken und Volkssagen zurück.



Erzählung aus ferner Zeit, woher Rußland seinen Ursprung nahm, wer zuerst in Kiew regierte und seit wann das russische Reich zu bestehen begann.

Titel von Nestors Chronik. (XII. Jahrh.)

Zweite Vorlesung.

(862—1224).

Zwei Stimmen aus dem Altertume (Herodot und Tacitus). Osten und Westen, Schicksalsfaktoren der europäischen Völker. Gründung des russischen Reiches. Normannische Theorie. Kiew und Byzanz. Wladimir der Heilige und Einführung des Christentums in Rußland. Bedeutung der Klöster. Geistliche Litteratur. Geistliche Gedichte, epische Poesie. „Das Lied vom Feldzuge Igors." Volksversammlung (Wetsche). — Der Fürst. — Jaroslaw der Weise und das „Russische Recht". Wladimir Monomach und seine „Lehre". Verkehr mit Europa in der vormongolischen Zeit.

Im Mittelalter liebten es die Herrscher, ihren Stammbaum aus dem Altertume herzuleiten und ihren Namen in unmittelbare Verbindung mit den Namen des Augustus und des Cäsar zu bringen. Die modernen Historiker bestreben sich, ihre Quellen auf Herodot zurückzuführen, und versuchen auf alle Weise den Schriften dieses alten „Vaters der Geschichte" irgend etwas zu entnehmen. (Sind Sie sicher, im ersten Kapitel irgend eines Werkes über die Geschichte der Argentinischen Republik nicht auf seinen Namen zu stoßen?)

Was die russischen Forscher anbetrifft, so finden sie, zu dieser Urquelle hinaufsteigend, keine ihnen günstigen ethnographischen Daten, — doch wenn Herodot ihre Vorfahren nicht erwähnt, so spricht er wenigstens von ihrem Vaterlande.

Als der betagte Historiker den Pontus Euxinus überschritt und bei den griechischen Kolonien landete, die an den Ufern der jetzigen Krim und längs der Küste des Asowschen Meeres blühten, erblickte er reiche Städte, prachtvolle, den Göttern Griechenlands geweihte Tempel. Hinter diesen Städten aber gewahrte er ein Land mit unbegrenzten Steppen, mit breiten Flüssen, — und in diesen Steppen strichen die Nomadenhorden der Skythen umher und weideten ihre Herden.... Von alledem sind nur die unbegrenzten Steppen und die breiten Flüsse übrig geblieben. Das kostbare Erbe der griechischen Kolonien liegt unter Glas und Rahmen in der Abteilung des Kertsch'schen Museums in der Kaiserlichen Eremitage zu Petersburg[1]), und die Skythen sind verdrängt und vernichtet, zuerst durch die Sarmaten, alsdann durch zahllose Nomadenstämme, die Asien aus der Tiefe seiner Einöden gleich verheerenden Stürmen über Europa verbreitete. So wird der Faden unterbrochen, der uns mit Herodot verbindet.

---

[1]) Ueber die Ausgrabungen im südlichen Rußland: „Antiquités du Bosphore Cimmérien conservées au Musée Impérial de l'Ermitage". 3 vols. St. Pétersbourg 1854. „Comptes rendus de la Commission Impériale Archéologique pour les années 1859—1883", avec Atlas in Fo. St. Pétersbourg 1860—1883. „Recueil d'Antiquités de la Scythie, publié par la Commission Imp. Arch." St. Pétersbourg 1866—1870. N. Kondakow et C-te J. Tolstoi „Antiquités de la Russie méridionale". Paris 1891.

Die asiatischen Nomadenstämme setzen ihre feindlichen Einfälle in die südöstlichen Ebenen Europas fort, von der Zeit Herodots bis zum dreizehnten Jahrhundert. Die Hauptüberfälle gingen von den Hunnen aus im fünften Jahrhundert, den Avaren, welche im achten Jahrhundert von Karl dem Großen zurückgedrängt wurden, und den Mongolen, mit deren Einbrechen das tatarische Joch im Jahre 1224 über Rußland verhängt wird. Doch lange vor dieser Zeit, noch in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, stoßen die asiatischen Stämme auf ihrem Wege auf ein neues Volk, welches hart an der Grenze Westeuropas, an der unteren Donau, am Fuße der Karpathen lebte. Das waren Slaven. Tacitus kannte ihre Vorfahren am südwestlichen Ufer des Baltischen Meeres. Indem er von ihnen spricht, fragt er sich, ob er sie zu den asiatischen oder zu den europäischen Stämmen zählen solle, und entscheidet: zu den letzteren, — denn sie bauen Häuser, tragen Schilde, fechten zu Fuß, und das alles geht gegen die Sitte der Sarmaten, welche in Wagenburgen leben und reitend kämpfen[1]). So hat der große römische Historiker, dank seinem scharfsinnigen Blick und seinen vorurteilsfreien Ansichten der Anthropologie, der vergleichenden Sprachkunde

[1]) C. C. Tacitus. „De moribus Germanorum“ cap. XLVI. „Venedi multum ex moribus traxerunt . . . . inter Germanos potius referuntur, quia et domos fingunt etc. . . . .“ Bezüglich der Identifizierung der Wenden und Slaven berufen wir uns auf Solowiew (Geschichte Rußlands, B. I, Cap. III), welcher sich selbst auf Plinius stützt. „Hist. Nat.“ I. IV, cap. 13. Tacit. „Germ.“ VI. c. 7, Ptolem. „Geogr.“ I. III. c. 5. I. V. c. q. Marciani „Peripl. in Geogr. veter. Script. graec. minor.“ ed. Hudson. I. 54—57. Jornandes „De origine actibusque Getarum“. cap. 5.

und anderen modernen Wissenschaften vorgegriffen. Wie verschieden von diesem frühen Urteilsspruch der Geschichte lautet die Erklärung des Mannes, der im Anfange unseres Jahrhunderts die Menschheit einteilt in Menschen und Russen. Doch Klinger war Poet, nicht Geschichtsforscher und nicht Philolog. Die Historiker wissen jetzt, daß die Slaven im Verein mit den Griechen, Romanen, Germanen zu dem großen indo-arischen Stamme gehören, welcher in unvordenklichen Zeiten aus Indien über Mittelasien und den Kaukasus nach Westen wandert[1]) — und die Philologen wissen jetzt, daß die slavonische Mundart unter allen europäischen Sprachen dem altindo-iranischen Stamme am nächsten verwandt ist[2]).

Sie sehen, Tacitus sagt nicht, daß die Slaven aus Asien hergekommen sind; er findet sie nicht nur in Europa schon ansässig, sondern bereits im Kampfe mit asiatischen, in Europa eindringenden Horden[3]). Wann sie sich von der Heimatstätte des indo-arischen Stammes losgelöst und ihren Weg gen Westen eingeschlagen, darüber ist nichts bekannt, und ihr erster selbständiger Schritt, dessen die Geschichte erwähnt, ist im Gegenteil ihre Uebersiedelung von den Abhängen der Karpathen in die Ebenen des Dnjestr

---

[1]) Ueber die Slaven: Zeuß „Die Deutschen und die Nachbarstämme" M. 1837. Surowetskij (deutsch übersetzt v. Schaffarik) „Ueber die Abkunft der Slaven." Ofen 1828.

[2]) Ueber die slavonische Sprache: Miklosich „Lautlehre der altslavonischen Sprache." „Formlehre der altslavonischen Sprache." Wien 1850. „Slavische Bibliothek." 2 B. Wien 1851—1858.

[3]) „Der Aufenthalt der Slaven in den Donauländern hat in den Ortsnamen deutliche Spuren hinterlassen." (Solowjew „Geschichte Rußlands", B. I, c. III.) S. Schaffarik „Slavische Altertümer." 2. B. Leipzig 1843—44.

und Dnjepr, also es ist eine Bewegung nach Osten.[1]) Das ist von Bedeutung für jeden, der über das Schicksal der Völker und ihren Zusammenhang mit der Wanderung der menschlichen Rassen nachgedacht hat.

Diese Wanderung ging immer in der Richtung von Osten nach Westen vor sich, und nicht nur Menschen, auch Tiere und Pflanzen bewegen sich, wie die Naturwissenschaft beweist, in dieser Richtung fort; sie gehen sozusagen mit der Sonne. Viele sehen darin eine Bürgschaft für den Erfolg der Kolonisation, daß sie sich bewußt diesem Naturgesetz anschließen[2]). Lassen wir die Kolonisationsfrage, die anfechtbar ist und uns im Augenblick auch nicht interessiert, bei Seite, so müssen wir immer gestehen, daß die europäischen Völker bei ihrer Wanderung im Bereiche des europäischen Kontinents durch ihre Fortbewegung nach Westen an Kraft zunahmen; in Uebereinstimmung mit dem Naturgesetz bedeutet die Fortbewegung nach Westen: Wachstum, Bereicherung der Volkskraft, — während die Bewegung nach Osten stets große materielle Opfer gekostet hat.

Dasselbe gilt für die Gesetze der Sittlichkeit: vom Westen ging für die europäischen Völker immer das Zunehmen an geistiger und seelischer Entwickelung aus, während im Osten die geistigen Kräfte durch kulturträgerische Aufgaben verausgabt wurden. Wir könnten die beiden Richtungen auf folgende Weise charakterisieren: die Bewegung jedes europäischen Volkes nach Osten bedeutet — Erziehung anderer, die Bewegung nach Westen —

---

[1]) Solowjew, op. cit.

[2]) Basile Conta. „Théories de l'ondulation universelle". Paris. Die griechischen Kolonien in Kleinasien sind die einzigen, die mit diesem Gesetz im Widerspruch stehen.

Selbsterziehung. Wir können uns nicht gar zu lange bei dieser Frage aufhalten, die Rußlands Schicksal in interessanter Weise beleuchtet; ich wollte nur die Aufmerksamkeit derjenigen meiner Zuhörer, die sich für die Philosophie der Geschichte interessieren, auf diese Thatsache lenken, die sie als Ausgangspunkt, noch mehr als Basis für ihr Urteil über verschiedene Begebenheiten in der russischen Geschichte betrachten können, und ich dürfte sie versichern, daß sie keine falschen Schlüsse ziehen werden, selbst wenn sie die Thatsachen nicht zur Genüge kennen sollten. Hier kommt der Schillersche Gedanke zu seinem Rechte: „Was der Geist verspricht, hält die Natur.“ — Derjenige, welcher die Geschichte Rußlands vom Standpunkte der Völkerbewegung von West nach Ost betrachtet, wird ersehen, daß er die Frage in ihrem Brennpunkte berührt hat, die Frage vom Ursprunge dieses Volkes, das im Anfange des siebenten Jahrhunderts sich am unteren Laufe der Donau in Bewegung setzte und am Ende des neunzehnten Jahrhunderts als Vermittler zwischen China und Japan auftritt.

Auf ihrer Wanderung nach Osten schritten die alten Slaven allmählich fort und gründeten im Verlauf von zwei Jahrhunderten nach einander mehrere Reiche. So entstanden: Samo, Chrobatien, Serbien, Böhmen und endlich das russische Reich. Sie erinnern sich, daß mit dem Jahre 862 die Geschichte unseres Landes beginnt; das Ereignis, das mit dieser Jahreszahl zusammenhängt, ist bekannt unter dem Namen „die Berufung der Fürsten.“ Die Chronik erzählt uns über die Entstehung unseres Reiches Folgendes. Die an dem Dnjepr und seinen Nebenflüssen lebenden Volksstämme, müde der inneren Kämpfe und der Ueberfälle nomadisierender Nachbarn, entschlossen sich, Boten über das Meer nach Norwegen zu senden, um sich

aus dem Stamme der Waräger einen Herrscher zu wählen. „Unser Land ist groß und fruchtbar, aber es ist keine Ordnung darin, — kommt und regiert uns.“ So sprachen die Abgesandten, als sie vor Rurik, dem normannischen Fürsten des Stammes Ruß, erschienen. Und Fürst Rurik kam, ließ sich in Nowgorod nieder und legte den Grund zum russischen Reich[1]).

Dieses Ereignis ist eine der wunden Stellen unserer Geschichte, die nichtendenwollende Meinungsverschiedenheiten hervorruft. Die „nationale Partei“ fühlt sich in ihren patriotischen Gefühlen durch diese „Normannische Theorie“ verletzt, welche Ausländer zu Begründern des russischen Reiches stempelt. Lomonossow war der erste, der im vorigen Jahrhundert diese Frage aufwarf, und seitdem hören die Streitigkeiten nicht auf. Wir wollen hier die langweiligen Streitfragen nicht erörtern, ob das Wort „Waräger“ der Name eines Volksstammes, oder ob er ein militärischer Ausdruck sei, ob Rurik aus Norwegen oder aus dem jetzigen Preußen stamme, ob er Normanne oder Slave gewesen ist. Fragen wir uns jedoch, ob es denn überhaupt erniedrigend ist, daß die Geschichte unseres Landes unter der Regierung fremdländischer Herrscher ihren Anfang genommen hat. Welches europäische Volk hat einen anderen Anfang? Die Angelsachsen, die Franken und Kelten, die Germanen und Römer, alle Völker Europas sind das Resultat von Invasionen und der Vermischung von Völkern; man sollte meinen, daß die Natur eine

[1]) Ueber die Entstehung des russischen Reiches: W. Thomson „Ursprung des russischen Staates“, 1879. A. A. Kunik „Die Berufung der Schwedo-Russen durch die Finnen und Slowenen“, St. Petersburg 1844—45. Ewers „Kritische Vorarbeiten zur Geschichte der Russen.“ Krug „Forschungen“, 2. B., St. Petersburg 1848.

nationale Selbstentstehung nicht zulassen wolle. Die alten Römer hatten wahrlich ihren Stolz; dennoch widerstrebte ihr Nationalgefühl nicht der Volksphantasie, welche die Entstehung des römischen Reiches mit Aeneas, dem unglücklichen Verbannten aus dem zerstörten Troja, und mit seiner Niederlassung in Albalonga in Verbindung bringt; sie wußten, daß selbst eine noch so phantastische Legende sich auf das Naturgesetz stützt.

Die Waräger waren in Rußland keine Fremdlinge. Als die Nachfolger Ruriks Norwegen verließen und die Hauptstadt nach Kiew verlegten, fanden sie dort Stammesgenossen vor, da von altersher der Dnjepr Handelsstraße zwischen Skandinavien, dem Schwarzen Meere und der reichen Residenz Byzanz gewesen war. Diese wunderbare Stadt, erblüht unter südlichem Himmel, Produkt des bewegten lebhaften Westens und des trägen, zur Beschaulichkeit neigenden Ostens, übte eine solche Anziehungskraft auf diese Kinder des Nordens aus, daß die erste Periode unserer Geschichte sich durch unzählige Angriffe auf Konstantinopel auszeichnet. Diese halb kriegerischen, halb commerziellen Beziehungen zu Byzanz zogen wichtige Folgen nach sich. Pascal sagt: „Les fleuves sont des chemins qui marchent;“[1]) — durch den Dnjepr stromaufwärts drang das Christentum in Rußland ein.

Das geschah nicht plötzlich. In vereinzelten Fällen fand das Christentum schon im Anfang des zehnten Jahrhunderts Eingang. Um das Jahr 950 stand in Kiew bereits eine Kirche, die dem Propheten Elias geweiht war. 957 reiste die Fürstin Olga, die Mutter des damals herrschenden Fürsten Swjatoslaw (eines Enkels Ruriks), nach

[1]) „Flüsse sind wandernde Heerstraßen.“

Byzanz, um die heilige Taufe zu empfangen; der Kaiser selbst vertrat Patenstelle an ihr.[1]) Ihr Sohn weigerte sich, den Glauben seiner Väter abzuschwören, ihr Enkel aber, der Fürst Wladimir, sandte Boten aus in fremde Länder, um verschiedene Religionen zu erforschen. Als die Boten zu ihrem Fürsten zurückkehrten, sagten sie: „Wer einmal das Süße gekostet hat, kann das Bittere nicht mehr ertragen, so können wir den heiligen Gottesdienst der griechischen Kirche in Byzanz nicht mehr vergessen."

Der Gottesdienst, der einen so tiefen Eindruck auf die Abgesandten Wladimirs gemacht hatte, war die vom Patriarchen von Konstantinopel gefeierte Liturgie in den Hallen der Hagia Sophia im Beisein der beiden Kaiser. Wladimir beschloß das Christentum anzunehmen und bat die byzantinischen Kaiser Konstantin und Basilius, ihn bei der Einführung des neuen Glaubens in seinem Lande zu unterstützen. Doch wollte er nicht als einfacher Bittsteller auftreten, und so unternimmt er einen Feldzug gegen Korssun (das alte Cherronesos), eine am Ufer der Krim gelegene griechische Kolonie; die neue Religion soll im Fall eines glücklichen Ausganges eine Art Kriegskontribution bilden[2]).

[1]) In den alten Chroniken wird die Bedeutung der Taufe Olgas folgendermaßen dargestellt: „Sie war der Vorläufer des Christentums in Rußland, wie der Morgenstern der Vorläufer der Sonne. Wie der Mond in der Nacht scheint, so war sie eine Leuchte der Finsternis, eine Perle in dem Schlamme, in welchem sich das heidnische, durch die Taufe noch nicht gereinigte Volk befand. Sie reinigte sich in dem heiligen Bade und befreite sich von der vom alten Adam überkommenen Sünde.

[2]) Eine eigentümliche Erscheinung in der europäischen Geschichte ist der Umstand, daß die Einführung der Religion der Liebe und des Friedens bei so manchem Volke mit einer Waffenthat verknüpft ist. So verkündet Konstantin der Große das Christentum nach seinem Siege über Maxentius, so führt Chlodwig das Christentum in Frankreich ein nach dem Siege über die Alemannen bei Zülpich.

Das Unternehmen gelingt vollkommen; Korssun wird erobert, nach Konstantinopel aber werden Gesandte geschickt, um bei den Kaisern, im Auftrage des Fürsten Wladimir, um die Hand ihrer Schwester Anna anzuhalten. Die Kaiser stellen ihrerseits die unbedingte Forderung, Wladimir solle vorher das Christentum annehmen, und nachdem der Großfürst seine Zustimmung gegeben, erscheint aus Konstantinopel ein griechischer Bischof in Rußland. Eine schöne Kirche unweit Sewastopol birgt heute noch das steinerne Taufbecken, in welchem der, unter dem die Taufe in Rußland eingeführt wurde, selbst die heilige Taufe empfing. Als Wladimir nach Kiew zurückkehrte, wurde die ganze Bevölkerung am Ufer des Dnjepr zusammenberufen. Das Volk stieg in das Wasser, teilte sich in Gruppen, jede Gruppe erhielt ihren besonderen Namen, und alle wurden durch die Taufe in den Verband der christlichen Kirche aufgenommen. Das geschah im Jahre 987. Als im darauffolgenden Jahrhundert die Meinungsverschiedenheiten zwischen Konstantinopel und Rom die große Trennung der Kirche herbeiführten, folgte Rußland als Täufling Byzanz' letzterem und erkennt seitdem den Papst als Oberhaupt der Kirche nicht mehr an.

Wladimir wurde ein gläubiger und werkthätiger Christ. Dank ihm entstehen an den schönen Ufern des Dnjepr Kirchen, Kathedralen, Klöster, und Kiew wird und bleibt bis zum heutigen Tage ein Wallfahrtsort, wohin aus ganz Rußland unausgesetzt gepilgert wird. Das Volk verehrte in Wladimir nicht nur einen gottgefälligen Menschen; er wurde nach seinem Tode in die Schar der Heiligen aufgenommen und zugleich der Lieblingsheld des Volkspoesie.

Das Andenken Wladimirs, das in dieser doppelten Gestalt unter uns fortlebt, wird Gegenstand unserer ferneren

Betrachtung sein; untersuchen wir vorderhand, welche Art der Thätigkeit unter dem Einflusse der neuen Religion entstand, und gehen wir alsdann zum Volksepos über.

Die christliche Lehre wurde zuerst durch die griechische Geistlichkeit verbreitet. Sie bediente sich, um das Volk zur Erkenntnis zu führen, der slavonischen Uebersetzung der heiligen Schrift, die hundert Jahre vorher für die Böhmen von zwei Griechen, den Brüdern Cyrillus und Methodius[1]), verfaßt war; die Stätte von welcher aus das Christentum Verbreitung fand, waren die Klöster. Wir können uns schwer die Bedeutung des Klosters zu jener Zeit vorstellen in einem Lande, wo es keine Schulen gab, wo noch keine Spur von Aufklärung zu entdecken war, wo das Volksbewußtsein eben erst zu erwachen begann, in einem Lande, das zum großen Teil noch dem Heidentume angehörte, dessen Bevölkerung aber, erfaßt von mächtiger, poetischer, schöpferischer Kraft, Lieder ins Leben rief, dieselben Lieder, welche bei der Heranbildung zukünftiger Generationen weltliche Mitarbeiter der Geistlichkeit werden sollten.

Das Kloster war zu jener Zeit das Höchste; es war die Quelle von Sittlichkeit, Weisheit und selbst von weltlicher Macht, da mit Ausnahme rein militärischer Fragen die Ratschläge der heiligen Männer, die ihr Leben mit Beten und Fasten zubrachten, von den Fürsten angehört und befolgt wurden. Die Fürsten selbst fühlen sich zu den Klöstern hingezogen; die geistliche und weltliche Macht zieht sich gegenseitig an. Da die Fürsten in erster Reihe die Vorzüge der Bildung genießen, so werden sie als Geistesaristokraten gleichsam Träger der geistlichen Interessen außer-

[1]) Louis Léger „Cyrill et Méthode". Paris 1868.

halb der Klostermauern; der Fürst gleicht oft einem im Mönchsstande lebenden Krieger, oder einem im Heere dienenden Mönche. Derart sind die Lebensbedingungen eines Volkes in der frühesten Zeit seiner Kindheit; der Mensch kann seinen physischen Bedarf nicht anders als durch Kampf sichern; er kann nur zu Büchern gelangen, indem er ins Kloster geht. Die allmähliche Abschwächung dieser beiden Extreme nennen wir Civilisation, und wir ermessen ihren Grad an der Leichtigkeit, mit welcher physische und geistige Bedürfnisse, ohne einander zu beeinträchtigen, sich befriedigen lassen.

Die in den Klöstern sich entwickelnde Litteratur bestand aus Uebersetzungen griechischer Schriften und aus selbständigen Werken, wobei die ersteren den letzteren als Muster dienten. Die Litteratur war geistlichen Inhalts; sie enthielt Predigten, Beschreibungen von Wallfahrten und behandelte das Leben der Heiligen. Alle diese Werke verraten eine ziemlich sonderbare Vereinigung von absichtlicher Didaktik (wie sie bei jeder Litteratur imitativen Charakters unvermeidlich ist) und einer ungekünstelten Aufrichtigkeit und Frische, die die strenge, durch fremdländische Lehrer[1]) hervorgebrachte Form durchdringen.

Eins der bedeutendsten Erzeugnisse geistlicher Beredsamkeit jener Zeit ist die Schrift des Bischofs Hilarion (1051) „Ueber Gesetz und Gnade". Es steht nicht nur vollständig vereinzelt, sondern gewissermaßen als ein litterarisches Phänomen da. Nach dem Urteil eines Kritikers sind die Vorzüge dieses Werkes so hervorragend, daß es, in unser jetziges Russisch übersetzt, für eine Rede Karamsins gelten

[1]) P. Schaffarik „Uebersicht der ältesten kirchenslavischen Litteratur." Leipzig 1848.

könnte[1]). Voller Anmut ist die Beschreibung der Wallfahrt des Abtes Daniel nach Jerusalem. Der gottesfürchtige Mönch schildert alles, was er auf der Wanderung gesehen, um denjenigen einen geistigen Genuß zu bieten, die den Wunsch hätten, in Gedanken die Wallfahrt nach Jerusalem zu vollbringen, „da viele," sagt er, „vermittelst mildthätiger Gaben und guter Werke die heiligen Orte zu Hause erreichen." Interessant sind die historischen Einzelheiten während seines Aufenthalts in Jerusalem: die Gunst des Königs Balduin von Jerusalem, der den russischen Pilger aufforderte, ihn in den Feldzug gegen Damaskus zu begleiten, sein rührendes beständiges Gedenken an die in der Heimat zurückgebliebenen Anverwandten, die Erzählung, wie er auf den Markt gegangen und ein großes gläsernes Räucherfaß gekauft, wie er Oel hineingegossen „reines Oel, ohne Wasser", wie er es zu Füßen des heiligen Grabes niedergelegt habe, — und wie das Licht zu leuchten begonnen „zum Segen für alle Fürsten Rußlands, für das ganze russische Land und für alle Christen dieses Landes"[2]).

Neben dieser im kirchlichen Sinne rein geistlichen Litteratur entwickelte sich noch eine verwandte andere. Seit

---

[1]) Golubinskij „Geschichte der russischen Kirche." 2. B. Moskau 1880.

[2]) In französischer Uebersetzung: A. Norow „Igoumène russe. Pélerinage en Terre Sainte au commencement du XII. siècle (1113—1115)". St. Pétersbourg 1864. Deutsch übersetzt v. A. Leskien in der „Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins." B. VII, Leipzig 1884. — Beachtenswert ist, daß der Autor mit der epischen Einfachheit seiner Darstellung eine solche geographische und topographische Genauigkeit vereinigt, daß er bis jetzt als eine Autorität angesehen wird, auf welche französische Dominikaner in ihren archäologischen Studien Bezug nehmen.

frühester Zeit beschäftigte sich der wissensdurstige Geist der Christen mit den Begebenheiten aus der heiligen Geschichte, welche in der heiligen Schrift nicht beschrieben, sondern nur angedeutet werden; allmählich fügt die Phantasie neue Episoden hinzu, und so entsteht in Rußland wie auch im westlichen Europa eine Reihe von Schriften, gleichsam als Anhang zur Bibel. Wir nennen aus der Zahl solcher Apokryphen die bekannte „Wanderung der Mutter Gottes durch das Leid.“ (Zwölftes Jahrhundert.) Die heilige Jungfrau entschließt sich einst, nach ihrer Himmelfahrt in Begleitung des Erzengels Michael alle in der Hölle Leidenden aufzusuchen. Von ihrer traurigen Wanderung zurückgekehrt, erscheint sie vor Jesus Christus, um Fürsprache für die unglücklichen Sünder einzulegen. Der Sohn Gottes schenkt um der Gnade seines Vaters, um der Gebete seiner Mutter, des Erzengels Michael und aller Heiligen willen den Sündern ein Ausruhen von ihren Qualen vom Gründonnerstag an bis zum Pfingstfest. Die apokryphische Litteratur hatte großen Einfluß auf die Phantasie des Volkes und erzeugte eine besondere Art von Poesie, das religiöse Epos; doch davon werden wir später reden.

Der wertvollste Besitz, den wir der Thätigkeit der Mönche verdanken, ist — unsere Geschichtschronik. Die stürmischen Ereignisse jener Zeit, von Augenzeugen erzählt, oder nach der Erzählung von Zeugen zusammengestellt, dringen in die stillen Zellen der Klosterhallen und werden beim zitternden Lichte der Oellampe von ehrfurchtsvoller Hand auf gelbes Pergament geschrieben. Die älteste Chronik stammt von N e st o r, einem Mönche aus dem zwölften Jahrhundert. Die älteste Abschrift dieser Chronik datiert aus dem Jahre 1377, erschien also zweihundert Jahre

später, als das Original[1]). Nestor führt, wie die Chroniken aller Länder, seine Erzählung auf die biblische Geschichte zurück. Er beginnt mit Noah, und gelangt, nachdem er die Spur verschiedener Nachkommen von Sem, Ham und Japhet in ihren Wanderungen verfolgt hat, schließlich zu den Slaven. Der Zeitraum von zweihundertsechzig Jahren (850 bis 1110) wird von ihm beschrieben; von den letzten vierzig Jahren spricht er als Augenzeuge[2]).

Dem Beispiele Nestors folgen andere; einige beschäftigen sich damit, einfach Bruchstücke fremder Chroniken abzuschreiben und chronologisch zu ordnen, „um", wie einer sich ausdrückt, „alle diese Blumen in einen Strauß zu binden." So zieht sich ununterbrochen ein Jahr um das andere der Faden der schriftlichen Aufzeichnungen durch unsere ganze Geschichte bis zu den letzten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts.[3]) Durch das beständige Abschreiben konnte es leicht geschehen, daß der ursprüngliche Text Veränderungen erlitt. Die letzten Kritiken haben die Glaubwürdigkeit mehrerer Sagen, hauptsächlich die aus der ältesten Periode, untergraben, doch hören sie trotzdem nicht

[1]) Unser ältestes Schriftstück ist das sogenannte „Ostromirsche Evangelium," ein Evangelium, abgeschrieben von einem gewissen Diakonus Gregor für den Nowgorodschen Possadnik (Vorsitzender bei den Volksversammlungen). Ostromir (1056—57). Das Original befindet sich in der Kais. Oeffentl. Bibl. in Petersburg.

[2]) In französischer Uebersetzung von Louis Léger. — Paris, Leroux 1884.

[3]) Die russischen Chroniken sind um ein Jahrhundert älter, als die erste französische Chronik von Villehardouin († 1213) und die erste italienische von Matteo Spinella (1247—1268). Die ältesten deutschen Chroniken, z. B. die Kaiserchronik, gehören dem XII. und XIII. Jahrhundert an. — Zur Zeit Nestors wurden die Chroniken anderer Länder in zwei Sprachen geschrieben, griechisch in Byzanz, im übrigen Europa lateinisch.

auf, als geschichtliche Glaubensartikel fort zu leben. Die Wissenschaft kann uns gleich „zweimal zwei ist vier“ beweisen, daß wir Mollusken gewesen, ehe wir menschähnlich wurden, — das hindert uns nicht daran, die Fresken Raphaels zu bewundern, welche die sechs Tage der Schöpfung darstellen.[1])

Wer den Urtext dieser Chroniken nicht kennt, kann sich schwerlich den Eindruck vorstellen, den sie auf den Leser ausüben. Die erhabene Einfachheit der Sprache[2]), jedes litterarischen Kraftaufwandes bar, und die objektive Darstellungsweise[3]) sind von solcher Wirkung, daß einzelne Auszüge aus diesen Denkschriften, in russische Geschichtswerke aufgenommen, dem einfachsten Leitfaden der russischen Geschichte eine eigenartige Weihe verleihen[4]).

In solchen Erscheinungen offenbarte sich das geistige Leben, das sich durch den Einfluß des durch Byzanz eingeführten Christentums entwickelt hatte. Wir wollen jetzt diesen Erscheinungen auf dem Gebiete außerhalb der Klostermauern nachforschen und sehen, was aus ihrer Verbindung mit der im Volke sich offenbarenden poetischen Schöpferkraft hervorging.

---

[1]) Eins der besten Werke über russische Chroniken ist die Arbeit Schlözers: „Nestor, Russische Annalen, in ihrer slavischen Grundsprache verglichen, übersetzt und erklärt.“ 5. B. Göttingen 1805—1809.

[2]) Fr. Miklosich „Ueber die Sprache der ältesten russischen Chronisten, vorzüglich Nestors.“ Wien 1855.

[3]) Unpersönlichkeit, Ruhe, Leidenschaftslosigkeit sind die Eigenschaften, die die russische Chronik von den Autoren westeuropäischer Chroniken unterscheiden, wie Villehardouin, Joinville, Froissart, Villani u. A.

[4]) Nach der Ansicht eines unserer Kritiker konnte sich der Stil in unseren Chroniken nur unter dem Einfluß des beständigen Studiums der Bibel entwickeln. (Schewyrew „Geschichte der russischen Litteratur.“ 4. B. Moskau 1860.)

Wir sagten oben, daß zur Zeit der Einführung des Christentums die Volksphantasie in der Blüte ihrer Kraft stand. Das ergab einen ziemlich eigentümlichen Zusammenstoß, oder vielmehr — eine Verschmelzung um den Preis verschiedener Konzessionen der neuen Religion einerseits und der früheren Anbetung der Naturkräfte anderseits. Das Leben des Volkes war reich an Gebräuchen, mit welchen es alle hervorragenden Begebenheiten von der Wiege bis zum Grabe geleitete. So etwas konnte nicht plötzlich ausgerottet werden, und da unsere Vorfahren sich nicht entschließen konnten, mit ihren Gewohnheiten zu brechen, so nahmen sie dieselben in Bausch und Bogen in ihr neues Glaubensbekenntnis hinüber. Mehrere Gebräuche, wie der Tanz, der Gesang gewisser Lieder, das Springen über brennende Holzstöße, das Sammeln bestimmter Kräuter, wurden auf christliche Feste übertragen. Bei der Bestimmung dieser Feste war oft der ähnliche Klang von Namen christlicher Heiligen und heidnischer Götter ausschlaggebend[1]).

Jede Feier zu Ehren des Sommers wurde auf den Johannistag (24. Juni) verlegt; der Prophet Elias trat an die Stelle des Donnergottes, und bis auf den heutigen Tag ist der Donner im Volksaberglauben gleichbedeutend mit dem Rollen des feurigen Wagens. Allmählich schwanden diese Erklärungen aus dem Volksgedächtnisse; was vor vielen Jahrhunderten kirchliche Ceremonie gewesen war, lebte jetzt als einfacher, nur an gewisse Tage oder Jahres-

---

[1]) Ueber slavische Mythologie: Louis Léger „Esquisse sommaire de la mythologie slave“, in den „Nouvelles études slaves“, 2. série. Paris 1886. Dr. Gr. Krek „Einleitung in die Slavische Litteraturgeschichte.“ Graz 1887.

zeiten gebundener Zeitvertreib fort; der mythologische Sinn hatte sich verloren, doch die Geistlichkeit hat lange gegen den sogenannten „Doppelglauben“ ankämpfen müssen.

Es ist wunderbar, daß die schöpferische Begabung des Volkes ungeachtet der Zähigkeit dieser heidnischen Gebräuche sich dem Christentume zuwandte; man könnte sagen, der frühere Glaube nistete in der Erinnerung des Volkes, das Christentum aber bemächtigte sich seiner Phantasie. Und dies ist ein Umstand, der von denjenigen zu wenig berücksichtigt wird, die hervorheben, wie unzulänglich die geistige Umgestaltung durch das Christentum in jener Zeit gewesen, und die damalige Geistlichkeit der Trägheit beschuldigen. Ein neues, vom Volksgeiste gegründetes Gebiet, etwas wie ein „religiöses“ Epos ersteht vor uns, als Zeuge dessen, daß das Christentum, in der Gestalt seiner Stifter und seiner geschichtlichen Begebenheiten, der beständige Begleiter des Volkes geworden war, ungeachtet des unzureichenden Missionswesens jener Zeit und der verworrenen Vorstellungen von christlicher Sittlichkeit. Wie phantastisch auch oft der Gegenstand der Volkslieder, wie scheinbar oberflächlich das Verständnis für den Geist des Christentums in ihnen war, es wurden dennoch durch sie Namen und Thatsachen bekannt und dem Volke nah gelegt, sie bereiteten es vor für den Geist des Gesetzes. Es war eine Art Selbsterziehung; die Phantasie des Volkes wurde zum Missionar an seinem Glauben.

Unter den zahlreichen „geistlichen Gedichten“ heben wir nur die ergreifende „Klage Adams“ hervor; sie beginnt mit dem schmerzvollen Aufschrei des sich seines unwiederbringlichen Verlustes voll bewußten Menschen:

Eden, mein Eden,
Mein herrliches Eden,
Meinetwegen, Eden,
Du erschaffen bist,
Evas wegen, Eden,
Du verschlossen bist.

Joseph, Salomo, die Hauptbegebenheiten des Neuen Testaments, Mariä Verkündigung, Johannes der Täufer, die Taufe Christi, Weihnachten, — alles das wird in poetischer Form verarbeitet. Ein interessantes kosmogenetisches Bild entwirft das sogenannte „Buch der Taube". Es fällt vom Himmel ein großes Buch; alle Herrscher der Erde von David bis Wladimir versammeln sich um dasselbe und ersehen aus seinem Inhalte alles, was in der Welt vorgeht, „selbst in den Tiefen." Diese Geschichte zeichnet sich durch eine an Anachronismen reiche eigentümliche Geographie aus: Jerusalem erscheint als „Mittelpunkt" der Erde, der Jordan entfließt dem Ilmensee, demselben See, an dessen Ufern Rurik sich niederließ[1]).

Neben dieser Poesie, welche offenbar das Produkt des kirchlichen Einflusses ist, beobachten wir die mächtige Entfaltung einer selbständigen Volkspoesie. Den Hauptgegenstand der Kiewschen Heldensagen bildet der Kampf gegen die asiatischen Nomadenvölker, oder — wie sich einer unserer Forscher ausdrückt — „der Kampf mit der Wüste"[2]). Wir stoßen hier auf die Erscheinung des

---

[1]) Ueber die russischen geistlichen Lieder und die apokryphische Litteratur: M. Gastner „Ilchester lectures on Greco-Slavonic literature and its relation to the folk-lore of Europe during the middleages." London 1887.

[2]) Durch einen ganz anderen Charakter zeichnet sich der Sagenkreis Nowgorods aus. Diese Handelsrepublik, die zur alten Hansa gehörte und bis zum Ende des XV. Jahrhunderts in voller Blüte stand, brachte eine Art Dichtungen hervor, die wir im Gegensatz zu Kiews „heroischem" Epos — als „kommerzielles" Epos bezeichnen können.

ewigen Widerstreites zwischen Europa und Asien, des Kampfes, der vor den Mauern Trojas begann und der bis heute nicht ausgefochten ist. — Elias Muromez ist der typische und der beliebteste der Helden Kiews, ein Held aus dem Stande der Bauern, kein Krieger. Mit der ihm angeborenen Abneigung gegen alle Ungerechtigkeit, niemals sich seiner Heldenthaten rühmend, durchzieht er zu Pferde das Land, bekämpft er das Böse mit jener übernatürlichen Kraft, die er einst von zwei vorübergehenden Pilgern durch einen wunderthätigen Trank erhalten hat. Er schützt die Schwachen, tritt für die Leidenden ein. Ein heiterer, guter Genosse, wird er der Liebling der vornehmen Krieger, die das Gefolge des Fürsten Wladimir bilden.

Ist Elias die Seele des Kiewschen Epos, so ist Wladimir der Mittelpunkt desselben. Der gastfreundliche Hof des Großfürsten, an dem einmal in der Woche der Tisch für die Bojaren[1]) gedeckt ist, die Thür zur Küche aber für die Armen immer offen steht, dient als Vereinigungsort für alle Helden. Diese stellen ihre Kräfte ihrem Fürsten zu Gebote, ihm zum Ruhme kämpfen und fechten sie, Wladimir ist ihre „Goldene Sonne", er ist ihre Freude und ihre Hoffnung, er ist das Licht des Vaterlandes, das Lächeln des Volkes! Andere Fürsten leben im Volksgedächtnis kaum fort; Wladimir steht einzig in ganz Rußland da, Jahrhunderte hindurch bleibt er „der Großfürst von Kiew." So greift die Volksphantasie der Geschichte vor, indem sie bereits in der Kiewschen Periode die Einheit des Landes vorausahnt, die erst in der Moskauschen zur Wirklichkeit wird[2]).

---

[1]) Die Großen des Landes.

[2]) Ueber die russische Volkspoesie: W. R. S. Ralston „Russian folk-tales." London 1873. „Songs of the Russian people." London 1872.

Ein charakteristischer Zug des russischen Epos besteht darin, daß unser Lied seine jungfräuliche Frische bis zu dem Zeitpunkte bewahrt hat, da es, in einen Cyklus zusammengefaßt, der Oeffentlichkeit übergeben wurde, während das westeuropäische Volkslied in die subjektive Poesie überging und also nicht mehr in der Gestalt eines Volksproduktes, sondern als ein Erzeugnis der Kunstpoesie auf uns gekommen ist. Im vorigen Jahrhundert fing man an, unsere Lieder niederzuschreiben, wenngleich damals noch ohne besonderen Erfolg. Erst seit der Mitte unseres Jahrhunderts haben sich eifrige Forscher in den nördlichen Gouvernements ernstlich damit beschäftigt und dort wahrhaft unerschöpfliche Reichtümer der Volkspoesie entdeckt. So ist das russische Epos erst in den siebziger Jahren der Wissenschaft vollkommen zugänglich gemacht. Der Forscher Hilferding, dem wir die wertvollsten Entdeckungen auf diesem Gebiete verdanken, fand in achtundvierzig Tagen unter den Bauern siebzig „Rhapsoden" und schrieb über dreihundert Lieder auf. Das war im hohen Norden, im Gouvernement von Olonez, während das Gouvernement Kiew, die eigentliche Wiege dieser Lieder, nicht ein einziges Schriftstück aufzuweisen hat. Wie ist diese Wanderung des Volksliedes zu erklären, warum diese Flucht in undurchdringliche Wälder? Vielleicht hat die Geistlichkeit, solchen Dingen abgeneigt, die Lieder als weltliche Freuden verurteilt[1]), vielleicht auch hat das Volk zur Zeit der inneren Zwistigkeiten und der Kriege

[1]) I. Fl. Hapgood „The epic songs of Russia." New-York 1886. Rambaud „La Russie épique." Paris, 1876. Tiander „Russische Volks-Epopöen." St. Petersburg 1894. Bodenstedt „Die poetische Ukraine" 1845. In Bezug auf die alt-russische Philologie finden sich mehrere wertvolle Urkunden in dem von Prof. Jagitsch in Wien herausgegebenen „Archiv für slavische Philologie."

Kiews und Moskaus sie dem fernen Norden anvertraut, oder vielleicht ahnten diese Lieder es selbst, daß es geratener wäre, zu flüchten und sich in fernen Wäldern vor dem gellenden Pfiff der Civilisation zu verbergen, vor dem so viele Lieder verstummt und so viele Träume zerronnen sind . . . .[1])

Jetzt wenden wir uns dem einzigen Erzeugnis subjektiver Poesie zu, das uns aus der vormongolischen Zeit erhalten worden, nicht weil es das einzige ist, sondern weil ihm solch eine politische Kraft innewohnt, daß es bis auf den heutigen Tag als eine der schönsten Zierden unserer Litteratur angesehen werden muß: „das Lied vom Feldzuge Igors.“ Es behandelt den erfolglosen Kampf des Fürsten Igor mit einem benachbarten Nomadenvolke, den Polowzern (1185), Igors Niederlage, die Sehnsucht seiner Frau Jaroslawna, die in Erwartung des Gatten auf der Stadtmauer von Putiwl trauert und weint, endlich seine Flucht aus der Gefangenschaft und seine Heimkehr. Der wunderbare Eindruck dieser einfachen Erzählung erklärt sich durch die wilde, stürmische, ungebändigte poetische Glut, die mit wahrhaft mythologischer Phantasie alles durchdringt und durchsättigt. Der Tag, die Morgenröte, die Dämmerung, der Wind, die Steppe, der Fluß, das Gras, alles erscheint beseelt und lebt und fühlt und verschmilzt zu einem Herzschlag mit dem Menschen. Die moderne Romantik, die die Natur mit vergessenen, aus alten Legenden geschöpften Phantomen zu beleben strebt, hat es nie erreicht, uns mit

---

[1]) Die Kritik möge mir diese Metapher verzeihen. Selbstverständlich steht die Verpflanzung des Epos im Zusammenhange mit der Richtung der kolonisatorischen Bewegung. Allein warum sollten wir nicht eine Thatsache auch durch das Glas der Allegorie betrachten können!

solcher Gewalt an die Verschmelzung der Natur mit dem Menschen glauben zu machen, wie dieses alte Lied, in welchem „das Gras auf dem Felde vor Gram welkt.“ Ich führe hier folgende wenige Zeilen an, die den Anfang der Schlacht beschreiben:

> Horch! Stribogs[1]) Kinder stürmen dahin,
> Winde wehen, — Pfeile fliegen,
> Gerichtet auf Igors Krieger.
> Es trüben und färben sich die Flüsse,
> Das Feld erdröhnt, Staub wirbelt auf,
> Und in Staubwolken wallen die Fahnen....

Wunderbar schön ist die Beschreibung der Steppe[2]), des Feldlagers. Das Rauschen des Grases, während die Zelte zusammengeschlagen werden, das Knarren der Räder an den Wagen, das mit dem lauten Flügelschlage der Schwäne verglichen wird, — nichts entgeht der Beobachtung, und alles wird benutzt, um der Darstellung Leben zu verleihen. Das Lied vom Feldzuge Igors wurde im Jahre 1795 aufgefunden; die Abschrift dieses aus dem vierzehnten Jahrhunderte stammenden, aber verloren gegangenen Originals verbrannte während der großen Feuersbrunst in Moskau im Jahre 1812. Zum Glück ist uns eine zweite Abschrift erhalten worden. Der Verfasser des Werkes ist unbekannt, doch zweifellos ist er ein Zeitgenosse der beschriebenen Begebenheiten. Alle

---

[1]) Mythologische Gottheit, der Vater der Winde, ähnlich dem griechischen Gott Aeolus.

[2]) Sieben und ein halbes Jahrhundert bevor Gogol in seiner genialen Weise ein Bild der südrussischen Steppe entworfen hat, giebt uns der Schöpfer des Liedes vom Feldzuge Igors in seiner Dichtung Gelegenheit, die Schönheit ihrer Natur zu empfinden. Schewyrew „Geschichte der russischen Litteratur.“ Moskau 1860.

Forscher, mit Ausnahme der wenigen, die die Echtheit dieses Liedes anzweifeln, einigen sich dahin, daß es ein Bruchstück aus einem großen Sagenkreise, einem Cyklus von Kriegsepopöen ist, wie sie unter dem Gefolge der Fürsten zu entstehen pflegten[1]).

Wir haben mit den poetischen Ereignissen jener Zeit abgeschlossen; das letzterwähnte führt uns zur Geschichte zurück.

Die politische Macht hatte damals zwei Vertreter, den Fürsten und das sogenannte „Wetsche" (Volksversammlung). Ihr Verhältnis zu einander war nicht festgestellt und hing zum großen Teil von der Person und dem Charakter des Fürsten ab. War der Fürst mächtig, so beherrschte er das Wetsche; der schwache ordnete sich ihm unter und wurde sogar von ihm beherrscht. Das Wetsche war nicht in bestimmter Weise organisiert; das Volk erschien auf das Läuten der Glocke und versammelte sich auf dem Marktplatze. Dieser Versammlung waren alle Fragen der Kriegs- und Friedenszeit untergeordnet; das Urteil pflegte nicht aufgezeichnet zu werden, und Meinungsverschiedenheiten wurden oft im Faustkampfe entschieden. Dessenungeachtet erlangte das Wetsche in einigen Städten eine hervorragende Rolle, wie z. B. in Nowgorod und Pskow, wo es eine vollständige Unabhängigkeit auf republikanischer Grundlage erreichte. Unter dem Einfluß des Tatarenjochs verliert es seine Bedeutung und geht allmählich unter zu der Zeit, da die Feudalfürstentümer Moskau einverleibt wurden.

---

[1]) Französische Uebersetzungen: Eichdorf „Histoire de la langue et de la littérature des Slaves." Paris 1839. Mickiewicz „Les Slavons." 1849. Rambaud „La Russie épique." Paris 1876. Deutsche Uebersetzung mit slavonischem Text, Wörterbuch und Erläuterungen von Dr. August Boltz, Berlin 1854.

Der russische Fürst der vormongolischen Zeit ist ein Typus, der sich später in der Geschichte nicht wiederholt. Ob Normanne oder nicht, zeichnet er sich bis zum dreizehnten Jahrhundert durch denselben Unternehmungsgeist aus, der die Genossen Wilhelms des Eroberers beseelte; ihn dürstet in gleicher Weise nach Kriegsruhm, wie jene Söhne des Nordens, die dem Buche der Geschichte das fast märchenhafte Kapitel von der Gründung des normannischen Königreichs in Sicilien einverleibten. Die Zustände ihres Landes trugen leider viel dazu bei, diesen kriegerischen Sinn zu entwickeln. In der Mitte des elften Jahrhunderts hatte sich die Nachkommenschaft Ruriks zu einer zahlreichen Familie verzweigt. Jedes Glied dieser Familie besaß sein eigenes Feudalfürstentum. Doch selten war ein Fürst mit seinem Anteil zufrieden, und keine leichte Aufgabe war es für die Großfürsten von Kiew, diese Teilfürsten alle in Zucht und Ordnung zu halten. Die Lage der Dinge wurde noch verwickelter durch das eigentümliche Gesetz der Thronfolge, demnach der Thron des Großfürstentums Kiew nicht auf den ältesten Sohn, sondern auf das älteste Glied der Familie überging, — meist auf den Bruder des verstorbenen Fürsten; erst nach der Regierung sämtlicher Brüder kam der älteste Sohn an die Reihe. Diese Ordnung, die dem Oheim das Recht des Vorrangs vor dem Neffen zuerkannte, wurde eine Quelle fortwährenden Unfriedens, und sie verleiht dieser sogenannten „Periode der Teilfürsten" ihren stürmischen Charakter[1]). Der einzige Vorzug dieser

---

[1]) Die zahlreichen Theorien zur Erklärung unseres Feudalsystems finden wir von W. R. S. Ralston in „Early Russian History" zusammengefaßt. Ueber dieselbe Epoche: Ewers „Studien zur gründlichen Kenntnis der Vorzeit Rußlands." Dorpat 1830.

Lage der Dinge, vom politischen Standpunkte aus betrachtet, bestand darin, daß der „Zug" der Fürsten nach Kiew in das Volksbewußtsein überging, und somit die Idee einer Volkseinheit vorbereitet wurde.

In jener Zeit war es nur wenigen Fürsten vergönnt, dem Lande ein Epoche verhältnismäßiger Ruhe zu schenken. Zu diesen wenigen gehören Jaroslaw der Weise und Wladimir Monomach.

Mit dem Namen Jaroslaw hängt das „Russische Recht" zusammen, — der erste Versuch einer russischen schriftlichen Gesetzgebung. Seinem Geiste nach und selbst in seinen Einzelheiten hat das russische Recht auffallende Aehnlichkeit mit den frühsten Gesetzgebungen anderer europäischen Völker, insbesondere mit denen der Franken und Angelsachsen. Wir haben nicht die Zeit, uns ausführlich mit diesem interessanten Werk zu beschäftigen, doch wollen wir die Hauptzüge ins Auge fassen.

„Man könnte behaupten, das Kapital sei die allerbevorzugteste Persönlichkeit im russischen Recht," sagt einer unserer Historiker[1]); und thatsächlich springt uns in erster Linie der commerzielle Charakter der Gesetzgebung ins Auge. Die Geldstrafe wird sogar in Fällen von Mord angewandt, sie heißt „Wira", das deutsche „Wergeld", und nach der Größe des zugefügten materiellen Schadens oder nach dem Verlust an Geld wird auch der Grad der Schuld beurteilt. Civil- und Kriminalrecht werden von einander kaum unterschieden. Eine schwache Andeutung vom Verständnis für ihre Verschiedenheit kann man in den wenigen Fällen beobachten, in welchen ein Verbrecher mit zwiefacher

---

[1]) Kljutschewskij „Ein Cyklus von Vorlesungen über russische Geschichte," gehalten an der Universität Moskau. 1882—83.

„Wira" bestraft wird, wobei die Hälfte davon als Schadenersatz demjenigen zukommt, der den Schaden erlitten, die andere Hälfte aber dem Fürsten zufällt, gleichsam um der abstrakten Moral Genüge zu leisten. Die sogenannte Blutrache, ein Gesetz, welches den Anverwandten des Gemordeten das Recht giebt, den Mörder zu töten, wird durch das russische Recht sanktioniert (dasselbe Gesetz finden wir im altschwedischen Codex); doch schon von den Söhnen Jaroslaws wird es wieder aufgehoben. Die Todesstrafe als solche, als Forderung einer Gerichtsbarkeit, existiert nicht. Bei der Betrachtung dieser Gesetzgebung treten ziemlich deutlich drei Stände hervor. Die unmittelbaren Begleiter des Fürsten, seine freiwillige Landwehr, sind Krieger warägischer Abstammung. Auf sie folgen die freien Leute, welche das erbliche Recht besitzen, das dem Fürsten gehörende Land zu bebauen (in Ermangelung männlicher Erben fiel das Land auf den Fürsten zurück). Das Leben dieser Leute hat im Verhältnis zu dem vorhererwähnten nur den halben Wert. Endlich der dritte Stand, die Sklaven, welche weder Eigentum noch Recht besitzen. Das Töten eines Sklaven und das Stehlen eines Bibers werden mit gleicher Strafe gerügt[1]). Das Weib wird um die Hälfte billiger geschätzt, als der Mann; mehr noch, selbst die Nase oder jeder Finger seiner Hand werden dem Werte des Weibes gleich geschätzt. Das russische Gesetz geht in diesem Falle nicht so weit ins Detail als das germanische,

---

[1]) Diese Sklaven, welche sich aus Kriegsgefangenen und zahlungsunfähigen Schuldnern rekrutierten, und deren es verhältnismäßig nicht viele gab, sind nicht zu verwechseln mit den späteren Leibeigenen, mit Bauern, welche am Ende des XVI. Jahrhunderts an die Scholle gebunden wurden, und deren Befreiung im Jahre 1861 erfolgte.

das jedem einzelnen Finger je nach seinem Werte einen besonderen Preis zugesteht.

Eigentum scheint mehr durch das Gesetz geschützt zu sein, als Leben. Vorschriften in Bezug auf Geldgeschäfte, Handelsverbindungen, Recht und Ordnung der Erbfolge sind genau festgesetzt[1]). Der Diebstahl eines Pferdes wird mit Verlust der Freiheit und aller Eigentumsrechte geahndet. (Bedenken wir, daß das angelsächsische Gesetz dieses Vergehen mit dem Tode bestraft!) Ein interessanter Zug ist die Achtung vor dem Fremdländischen. Während zwei Zeugen zur Begründung der Schuld eines Sklaven genügen, wird die Gegenwart von nicht weniger als sieben Zeugen für notwendig erachtet, wenn es sich um einen Fremdländer oder Waräger handelt. (Diese Bevorzugung des Warägers erinnert an das Salische Gesetz, nach welchem das Leben des Franken um das Doppelte höher geschätzt wurde, als das des gallischen Römers[2]).

Diese kurze Uebersicht belehrt uns darüber, daß die sittlich erziehende Kraft der Gesetzgebung nicht bedeutend war. Selbstverständlich hatte sie Einfluß auf Sitten und Gebräuche, doch faßte sie die verbrecherischen Neigungen nicht an ihrer Wurzel; sie verlangt nicht vom Menschen: Du sollst dies oder jenes nicht thun, sondern, um einen Ausspruch des oben angeführten Historikers wiederzugeben, sie predigt: Thu was du willst, — aber — da ist der Tarif.

Der Enkel Jaroslaws, W l a d i m i r M o n o m a c h, ist der andere der Fürsten dieser Periode, dem wir besondere

[1]) J. Hube „Geschichtliche Darstellung der Erbfolgerechte der Slaven." Posen 1836.

[2]) Ueber das Recht der alten Slaven: Ewers „Das älteste Recht der Russen." Dorpat 1826.

Aufmerksamkeit zu schenken haben. Er ist, sozusagen, das Muster eines Fürsten und der Liebling des Volkes. Vollständiger als jede Charakteristik unserseits giebt diese Erscheinung das berühmte Denkmal wieder, das er sich selbst gesetzt hat, bekannt unter dem Namen: „Die Lehren Monomachs". In kurzen Vorschriften giebt der würdige Vater seinen Kindern Anleitung zur Sittlichkeit und Gottesfurcht, indem er Beispiele aus seinem Leben zur Erläuterung beifügt. Der Geist dieser Schrift ist so ernst, so aufrichtig, und der Glaube an den wohlthätigen Nutzen seiner Lehren so fest, daß die angeführten Beispiele seiner eigenen guten Thaten nicht den geringsten Eindruck von Prahlerei hervorbringen. Wovon er auch spricht — ob von seinen achtzig Feldzügen gegen die Polowzer, ob von den großen Gefahren, denen er auf der Bärenjagd ausgesetzt gewesen — er bleibt immer derselbe Mächtige und Bescheidene, der seine Kinder dazu ermahnt, nie das Gebet zu vergessen. „Sogar zu Pferde, wenn ihr euch mit niemand unterhaltet, wiederholt — statt an sinnloses Zeug zu denken — beständig im Geiste: „Gott erbarme Dich," falls ihr kein anderes Gebet kennt; dieses Gebet ist besser als alle anderen." „Glaubt nicht, ihr meine Kinder, oder wer auch dieses lesen mag, daß ich mich selbst lobe oder meine Stärke hervorhebe; ich preise nur Gott und seine Gnade, daß er mich sündigen und schlechten Menschen so viele Jahre hindurch vor dem Tode geschützt hat.... Ich wünsche nur, daß ihr nach dem Lesen dieser Schrift euch guten Thaten zuwendet, Gott und seinen Heiligen zum Lobe."

Bettler, Witwen, Kinder, alle sind Gegenstand seiner Fürsorge. Die Gastfreundschaft und Umgänglichkeit werden als Tugenden empfohlen. „Laßt niemand an euch

vorübergehen, ohne ihm einen Gruß zuzurufen; sagt jedem ein gutes Wort.... Ehre die Alten wie deinen Vater; die Jungen wie deine Brüder.“ Wladimir reiste nie ohne den Psalter, sein Lieblingsbuch; er war einer der Gebildetsten seiner Zeit, obgleich er darin seinem Vater Wsewolod nachstand, der sich, ohne jemals die Grenzen seines Landes überschritten zu haben, fünf Sprachen angeeignet hatte. „Die Sonne soll euch nicht auf eurem Lager antreffen,“ sagte er seinen Kindern, und er selbst handelte nach seinen Worten. Sein ganzes Thun und Denken gehörte dem Vaterlande an; die Chronisten bewahren ihm ein warmes Andenken, „der so viel Schweiß für das russische Land vergossen“.

Wladimir Monomach war der letzte Fürst von Kiew, der den Teilfürsten Furcht und Achtung einflößte. Nach seinem Tode, im Jahre 1125, entbrennen die inneren Kämpfe mit neuer Gewalt, und das Reich, das eben die Idee seiner Einheit zu verwirklichen begann, wird so geschwächt, daß die Fürsten, als im Jahre 1224 die Tataren am Horizonte erscheinen, nicht mehr die Kraft haben, solidarisch aufzutreten. Ein Fürst nach dem anderen wird geschlagen, und in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts verfällt durch den Einfall der Mongolen das Land der finsteren Knechtschaft der Barbaren.

Das war der innere Zustand des Landes in der sogenannten vormongolischen Zeit. Man kann aus demselben gleichfalls auf die Beziehungen zu den anderen europäischen Staaten schließen. Trotzdem Rußland noch ein ganz junges Reich ist, tritt es auf dem Gebiete des Handels und der Diplomatie mit seinen Nachbarn in Verbindung, und fortlaufend werden Eheschließungen mit anderen Herrscherhäusern eingegangen. Im Jahre 911 wird ein Vertrag

mit Byzanz geschlossen, welcher vom Fürsten Oleg[1]) und dem Kaiser Alexander bekräftigt wird. Wir erinnern uns des Besuches der Großfürstin Olga in Konstantinopel; der Kaiser Konstantin Porphyrogenitus beschreibt in seinem Werk über Ceremonien des byzantinischen Hofes ausführlich die ihr zu Ehren gegebenen Festlichkeiten[2]). Einige Jahre später sendet Olga Botschafter an den deutschen König, den späteren Kaiser Otto den Großen. Wladimir heiratet die griechische Zarewna Anna und wird durch deren Schwester Theophano der Schwager Ottos II. Die älteste Tochter Jaroslaws, Elisabeth, vermählt sich mit dem norwegischen Könige Harald; ihre Schwester Anna wird Königin von Frankreich durch die Heirat mit Heinrich I.;[3]) die jüngere Schwester Anastasia heiratet Andreas I., den König von Ungarn. Die Mutter Wladimir Monomachs war eine Tochter des byzantinischen Kaisers Konstantin Monomach, und Wladimir selbst war mit der Tochter des unglücklichen Königs Harald verheiratet, der in der Schlacht bei Hastings fiel. Alles das beweist, wie das Land, ungeachtet der verheerenden Einfälle der Nomaden, nahe Be-

---

[1]) Oleg war der Oheim Igors, des Sohnes Ruriks, und regierte für ihn während seiner Minderjährigkeit.

[2]) De ceremoniis aulae Byzantinae." Lib. II, cap. 15. ed. Bonn. Eigentümlich ist es, daß unter diesen „Ceremonien" die Taufe der Fürstin Olga von seiten des Kaisers nicht erwähnt wird. Man muß annehmen, daß sie zweimal in Konstantinopel gewesen ist, oder daß sie in einer anderen Stadt getauft wurde.

[3]) Das Facsimile ihrer Unterschrift mit slavonischen Buchstaben befindet sich in einer Urkunde der Abtei Saint Crépin de Soissons, 1063), abgedruckt in „La Russie." Paris. Larousse. 1891. p. 474.

ziehungen zum westlichen Europa unterhielt[1]). Die Thore nach Europa standen — wenn man sich so ausdrücken kann — in dieser ganzen Zeit weit offen. Doch da speit Asien aus seinen Wüsteneien eine Horde von Barbaren hervor, — ganz Rußland wird gleichsam aus den Fugen gerissen, von Europa abgewandt und Asien zugekehrt. In dieser Lage verblieb es über zwei Jahrhunderte, und als es endlich wieder zu sich kam, sah es sich durch eine Wand von Europa geschieden. Zwei andere Jahrhunderte waren erforderlich, um diese Wand einzureißen.

Wir schließen hier mit der Kiewschen Periode unserer Geschichte ab. Aus der Finsternis des Barbarenjoches erhebt sich das goldgekrönte Moskau.

---

1) Ueber den Zusammenhang der russischen Volkspoesie, der russischen Sagen und unserer früheren Geschichte mit Norwegen, Dänemark und den anderen nordischen Reichen: „Antiquités russes," ed. par la Société Royale des antiquités du nord. 2 vols. Copenhague 1850—52.



Moskau.... was liegt nicht alles in dem einen Laut,
Was in dem einen Worte für ein russisch Herz,
Was fand nicht alles darin Wiederhall!

Puschkin.

Dritte Vorlesung.

(1224—1613.)

Das Tatarenjoch. Europa und Asien, ewiger Kampf. Entstehung und Wachstum Moskaus und „Vereinigung der russischen Lande.“ Innere Strömungen in den Gesellschaftsschichten. Joann III., der erste Herrscher des einigen Rußlands. Diplomatische und commerzielle Beziehungen zum westlichen Europa. Joann IV. der Schreckliche, der erste Zar. Charakteristik. Joann der Schreckliche, wie er im Gedächtnisse der Nachwelt fortlebt. Aufklärung. Ein unerfreulicher Vergleich.

Es weht uns ein Schauer aus den Kapiteln unserer Chronik entgegen, welche uns von den Begebenheiten der Jahre 1224—1240 berichten. Der betagte Mönch in seiner stillen Zelle, abgeschieden von der Welt, erkennt nur zu gut den allgemeinen Zusammenhang der vereinzelten Thatsachen, die er in seine Blätter einträgt. Das Morden, die Feuersbrünste, alle Schrecknisse verheerender Kriege, welche den Städter so wie den Landmann in seiner Familie treffen, werden von dem einsamen, obdachlosen Einsiedler in seiner Liebe für das Vaterland schwer empfunden, und die Thränen des ganzen Landes flehen zu Gott empor aus jenen Seiten der Chronik, in welchen mit ungekünstelter,

ergreifender Einfachheit das Elend dargestellt ist, das durch den Einfall der Barbaren hervorgerufen war.

Nach einer Reihe von Verwüstungszügen in die südöstlichen Ebenen erscheinen die Tataren endlich an dem linken, niederen Ufer des Dnjepr und lagern sich vor Kiew. Vor dem Knarren der Wagenräder, vor dem Gebrüll der Stiere und dem Geschrei der Kamele konnten, nach dem Zeugnis eines Chronisten, die Menschen ihre eigene Stimme nicht hören. Der verzweifelte Widerstand und das ununterbrochene Gebet in allen Kirchen und Klöstern retteten die Stadt nicht. Als die Tataren sich entfernten, und die letzte Staubwolke am öden Horizont verschwunden war, sah man auf dem hohen Ufer einen verglimmenden Scheiterhaufen rauchen. „Die Sonne war für das ganze Land untergegangen," ruft der Chronist aus, „die Lebenden beneideten die Toten."[1])

Der Chronist wußte nicht, daß die Invasion, deren mächtige Wellen sich an den Mauern seiner Zelle brachen, nur eine einzige Woge jenes lebendigen Oceans war, der in der Geschichte den Namen „Völkerwanderung" trägt. Daß außerdem diese Invasion, mit welcher für sein Vaterland eine zweihundertjährige Knechtschaft begann, eine Erscheinung des ewigen Kampfes zweier Kontinente war, konnte der Chronist ebenfalls nicht wissen.

In mythologischer Vorzeit belagern die Griechen Troja; Europa rüstet sich gegen Asien, um die Ehre eines europäischen Weibes zu rächen (was die Perser — wie

[1]) Ueber die Tataren: D'Osson „Histoire des Mongols." 4 vols. Amsterdam 1834—35. Hammer „Geschichte der Goldenen Horde." Pest 1840.

Herodot sagt — für eine große Dummheit hielten[1]). Im Altertume dringen die Perser in Griechenland ein; doch Europa gewinnt die Oberhand, nachdem Alexander der Große durch Kleinasien bis zu den heiligen Flüssen Indiens vorgedrungen ist. In den frühesten Zeiten der christlichen Aera erscheinen aus dem Innern Asiens Heerhaufen nomadisierender Völker: die Hunnen werden von den Goten und Römern, die Avaren von den Franken zurückgeworfen. Da taucht vom anderen Ende, aus Afrika, ein asiatisches Volk in Europa auf, die pyrenäische Halbinsel wird von den Mauren besetzt. Eine neue Herausforderung von seiten Europas sind die Kreuzzüge; während die Völker des Westens jedoch in erfolglosen Kämpfen ihr Blut im heiligen Lande vergießen, fallen die Ebenen im Osten asiatischen Völkern zur Beute.

Das junge Volk, das eben in das erste Stadium seines politischen Lebens getreten ist, kämpft bis zum äußersten; doch als aus dem Herzen Asiens, aus den Sandwüsten der Mongolen, hinter welchen das himmlische Reich seinen tausendjährigen Schlaf schläft, sich das wandernde Reich Dschengis-Chans erhebt und vorrückt, — da kann das junge Rußland nicht mehr widerstehen. So hält Asien von zwei Seiten Europa umklammert, und, sich auf diese beiden Flanken stützend, greift der feindliche Kontinent nun Europa im Centrum an; das ottomanische Reich dringt durch Kleinasien nach Konstantinopel vor. Mohammed II. überschreitet den Bosporus, das verweichlichte, verdorbene Byzanz ergiebt sich, in die Tempel des griechischen Christentums zieht der Islam ein, und auf der Kuppel der heiligen Sophia wird der Halbmond aufgerichtet. Doch ist es, als

[1]) I. 4.

ob dieser Kraftaufwand den großen Koloß geschwächt hat, er wird zu gleicher Zeit in seinen beiden Flanken erschüttert und gebrochen: die Mauren werden aus Spanien durch Ferdinand den Katholischen vertrieben, und Rußland wird durch Joann III. von Moskau von den Tataren befreit. „Noch einmal[1]) wird das quantitativ überwiegende Asien durch Europa besiegt.“[2])

Zum ersten Mal wird das unbedeutende Städtchen Moskau in den Chroniken um das Jahr 1147 erwähnt. Sein schnelles Anwachsen war für alle rätselhaft. „Wer hätte denken, es ahnen können“, — heißt es in einer alten Sage, — „daß Moskau ein Zartum, daß Moskau ein Kaiserreich werden würde!“

Moskau gehörte als Teilfürstentum einer jüngeren Linie des Fürstenhauses an; doch zeichneten sich seine Herrscher durch solche Tüchtigkeit aus, daß sie in der Rangordnung bald die ältesten unter den alten wurden. Die unmittelbare Folge der Zerstörung Kiews im Jahre 1240 war der allmähliche Uebergang des politischen und nationalen Lebens aus dem verheerten Südwesten in den wälderreichen, damals noch wenig zugänglichen Nordosten. Zuerst wurde der Sitz des Großfürstentums nach Susdal, dann nach Wladimir verlegt; statt des westlichen Dnjepr wird die östliche Wolga die Haupthandelsstraße. Durch diese Veränderung wurde Moskau in geographischer Be-

---

[1]) Solowjew.

[2]) Seit der Zeit gelingt es Rußland durch Waffengewalt und durch friedliche Uebersiedelungen, die Grenzen europäischer Niederlassungen in Asien immer weiter nach Osten zu verlegen: bis zum Kaukasus, bis Mittelasien, bis zum Amur. Und wer kann wissen, ob nicht der große Kampf der beiden Erdteile, der vor Troja begann, vor Wladiwostok und am Gelben Meere ausgefochten werden wird.

ziehung das Centrum des Landes; es bedurfte nur noch des Bestrebens einiger intelligenten Herrscher, um es auch in politischer Beziehung zum Centrum zu gestalten.

Im Anfange der mongolischen Knechtschaft empfanden die Fürsten ihre Abhängigkeit vom tatarischen Chan als lästig und erniedrigend. Der großfürstliche Thron durfte nur mit Bewilligung des Chans besetzt werden; die Fürsten erhielten die Vorschrift, von Zeit zu Zeit in dem tatarischen Hauptquartier jenseits der Wolga, in der sogenannten Goldenen Horde, zur Huldigung zu erscheinen, bei welcher Gelegenheit sie gewöhnlich kostbare Geschenke mitbrachten. Oft mußten sie sich verschiedenen Gebräuchen orientalischer Etiquette unterwerfen, welche sie in ihrem Gefühl verletzten; der geringste Ungehorsam wurde mit dem Einfall in ihr Land bestraft. Mit finsterer Unterwürfigkeit ertrugen sie alles. Doch als von dem Fürsten Michael von Tschernigow verlangt wurde, er solle seinen Glauben abschwören, widersetzte er sich dieser Forderung und starb den Märtyrertod. Mit der Zeit jedoch schwächten sich die Gefühle des Unwillens einerseits und der Herrschsucht anderseits mehr und mehr ab, die gespannten Beziehungen zwischen Fürst und Chan glichen sich aus. Wir lesen bereits in der Chronik des vierzehnten Jahrhunderts: Dieser oder jener Fürst wurde in der Goldenen Horde „mit Ehren" empfangen, kehrte „mit Ehren" heim. Diese „Ehre", gewöhnlich die Erwiderung der wertvollen Geschenke, welche dem Chan, seinen Frauen und Zugehörigen dargebracht wurden, wird bald ausschließliches Privilegium der Fürsten Moskaus. Ihre Achtsamkeit und Umsicht, ihre große Sparsamkeit machen sie zu den mächtigsten unter den Fürsten; durch ihren Reichtum gewinnen sie den Vorrang am Hofe des Chans; durch ihre weise, friedliebende Politik werden sie

Vertraute, Begünstigte, „Lieblinge" der Feinde. Es finden selbst Eheschließungen mit tatarischen Fürstinnen statt, wobei letztere selbstverständlich zum Christentum übertreten, und so befestigt im Jahre 1328 der Fürst Joann Kalita infolge einer offiziellen Bestätigung von seiten des Chans den großfürstlichen Thron. Er fühlt sich als Fürst bereits so erstarkt, daß er die damalige Hauptstadt Wladimir nicht bezieht, sondern den Metropoliten Peter auffordert, mit ihm nach Moskau überzusiedeln. — Von diesem Tage an wird Moskau Mittelpunkt des politischen und geistlichen Lebens.

Die Macht der Fürsten Moskaus wächst nun auf Kosten der Unabhängigkeit anderer Fürsten. Der Sohn Joann Kalitas, Simeon, erhält den Beinamen: der Stolze; doch zeugt diese Benennung mehr gegen die anderen Fürsten, als gegen den, der sich nur durch Sparsamkeit und strenge Rechtlichkeit auszeichnete. „Die Tugenden der ersten Fürsten Moskaus" — sagt einer unserer Historiker — „waren weniger wertvoll als einträglich."[1]) Diese als Familienzug sich äußernden Tugenden gingen nicht nur in ein politisches System über, sie wurden auch die Grundlage desselben. Während in den anderen Fürstentümern jeder Regierungswechsel Zwietracht und innere Kämpfe hervorrief, wurde in Moskau durch die natürliche Erbfolge vom Vater auf den Sohn jeder Nachfolger zum gewissenhaften Vollstrecker der von seinen Vätern überkommenen wohlerwogenen Bestrebungen. Diese bestanden zunächst in der Erweiterung des Landes auf Kosten der anderen Fürsten, sodann in der heimlichen Vorbereitung einer Kriegsmacht, um den Tataren den Todesstoß zu geben, wenn die Stunde gekommen. Und sie alle arbeiteten darauf hin in Erwar-

[1]) Kljutschewskij „Vorlesungen über russische Geschichte."

tung dieser Stunde; keiner arbeitet für sich, sondern jeder für den künftigen Nachfolger, unter dessen Herrschaft es der Vorsehung gefallen würde, daß die Stunde schlagen sollte.

Und die Stunde schlug — 1380. Der Großfürst von Moskau hieß Dmitrij, der tatarische Chan — Mamai, und Kulikowo heißt die Stätte, wo sie beide am 8. September aufeinander stießen.

Ein Sonnenstrahl dringt durch die finsteren, das ganze Land bedeckenden Wolken. Wenig Augenblicke giebt es in der Geschichte, die an Feierlichkeit dem Moment gleichkommen, in welchem der Großfürst von Moskau sich an der Spitze des ersten großen russischen Heeres in Bewegung setzt dem einen, allgemeinen Feinde entgegen. Der alte Chronist, der Zeuge der Volkstrauer und Volksfreude, malt uns mit leuchtenden Farben im freudigen Vorgefühl eines glücklichen Ausganges den Auszug des Heeres. Der heilige Sergius, der ehrwürdige Abt des Troitzkij-Klosters unweit Moskau, giebt den Kriegern seinen Segen auf den Weg und beauftragt zwei Mönche, Osliab und Pereswet, dem Fürsten in den Feldzug zu folgen. — Bei der Erinnerung an das Kulikowsche Feld steigen zwei Bilder aus der Vergangenheit empor. Im Nebel eines frischen Septembermorgens, inmitten seiner zum Kampf gerüsteten Krieger kniet Fürst Dmitrij im Gebet vor seiner großfürstlichen Fahne, — der schwarzen Fahne mit dem in Gold gestickten Bildnis des Heilandes. Und bei den letzten Sonnenstrahlen des Septemberabends, im Schatten eines großen Baumes liegt Fürst Dmitrij und fragt, von einer in der Schlacht erhaltenen Verwundung zum Bewußtsein erwachend, die Umstehenden — wer gesiegt. In der Zeit zwischen Morgen und Abend verkündete Trompetenschall den Sieg der Russen.

Mit Dmitrij schließt die Zeit der Vorbereitung zur Befreiung Rußlands. Seine Nachfolger treten bereits offen in feindliche Beziehung zu den Nachkommen Mamais. Eine ganze Reihe intelligenter Herrscher, die alle in dieser Richtung weiter wirkten, befestigten die Macht Moskaus und lösen die Fesseln der mongolischen Knechtschaft. Im Jahre 1480 erreicht Joann III. die endgültige Befreiung des Landes. Das tatarische Reich ist zerstört; einzelne Teile desselben bestehen noch eine Weile fort. Kasan und Astrachan werden achtzig Jahre später von Joann dem Schrecklichen unterworfen, während die Krimschen Tataren erst unter Katharina der Großen ihre Unabhängigkeit verlieren.

Bei der Thronbesteigung Joanns III., 1462, ist die politische Hegemonie Moskaus vollkommen befestigt. Dieser Herrscher ist der letzte Vertreter des Großfürstentums Moskau. Nach ihm bricht eine neue Aera an. Moskau wird Zartum. An die Stelle des Princips einer föderativen Gleichberechtigung, welches in den vorhergehenden Jahrhunderten allmählich ausstirbt, tritt endgültig das der Alleinherrschaft. Wir wollen nun die inneren Vorgänge verfolgen, die diese Veränderung hervorbrachten: wir lernen dabei zugleich die vorhergehende Epoche und die Elemente kennen, welche die nächste historische Entwickelung bestimmen.

Die Erweiterung des Fürstentums Moskau, das, was die Chronisten „die Vereinigung der russischen Lande" nennen, ist eine historische Thatsache von unermeßlicher Wichtigkeit, nicht durch die centrifugale Kraft, die sie der Landesgrenze verleiht, sondern durch jene zum Mittelpunkt hinstrebende Kraft, die alle erfaßt und durchdringt, selbst diejenigen Fürsten, auf deren Kosten das moskowitische Fürstentum an Umfang zunimmt. In der ersten Zeit

pflegte die Einverleibung fremder Fürstentümer durch den Herrscher von Moskau einer Gewaltthat ähnlich zu sehen; doch bald nahm dieses Verfahren eine mehr oder weniger natürliche Form an. Einzelne Fürsten entsagten freiwillig ihren Rechten und übertrugen sie auf ihren ältesten Mitfürsten; andere, kinderlose machten ihr Testament zu Gunsten Moskaus, eine Maßregel, die allmählich zur Gewohnheit wurde. Selbst wo keine letzte Verfügung stattgefunden, fiel der Besitz des kinderlosen Fürsten an Moskau. Dasselbe geschah mit dem Anteil der Fürstin-Witwe nach ihrem Tode. Eheschließungen wurden ebenfalls als Mittel zur Vergrößerung des Landes angesehen. Wie schnell das moskowitische Fürstentum an Umfang zunahm, kann man daraus ersehen, daß es bei der Thronbesteigung Joanns III. einen Flächenraum von 15000 Quadratmeilen einnahm, aber während seiner und seines Sohnes Wassilij Regierung, d. h. im Verlauf von sechzig Jahren, um einen Flächenraum von 40000 Quadratmeilen erweitert wird. Die Folgen dieses Wachstums waren von größerer Bedeutung, als man von einer gewöhnlichen Gebietserweiterung erwarten konnte.

Die erste Folge war socialen Charakters. Wir sagten bereits, daß die zum Mittelpunkt hinstrebende Kraft alle erfaßt hatte. Die ihrer Besitzungen beraubten Teilfürsten ziehen nach Moskau und siedeln sich in der Nähe des Kreml an; sie werden die Stammväter der zukünftigen Aristokratie. Als Entschädigung für noch nicht geheilte Wunden und erlittene Verluste erhalten sie die vornehmsten Staatsämter, werden Oberbefehlshaber des Heeres und Wojewoden in den verschiedenen Landesgebieten. Doch wenngleich sie sich ihrer Rechte als regierende Fürsten entäußert, so lassen sie ihre nahe Verwandtschaft mit dem moskowitischen, großfürstlichen Hause nicht außer acht. Nicht leicht war es, all'

diese Brüder und Oheime in Ehrerbietung und Gehorsam zu erhalten. Die Beziehungen wurden verwickelter, und wir werden später sehen, daß sie sich während der Regierung Joanns des Schrecklichen auf das äußerste zuspitzten.

Der zweite Stand, auf dessen Lage die Erweiterung Moskaus Einfluß hatte, war die „drushina“ (Landwehr). Die Krieger gaben schon seit langer Zeit dem reichen und mächtigen Fürsten von Moskau den Vorzug vor den verschiedenen kleineren. Da ihr Dienst ein freiwilliger war, konnten die Glieder dieser Kriegsschar von einem Fürsten zum anderen übergehen, und so wurde durch ihren Uebertritt zu Moskau die Macht des Großfürsten in gleichem Maße verstärkt, als die der Teilfürsten geschwächt wurde.

Endlich der Stand der Bauern, welche noch nicht Leibeigene waren, also die Möglichkeit hatten, sich ihren Gutsherrn zu wählen — sie strebten gleichfalls der reichen und bevölkerten Stadt zu; denn auch sie sahen in der Vereinigung mit Moskau eine Bürgschaft für das Aufhören verheerender Kriege.

So wurden diese Volksströmungen einerseits durch das Wachstum der großfürstlichen Macht hervorgerufen, anderseits waren sie es selbst, welche das schnelle Zunehmen der letzteren begünstigten. Kraft des Verhältnisses von Ursache und Wirkung erforderten dieselben Elemente, welche der Anziehungskraft des Centrums unterlagen, eine desto größere Entwickelung desselben.

Dmitrij, der Besieger Mamais, ist der erste Großfürst, welcher laut Testament über den Thron verfügt. Er bestimmt seinen Sohn zum Nachfolger; was bisher von der Genehmigung des Chans abhing, wird jetzt ein Akt freiwilliger Bestimmung. Von nun an wird das Recht der Erbfolge des ältesten Sohnes immer testamentarisch vom

Vater bestätigt. Um Mißverständnisse zu vermeiden, wird oft der Sohn noch bei Lebzeiten des Vaters gekrönt und zum Mitregenten bestimmt. In den Vermächtnissen der Großfürsten macht sich mehr und mehr eine Begünstigung der ältesten Söhne bemerkbar, und schon Joann der Schreckliche vererbt seinem ältesten Sohne das ganze Reich; der zweite erhält nur einen kleinen Teil, und selbst dieser Teil ist bereits kein selbständiges Fürstentum mehr, sondern ein vom Zarenreich Moskau unzertrennliches Stück Land; der Bruder des Zaren ist nichts mehr als Landbesitzer; es giebt keinen anderen Herrn, als den Zaren.

Bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts war Moskau sozusagen ein inländisches Fürstentum, d. h. es war von russischen Nachbarn umgeben, und so konnten die Beziehungen jenseits der Landesgrenze je nach Umständen mehr oder weniger freundschaftlicher Natur sein; doch trugen sie alle den Charakter von Familienbeziehungen. Darüber hinaus gab es keine anderen, Moskau wußte nichts von äußerer Politik. Joann III. wird zuerst sich dessen bewußt, daß er bei seiner Thronbesteigung als Großfürst von Moskau Beherrscher „aller Reußen" geworden. Die inneren, durch Ehrgeiz und Familienzwist aufgerichteten Grenzscheiden werden niedergerissen und ausgeglichen durch das Bewußtsein der Einheitlichkeit der Volksmasse, die eine Sprache spricht und einem Mittelpunkt zustrebt. Und wie nun dieser Herrscher, Großfürst von Moskau u. s. w. u. s. w., von seinem Throne aus die Grenzen seines Reiches überblickt, sieht er, daß das russische Land fremdländische Nachbarn hat, im Nord-Westen — die Schweden, im Westen — den deutschen Orden, Livland und Polen, im Süd-Westen — das türkische Reich. An der ganzen westlichen Grenze aber, vom Norden bis Kiew ge-

wahrt er alte russische Gebiete, die allerältesten, die Wiege Rußlands, in den Händen der Polen. Was die anderen Fürsten unter dem Druck des Tatarenjochs und beschäftigt mit der „Vereinigung der russischen Lande" übersehen hatten, faßte Joann III. in das Auge, und er war es auch, der zu diesen seinen Nachbarn in Beziehung trat. Das Erscheinen eines russischen Fürsten auf dem Schauplatze der europäischen Geschichte nach Verlauf von mehr als zweihundert Jahren ist interessant und vollzieht sich in besonders malerischer Umgebung.

Byzanz war eben gefallen. Die Familie des letzten Kaisers Konstantin Paläologus flüchtete nach Rom, die Gastfreundschaft des Papstes in Anspruch nehmend. Im Jahre 1499 erscheint in Moskau ein Gesandter im Auftrage des Papstes Paul II., um dem Großfürsten die Hand der Prinzessin Sophia Paläologus, Nichte des früheren Kaisers, die Tochter seines Bruders Thomas und der Herzogin von Ferrara, anzutragen. Der Großfürst weicht einem endgültigen Bescheid aus und äußert den Wunsch, seinerseits Gesandte nach Rom zu senden. Unterdessen stirbt Paul II., und die Nachricht, Calixtus sei zum Papst erwählt, dringt nach Moskau. Im Januar verlassen die russischen Gesandten Moskau, geleitet von einem seit einiger Zeit dort lebenden Italiener. Unterwegs erfahren sie, daß nicht Calixtus, sondern Sixtus zum Papst erwählt worden sei. Sie radieren den falschen Namen aus der großfürstlichen Urkunde, schreiben den richtigen hinein (sollten sie denn deshalb zurückkehren!) und erreichen im Mai Rom. Am 25. des Monats empfängt Sixtus IV. die moskowitischen Gesandten, welche ihm die Urkunde und sechzig Zobelfelle überreichen. Am 1. Juni findet in der Peterskirche die offizielle Verlobung zwischen Sophia Paläologus

und Joann III., ihrem abwesenden Bräutigam, statt; die Braut verläßt Rom am 24. Juni, reist zur See über Lübeck nach Reval und von dort zu Lande über Pskow nach Moskau, begleitet von einem päpstlichen Nuntius und den ihr von ihren Brüdern als Geleit mitgegebenen Gesandten.[1]) Das Gepränge, die politische Wichtigkeit dieser Heirat entsprechen ganz den ehrgeizigen Plänen Joanns; sie verleihen ihm den Charakter eines unmittelbaren Erben der byzantinischen Kaiser. Als solcher wurde er auch von seinen Zeitgenossen angesehen, und er selbst gab seiner Auffassung davon Ausdruck, indem er den byzantinischen zweiköpfigen Adler zum russischen Reichswappen erwählte; auch wurde größtenteils nach dem Muster des byzantinischen Ceremonials die Etiquette am Hofe eingeführt.

Das waren die äußeren Umstände, unter welchen dieser Herrscher die Schwelle einer neuen Epoche überschreitet. Seine neue Bedeutung wird offenbar von seinen Zeitgenossen anerkannt; der Metropolit begrüßt den Großfürsten bei dessen Trauung mit den Worten: „Allherrlicher Zar und Selbstherrscher." Heutzutage können wir nur schwer die ganze Bedeutung ermessen, die das Wort „Selbstherrscher" damals hatte, als es zum ersten Mal von dem Vertreter der Kirche nach zweihundertjähriger erniedrigenden Knechtschaft ausgesprochen wurde. Es war gleichsam ein feierliches Geständnis der einzigen Kraft, die sich stark genug fühlte, die Einheit des Volkes ins Leben zu rufen und sie zu erhalten; es war gleichsam ein Tribut der Dankbar-

[1]) Einer ihrer Brüder besuchte zweimal Moskau und verheiratete sogar eine Tochter an einen der Fürsten; doch offenbar stand er in unfreundlichen Beziehungen zu seinem Schwager sowohl als auch zu seinem Schwiegersohn; er vererbte seine Rechte auf den byzantinischen Thron an Ferdinand von Spanien. (Karamsin.)

keit im Namen der Geschichte für das einzige Princip, welches inmitten der Wandelbarkeit der übrigen Elemente des Volkslebens unerschütterlich geblieben war.

Joann III. faßt die wichtigsten Fragen der weiteren historischen Entwickelung des Landes ins Auge; durch die Befreiung von dem Tatarenjoch legt er den Grund zum progressiven Vorrücken der Russen nach Asien.[1]) Nicht nur soll Rußland nicht mehr durch neue Invasionen leiden, sondern selbst jede Möglichkeit dazu soll dadurch genommen werden, daß es von denselben Ländern Besitz ergreift, aus denen die früheren Einfälle hervorgingen.[2])

Am Ausgange dieser Politik, welche 1582 unter Joann dem Schrecklichen zur Einverleibung Sibiriens führt, schauen wir die ersten Geleise der großen sibirischen Eisenbahnlinie, die von dem jetzt regierenden Kaiser Nikolaus II. angelegt wurde, als er, noch Thronfolger, im Mai 1891 vom stillen Ocean ans Land stieg.[3]) Die Frage der Westgrenze wird von Joanns Nachkommen als eine der brennendsten für den Bestand des Reiches hinterlassen; ihre

---

[1]) „Es bedurfte der völligen Unkenntnis der russischen Geschichte von seiten Westeuropas“ — sagt A. Leroy-Beaulieu — „um die Russen in jene Steppen zurückzuschicken, die sie besser gethan hätten, nie zu verlassen.“ Die Russen haben nicht nur diese Steppen nicht verlassen, sondern sie sind in verhältnismäßig später Zeit in dieselben vorgedrungen. („L'Empire des Tsars et les Russes.“ Paris 1883—1889. t I. 1. ch. 3.)

[2]) Ueber die russische kolonisatorische Bewegung: A. Brückner „Europäisierung Rußlands.“ Gotha. 1888. c. IV.

[3]) Prince E. Ookhtomsky „Journey of the Tsarevich“. 2 vols. Edinburgh. Constable 1895. Ueber Sibirien und die sibirische Eisenbahn siehe Band V. „The industries of Russia“ (5 vols. St. Petersbourg 1893), herausgegeben vom Finanzministerium für die Weltausstellung in Chicago.

endgültige Lösung, durch die beständige Interessenerweiterung im Innern des Landes hinausgeschoben, führt zu den Kriegen mit Schweden unter Peter dem Großen, zur Eroberung der Baltischen Küstenländer, zur Gründung Petersburgs und zur Entstehung der russischen Flotte.

Unter Joann III. tritt Rußland zum ersten Mal in Beziehung zum westlichen Europa.[1]) Es werden Gesandte mit dem Kaiser Friedrich III. ausgetauscht, welcher um die Hand einer der Töchter Joanns für seinen Sohn Maximilian anhält; doch führen diese Verhandlungen zu keinem Resultat.

Von größerer Bedeutung waren die Beziehungen zu Italien, besonders zu Venedig. Der Großfürst, der seine Stadt mit steinernen Gebäuden zu schmücken wünscht, läßt sich aus Venedig einen Architekten kommen. Fioraventi, genannt Aristoteles, wird vom Dogen Marcello beauftragt, sich nach Moskau zu begeben, und aus dieser Zeit stammt jene merkwürdige Architektur, welche einer Versteinerung der altrussischen Holzschnitzerei ähnlich sieht. Die Hauptkathedralen, die prachtvolle weiße Mauer, der ganze stolze Schmuck des „goldschimmernden" Kreml führen ihren Ursprung auf Joann III. zurück.[2])

Interessant ist in den Beziehungen Moskaus zu Italien die Teilnahme des Metropoliten Isidor an der vom

---

[1]) Ueber die ersten russischen Gesandtschaften: A. Brückner „Beiträge zur Kulturgeschichte."

[2]) Ueber russische Architektur: Viollet-le-Duc „L'art Russe". Paris 1877. Ueber den Moskauer Kreml: Veltmann „Souvenirs historiques du Kremlin de Moscou." Moscou 1843. Fabricius „Le Kremlin de Moscou." Moscou 1883. Ueber russische Altertümer: „Antiquités de l'Empire de Russie." 6 vols. Moscou 1849—53.

Papste Eugenius IV. 1438 in Florenz zusammenberufenen Kirchenversammlung. (Zu der Zeit regierte in Moskau noch der Vater Joanns, Wassilij der Blinde.) Der byzantinische Kaiser Konstantin Paläologus[1]) hoffte durch die Vereinigung der Kirchen ein Mittel zu gewinnen, den Angriffen der Türken auf Konstantinopel zu widerstehen; er begab sich nach Italien und versuchte mit allem Eifer, diese Idee auf dem Konzil durchzuführen. Die Verhandlungen wurden im Herbst in Ferrara eröffnet, im Januar in Florenz in der Kirche der heiligen Maria Novella weitergeführt. Am 6. Juli fand die Schlußversammlung mit der Feier einer vom Papst celebrierten Liturgie statt.

Doch ergab dieses Konzil keine praktischen Resultate. Die griechische Kirche nahm den Beschluß nicht an, durch welchen ihre Vertreter den Papst als Oberhaupt der Kirche anerkannt hatten. Isidor kehrte in die Heimat zurück, wurde jedoch als Abtrünniger angesehen und mußte fliehen. Er starb in Rom als Kardinal. In der Bibliothek des heil. Laurentius in Florenz erblickt man an der Wand eine verzierte Urkunde, die Beschlüsse des Florentinischen Konzils. Unter den lateinischen und griechischen Unterschriften, welche denen des Papstes und des Kaisers folgen, ist in roten slavonischen Buchstaben zu lesen: „Isidor, Metropolit von Moskau, hat dieses unterzeichnet.[2])

Unter der Regierung des Sohnes Joanns, Wassilij, besuchte der österreichische Baron Herberstein zweimal

---

[1]) Er war verheiratet mit der Tochter Wassilijs, der Großfürstin Anna.

[2]) Ueber die ältesten Beziehungen Moskaus zum Vatikan: P. Pierling, S. J. „Rome et Moscou“ (1547—49). Paris 1883, und andere Werke desselben Autors.

Moskau, das erste Mal 1516 im Auftrage Maximilians I., das zweite Mal im Namen Karls V., 1526. Von größerer Bedeutung als die Aufträge, deren Ueberbringer er war, sind für uns die Eindrücke, die er aus Moskau mitnahm. Seine „Rerum Moscovitarum commentarii" sind eins der wertvollsten Denkmäler fremdländischer Litteratur über das alte Rußland.[1])

Während der Regierung des Sohnes Wassilijs, des Zaren Joann IV. des Schrecklichen, begegnen wir den ersten Handelsverbindungen mit England. — Englische Kaufleute, neidisch auf die durch Entdeckung neuer Länder hervorgerufenen kommerziellen Erfolge der Spanier und Portugiesen, bemühen sich ihrerseits, gleichfalls neue Handelsquellen aufzufinden. Es wird eine Gesellschaft zum Zwecke „der Entdeckung unbekannter Länder" gegründet, und im Mai 1553 werden von der Themse aus Schiffe abgesandt, mit einem Sendschreiben Eduards VI. an die „Herrscher der östlichen und nördlichen Länder" versehen. Im darauf folgenden Jahre fährt der Kapitän Chancelor, Befehlshaber eines dieser Schiffe, in die Mündung der nördlichen Dwina ein und begiebt sich nach Moskau. Er wird vom Zaren freundlich empfangen und mit einem Sendschreiben an den König Eduard entlassen. Im Jahre 1555 erscheint derselbe Chancelor wieder in Moskau, dieses Mal bereits als offizieller Vertreter des Königs Philipp und der Königin Maria. Nach Abschluß der Verhandlungen wird den englischen Kaufleuten das Recht zollfreien Handels mit allen Städten Rußlands verliehen. Als aber 1557 ein Ge-

---

[1]) Die erste lateinische Ausgabe Wien, 1549. Die englische Uebersetzung „Notes upon Russia", 2 vols. ist von der Hakluyt-Gesellschaft herausgegeben. 1851—52.

sandter Joanns nach London kommt, werden den russischen Kaufleuten die gleichen Rechte in England eingeräumt.[1])

Zum ersten Mal tritt also Rußland an den Ufern des Eismeeres mit dem Welthandel in Berührung. Selbstverständlich hätte dieses auch an Rußlands kontinentaler Westgrenze geschehen können, was auch in Aussicht genommen war. Mehrfach wurden Zunftmeister und Handwerker aus dem Auslande berufen; jedoch unsere nächsten Nachbarn verhinderten sie, die russische Grenze zu überschreiten. Im Jahre 1549 gestattet Karl V., der damals gerade auf dem Reichstage zu Augsburg weilte, in einem Sendschreiben an den Gesandten des Zaren, innerhalb der Grenzen seines Reiches tüchtige und geschickte Zunftmeister für Rußland anzuwerben. Hundertdreiundzwanzig derselben waren reisefertig, um sich über Lübeck nach Rußland einzuschiffen, wurden jedoch durch Intriguen der Livonen zurückgehalten. Einer von ihnen, der den Versuch wagte, sich nach Moskau durchzuschlagen, wurde auf Befehl der Ritter des Deutschen Ordens hingerichtet. Die Behörden der Stadt Riga rangen

---

[1]) Alle zu diesen Verhandlungen gehörigen Dokumente sind von J. Tolstoi gesammelt: „Die ersten vierzig Jahre der Beziehungen zwischen Rußland und England", St. Petersb. 1875. Sie finden sich ebenfalls im XXXVIII. Bande der Russ. Kais. Hist. Gesellsch.

Interessant ist ein Buch aus jener Zeit: G. Fletcher „Of the Russian Common Wealth", London 1591 (wiedergegeben in A. Bonds „Russia at the close of the sixteenth century." L. 1856.) Dies Buch enthält viele wertvolle Mitteilungen, aber auch manches Falsche. Die Oberflächlichkeit, mit welcher der Autor sich zu dem Gegenstande seiner Betrachtung verhält, ist z. B. aus der Behauptung zu ersehen, daß Rußland weder schriftliche Geschichtsurkunden noch schriftliche Gesetzgebungen aufzuweisen habe, während zu jener Zeit die Chroniken, das „Russische Recht", das Gesetzbuch Joanns III. und Joanns IV. vorhanden waren.

Karl V. sogar das schriftliche Versprechen ab, keine Meister mehr nach Rußland zu schicken.[1]) Ja, die Westgrenze wurde streng gehütet. Hören wir, was der König von Polen Sigismund August der Königin Elisabeth von England schreibt:

„Wie bereits früher, so schreiben wir Ew. Majestät auch jetzt, daß wir es wissen und davon überzeugt sind, daß jener Moskowiter von Tag zu Tag an Macht zunimmt, infolge von alledem, was ihm über Narwa zukommt; nicht nur Waren, auch Waffen, die ihm bis jetzt unbekannt, und Meister und Künstler werden ihm zugestellt. Alles das macht ihn so gewaltig, daß er schon andere besiegt. Dem kann aber nicht Halt geboten werden, so lange diese Verbindung über Narwa andauert. Und wir sind dessen gewiß, daß es Ew. Majestät nicht verborgen geblieben ist, wie groß seine Macht geworden. Wir haben ihn bis jetzt nur dadurch in der Gewalt gehabt, daß er weder Bildung noch Erziehung besaß. Wenn der Weg über Narwa nun offen bleibt, — was wird ihm dann unbekannt bleiben?"[2])

Die Vorsichtsmaßregeln des polnischen Königs erwiesen sich als nutzlos: die Schwierigkeiten, mit denen Chancelor in den Eisregionen zu kämpfen hatte, verhinderten ihn nicht daran, Rußland auch abgesehen von Narwa zu „entdecken". Die in der Welt thätige verbindende Kraft triumphierte über die größten Hindernisse der Natur. Was bedeuteten hier vereinzelte Aeußerungen nationalen Neides?

---

[1]) Ueber fremdländische Reisende in Rußland: Adelung „Kritisch-litterarische Uebersicht der Reisenden in Rußland, deren Berichte bekannt sind." Petersburg 1864.

[2]) Das Original enthält in Bezug auf den Charakter Joanns schroffe Bemerkungen, die wir hier nicht wiedergeben, da sie mit der behandelten Frage nichts zu thun haben.

Die Beziehungen zum Auslande haben uns von unserm Hauptthema abgelenkt, — von der inneren Entwickelung des Reiches. Wie wir gesehen haben, nimmt der moskowitische Herrscher an Macht zu, umgeben von einer neuentstandenen Aristokratie, den Nachkommen der entthronten Fürsten. Die großfürstliche Macht nimmt in demselben Maße zu, als die dynastische Bedeutung der Bojaren schwindet, und die politische Rolle der Bojaren wächst je nach dem Grade der Intimität ihrer Beziehungen zu dem immer mächtiger werdenden Throne. Dank solch' gleichzeitiger Entwickelung dieser beiden Elemente wird Moskau im funfzehnten Jahrhundert eine unbeschränkte Monarchie auf aristokratischer Grundlage. Die aus den Hauptvertretern der Aristokratie organisierte „Duma“ wird zu einem vielfältigen Ratgeber des Zaren. Allein trotz dieser streng begrenzten politischen Form verschmelzen diese beiden Elemente unter einander nicht; das innere Gleichgewicht wurde oft durch den Kampf der Leidenschaften gestört und war in hohem Grade von Charakter und Persönlichkeit abhängig. Das zeigte sich besonders, als die autokratische Macht einem Charakter, wie Joann dem Schrecklichen, zufiel.

Im Jahre 1547 wurde der Enkel Joanns III. als erster Zar von Moskau gekrönt. (Der Titel, eine Zusammenziehung des lateinischen Caesar, kommt schon früher vor; Joann III. wird bereits, wenn auch nicht offiziell, Zar genannt.) Die ersten Regierungsjahre Joanns IV. erweckten die glänzendsten Hoffnungen. Intelligente, wohlgesinnte Ratgeber umgaben den jungen Herrscher. Anastasia Romanow, eine reich beanlagte Frau, die Gemahlin des Zaren, wird sein guter Engel, die ihn in seinem Streben unterstützt und die schlimmen Instinkte desjenigen niederhält, der den Zunamen der Schreckliche erhalten sollte.

Kasan und Astrachan, die Ueberreste des Tatarenreiches, werden erobert. Man schreitet zu einer neuen Gesetzgebung. Der Krieg mit Schweden, Livland und Polen eröffnet die Reihe der endlosen Kämpfe, die den Weg nach Europa bahnen sollten. Doch die schönen, durch die ersten Jahre erweckten Hoffnungen dauerten nicht lange. Joanns Gemahlin, Anastasia Romanow, stirbt, und mit dem Tode dieses seines Schutzengels bricht gleichsam sein sittliches Steuer. — Einstmals, in einer schweren Krankheit, ist Joann zufällig Ohrenzeuge eines Gespräches, das im Nebenzimmer geführt wird. Es verhandeln die Bojaren eifrig über die Frage der Thronfolge; fast alle weigern sich, dem Zarewitsch den Eid zu leisten. Sie wollen es nicht zugeben, daß die Nachkommen Anastasias über ihnen stehen, — denn die Romanows gehörten ihrer Abstammung nach einem jüngeren Adelsgeschlechte an und waren keine Nachkommen Juriks. So stark lebte noch in ihnen das Bewußtsein ihrer Verwandtschaft mit der herrschenden Dynastie.[1]) Der sterbenskranke Zar hört über seine Bestimmung betreffs der Thronfolge aburteilen, und alle Ränke, die er in seiner Kindheit geschaut, erwachen plötzlich in seiner Erinnerung. Haß und Mißtrauen erfüllen seine Seele. Er stirbt nicht, er bleibt leben, aber er verläßt sein Lager als ein anderer Mensch.

Eines Tages erfährt die Bevölkerung von Moskau mit Erstaunen, daß der Zar unerwarteter Weise die Stadt verlassen habe und mit dem ganzen Hofe in eins der

[1]) Eine Reihe von Mißgeschicken, von denen das Land betroffen wurde und die zu der Zeit der Wirren führten, beugten diesen dynastischen Hochmut so weit, daß nach sechzig Jahren ein sechzehnjähriger Jüngling aus dieser selben Familie Romanow zum Zaren erwählt wurde, eben deshalb, weil er nicht zum Stamme Juriks gehörte.

Schlösser in der Umgegend von Moskau übergesiedelt sei. Nach Verlauf von einem Monat treffen zwei Sendschreiben in Moskau ein; in einem derselben erklärt der Zar, daß er ein Freund des Volkes sei, in dem anderen überhäuft er die Bojaren und die Geistlichkeit mit Vorwürfen; am Schluß thut er kund, daß er nicht mehr in seine Hauptstadt zurückzukehren gedenke. Noch niemals hatte die Geschichte einen Herrscher gesehen, der seinem Lande gegenüber den Beleidigten spielte. So war Joann und so blieb er bis zu seinem Lebensende. Leider schmollte er nicht wie andere. Gewöhnliche Sterbliche verhalten sich bei solchen Gelegenheiten passiv, Joann tritt aktiv auf, er isoliert sich in seinem Lande. Das Reich teilt sich in zwei Hälften: auf der einen Seite steht das Land und sein Volk, — der Zar und seine Leibwache auf der anderen. Diese aus tausend Mann bestehende Leibwache wird Gegenstand des Entsetzens für die übrige Bevölkerung; ihre Glieder „opritschniki" genannt, vom Worte opritsch, außerhalb, standen außerhalb d. h. über Gesetz und Ordnung; sie hatten nichts zu fürchten bei der Ausübung der ihnen auferlegten Pflicht, die Verräter des Zaren zu entdecken, zu verfolgen und zu vernichten. Hundekopf und Besen an beiden Seiten des Sattels waren ihre äußeren Abzeichen, als Symbol der zum Aufspüren und Ausrotten wichtigsten Eigenschaften.

Jetzt brach eine schreckliche Zeit an, schrecklich für alle, obgleich der Zar erklärte, daß er ein Freund des Volkes sei. Nach Hunderten, nach Tausenden zählten die Opfer, deren Namen auf Befehl des Zaren in die Liste der Verstorbenen eingetragen wurden, damit zu ihrem Gedächtnis in verschiedenen Klöstern Seelenmessen abgehalten werden konnten. Alles, was in dieser finsteren, rätselhaften Natur schlummerte, machte sich allmählich geltend; die Instinkte

gewannen die Oberhand über die übrigen Anlagen und knechteten alle Fähigkeiten; die letzteren machten sich nur noch in solchen Fällen bemerkbar, wo irgend jemand es sich erlaubte, an ihnen zu zweifeln. Sobald das geschah, offenbarte sich augenblicklich die Vielseitigkeit seiner hervorragenden Beanlagung. In seinem Briefwechsel mit dem Fürsten Kurbskij, einem seiner erbittertsten Feinde, der zum König von Polen flüchtete, tritt seine außerordentlich große Belesenheit zu Tage; seine Briefe wimmeln von Citaten aus der heiligen Schrift und aus griechischen und lateinischen Schriftstellern; in seinen diplomatischen Beziehungen zeigt er sich als stolzes und ergebenes Haupt desselben Reiches, das er daheim wie seinen Feind behandelt. In seinen Schriften, die einen halb religiösen, halb lyrischen Charakter tragen, erscheint er sanft, demütig, niedergebeugt von der Last seiner Sünden, verzehrt von Reue. Doch sobald irgend ein fremdländischer Herrscher bei der Anrede nur einen seiner Titel fortläßt, kennt seine Empfindlichkeit keine Grenzen. In der Wahrung seiner dynastischen Rechte geht er oft bis zum Lächerlichen: „Wir stammen von Caesar Augustus ab, das weiß jedermann,“ sagt er zu dem Gesandten des Königs von Polen.[1]) Bei alledem haftet seinem Gebaren, welchen Leidenschaften er auch die Zügel schießen lassen mag, immer etwas Theatralisches an. Er legt größeren Wert auf die Form einer Sache, als auf ihr Wesen. So zeichnen sich seine Citate weniger durch ihr Zutreffen, als durch ihre Menge aus; seine Pläne und

[1]) Diese angebliche Abstammung wurde allmählich offiziell anerkannt. In der Urkunde von der Erwählung Michael Romanows (1613) wird Rurik als direkter Nachkomme des römischen Kaisers Augustus hingestellt. („Sammlung politischer Urkunden und Verträge“ Nr. 203, Band I, erste Auflage. Petersburg 1813.)

Ideen sind größer, als die spärlichen Mittel, die sich aus seiner unkultivierten Natur zur Ausführung schöpfen lassen; seine von ihm selbst beeinträchtigten Fähigkeiten erweisen sich machtlos, sobald der beleidigte Ehrgeiz ins Spiel kommt. Und so giebt es für den auflodernden Zorn nur einen Ausweg: Befriedigung der animalischen Instinkte durch Mordlust. Die Verderbtheit seines Geschmacks macht ihn in dieser Beziehung raffiniert grausam; er schreibt nicht nur Strafen vor, er will ihre Ausübung mit eigenen Augen sehen. Er liebt den Prunk bei Gelegenheit von Hinrichtungen, Foltern und Metzeleien. So giebt er auch auf dem religiösen Gebiet der Außenseite den Vorzug; ihm gefallen Aufwand und Gepränge beim Gottesdienst in der Kirche, doch zieht er die Nüchternheit der bescheidenen Zelle vor, wohin er sich von der argen Welt zurückzieht, um sich in Anschauung seiner wunden Seele zu versenken; dort berauscht er sich an dem Bekenntnis seiner Sünden, dort gefällt er sich in seinen Reuegefühlen.[1]) Eigentümlich genug, dieser mächtige Despot war ein Schwächling, dessen Fähigkeiten versagten, sobald er auf Widerstand stieß. Er war geistreich, glänzend beredt sozusagen nur auf dem Papier, oder wenn er wußte, daß man ihm nicht widersprechen würde; aber er konnte nicht disputieren. Sobald man ihm etwas entgegnete, wurde er zornig und verwirrt. Unter solchen Umständen war seine Neigung zum Theatralischen für ihn ein Schutzmittel, um jedem Widerspruch aus dem Wege zu gehen. Jeder kann in jedem Augenblick einen Wortwechsel heraufbeschwören, aber wer wird es wagen, eine Theatervorstellung

---

[1]) K. Aksakow, einer der Hauptvertreter der Slavophilen, war der erste, der die Aufmerksamkeit auf diese Charakteranlage Joanns lenkte.

zu unterbrechen? So war dieser Mann, der den Thron von Moskau bis zum Jahre 1584 inne hatte.

Die Beurteilung des Charakters Joanns des Schrecklichen ruft außerordentlich viel Meinungsverschiedenheiten bei den Historikern hervor. Einige erheben ihn zur Hauptfigur der ganzen Zeit vor Peter dem Großen; während sie an seinen Mängeln, an den dunklen Abschnitten seiner Regierung vorüber gehen, loben sie seine Fähigkeiten, welche hervorzutreten pflegten, sobald seine Grausamkeit und sein Mißtrauen betäubt waren; für sie ist Joann IV. der Grundpfeiler der moskowitischen Periode, ein Peter der Große, dem die Geschichte die Gunst der Verhältnisse versagte. Andere sehen in ihm nichts anderes als einen wahnwitzigen Despoten, der während kurzer Zeit im Anfange seiner Regierung sich dem Einfluß einiger gutgesinnten Ratgeber und einer liebenden Gattin hingegeben, nachher aber nichts als Grausamkeit und Scheinheiligkeit gezeigt. Diese Geschichtsschreiber machen aus ihm einen Nero, schlimmer als den römischen, weil er Christ war, oder wenigstens in der christlichen Aera gelebt und sich zum Christentum bekannt hatte. Ein Mann, der so verschieden aufgefaßt werden kann, dürfte ein interessantes Objekt für psychologische Betrachtungen abgeben, was er seiner Stellung nach auch sein möge; doch im gegebenen Falle haben wir es mit einem Herrscher zu thun, — mit einem Herrscher, dessen Vorfahren das allmähliche Wachstum des monarchischen Selbstbewußtseins repräsentieren, dessen Großvater von dem Haupte der Kirche „Selbstherrscher“ angeredet wird und der, indem er sich selbst als den Gipfel dieses historischen Aufbaues betrachtet, den Titel „Zar von ganz Rußland“ annimmt. Der Charakter als solcher kommt im gegebenen Falle nicht als Hauptfrage in Betracht; von Wichtigkeit ist:

worin offenbarte sich der Mensch im Herrscher? Er gehörte zu jenen reichbegabten Naturen, welche Anlagen zu jeder Art von Entwickelung in sich tragen; es ist, als ob die Natur sie ebenso für das Gute als für das Böse ausgestattet habe, indem sie ihrerseits weder dieser noch jener Richtung den Vorzug zu geben scheint. Der Charakter solcher Männer wird das Resultat ihrer eigenen Wahl, je nachdem ihre geistigen Fähigkeiten oder ihre Instinkte die Oberhand gewinnen.[1]) Im gegebenen Falle kann die Psychologie mit mildernden Umständen rechnen, — die Geschichte verzeichnet das unerbittliche Urteil des Volkes. Es ist zu bedauern, daß das natürliche Wachstum eines eben erst erstarkten Reiches durch das Eingreifen eines in jeder Beziehung unnormalen Menschen unterbrochen wurde. Indem er die Interessen der inneren Politik zu einer Frage persönlicher Sicherstellung erhebt, hemmt er die historische Entwickelung des Landes. In einem Wutanfall tötet er seinen ältesten Sohn Joann und führt damit das Aussterben seiner Dynastie herbei; er hinterläßt den Thron dem schwachen, kinderlosen Feodor[2]) und bereitet damit die schrecklichen Heimsuchungen vor, mit denen Rußland seine Sünden zu

---

[1]) „Je weiter die Seele des Menschen, je empfänglicher sie für das Gute ist, um so tiefer fällt sie in den Abgrund der Verbrechen, um so mehr verhärtet sie sich im Bösen. So Joann.“ Belinskij, Band II.

[2]) Dieser letzte Sprößling des Hauses Ruriks ist in seiner Sanftmut und mit seinem liebebedürftigen Herzen eine rührende Erscheinung; doch die Zeiten waren zu ernst, und die Begebenheiten erforderten einen kräftigeren und energischeren Zaren, als den, von dem der Chronist berichtet, daß er sein Leben lang die irdische Macht verachtet und nur an das Himmelreich gedacht habe. — Beschreibung der Krönung Feodors: J. Harrison, Anhang Nr. 1 zu Bonds „Russia at the close of the XVI. century“. Tragödie von Graf A. Tolstoi „Zar Feodor Joannowitsch“, in deutscher Uebersetzung von Frau C. Pawlow. Dresden 1869.

sühnen hat. Es giebt wenig Epochen in der Geschichte, die solch' eine Fülle furchtbarer Mißgeschicke aufzuweisen haben, als die Zeit, die nach seiner Regierung über Rußland hereinbricht. Drei Usurpatoren unter dem Namen Dmitrij (so hieß der kleine Sohn Joanns, der ermordet wurde,[1]) das Eindringen der Polen, die Zerstörung Moskaus, Räuberbanden und zunehmende Anarchie der Zwischenregierungen füllen den Zeitraum von funfzehn Jahren aus, die zwischen dem Tode des letzten Nachkommen aus dem Stamme Ruriks und der Erwählung des ersten Romanow im Jahre 1613 liegen.[2]) Der schreckliche Zar war durch das Land geschritten, und seine Regierung hatte tiefe Furchen hinterlassen; vieler Jahre bedurfte es, um diese zu verwischen und um sich von den Erschütterungen seiner Herrschaft zu erholen.

Und trotzdem hat die Gestalt Joanns des Schrecklichen etwas Fascinierendes. Mit keinem russischen Herrscher haben sich die Künstler so viel beschäftigt. Während die Wissenschaft sich mit seiner moralischen Wertschätzung befaßt, bemächtigt sich die nach allem Phantastischen dürstende

---

[1]) Ueber diese Zeit: Prospère Mérimée „Les faux Démétrius," Paris 1853. Der erste der falschen Demetrius ist mit mehr oder weniger historischer Treue dramatisch behandelt worden: Schiller „Demetrius". Gen. Alexander „Dramatic sketch from Russian history". London 1876. Englische Uebersetzung von Sumarokow „Demetrius, the impostor", tragedy. London 1806. — Poushkine „Boris Godounow", trad. par Tourgeniew et Viardot. Paris 1862. — Mehrmals auch deutsch übersetzt.

[2]) Interessant ist das Werk eines zeitgenössischen holländischen Reisenden: „Histoire des guerres de la Moscovie (1601—1610) par Isaac Massa de Haarlem, publiée pour la première fois d'après le Mr. hollandais original de 1610 avec d'autres opuscules sur la Russie et des annotations par le Pr. Michel Obolensky et Mr. le Dr. Van der Linde." 2 vols. Bruxelles 1866.

Kunst der Erscheinung dieses sagenhaften Despoten, in dessen Schloß mit byzantinischer Ueppigkeit gefeierte Orgien und geistliche Ceremonien in düsterer, klösterlich-asketischer Umgebung neben einander hergingen. Seine hagere Figur im Mönchsgewande, die Adlernase, die kleinen durchdringenden Augen, das Sammetkäppchen, die knöcherigen Finger, die den berühmten eisernen Stab umklammern, mit dem er seinem Sohne den Schädel gespaltet, — das große Kreuz auf der Brust und die aufgeschlagene Bibel auf den Knieen, — alles das ist in der Malerei, in der Skulptur, in der Poesie und im Drama verewigt.[1]) Auf diese Weise wird der, welcher bei Lebzeiten nichts als Furcht und Zittern eingeflößt, im Spiegel der Vergangenheit und der Kunst Gegenstand einer, wenn auch schaudererfüllten Bewunderung. Es liegt eine gewisse Entschädigung in dem Umstande, daß der Mann, der so sehr den Schein liebte, nach seinem Tode mit seiner Persönlichkeit die Phantasie der Künstler so vielfach befruchten sollte. So wie das Licht ein undurchsichtiges Stück Kohle durchdringt und es in einen Diamanten verwandelt, so bemächtigt sich die Kunst zuweilen der dunkelsten Tiefen des Lebens, verklärt sie und erhebt sie — wie Gogol sagt — zu „Perlen der Schöpfung".

Werfen wir nun einen flüchtigen Blick auf den Stand der Aufklärung, in welchem sich Rußland während der langen Zeit von der Invasion der Tataren (1224) bis zur

[1]) „Der Tod Joanns des Schrecklichen", Tragödie vom Grafen A. Tolstoi, englisch von J. H. Harrison. London 1869. Deutsche Uebersetzung von C. Pawlow. Dresden 1868. Eine vortreffliche Charakteristik Joanns des Schrecklichen giebt Graf A. Tolstoi in seiner Erzählung „Knjas Serebrannij," deutsch von W. Lange, Berlin 1882. Ueber den Grafen A. Tolstoi: A. de Gubernatis „Il Conte Alessio Tolstoi." Firenze 1874.

Erwählung des ersten Romanow (1613) befand. Das unglückliche, vom Schicksal in die Gewalt asiatischer Nomadenvölker gegebene Land schien seine ganze Lebenskraft nur auf den Kampf mit dem Feinde beschränkt zu haben, und als die Stunde der Befreiung schlug, stand die Bildung auf demselben Niveau, wenn nicht tiefer, als zur Zeit der Knechtung. Die Klöster setzten ihr Werk fort; es wurde übersetzt und abgeschrieben, doch ihre Arbeit trat nicht aus dem engen Rahmen des christlichen Byzantinismus heraus. Es gab Leute unter der Geistlichkeit und bei Hofe, die für ihre Zeit als aufgeklärt galten; doch ihre Aufklärung war bedrückend und unfruchtbarer Natur; ihre Wissenschaft machte eine bestimmte Anzahl von Büchern aus, ihre Verstandesbildung war nichts als eine gesteigerte Schärfe des Gedächtnisses. Das war die Bildung Joanns des Schrecklichen, und er war noch einer der aufgeklärtesten jener Zeit. Das Wort „Wissenschaft" wurde nicht einmal angewandt, statt dessen sagte man „Schlauheit". Man machte Versuche, aus Westeuropa Gelehrte und Handwerksmeister heranzuziehen, — wir haben gesehen, wie traurig diese endeten. Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts wurden russische Jünglinge zur Ausbildung ins Ausland geschickt, — sie kehrten in ihr Vaterland nicht mehr zurück.

Im Jahre 1563 gründete Joann der Schreckliche unter Mitwirkung des Metropoliten Makarius und des griechischen Gelehrten Maximus (Freund des Venetianers Aldus Manutius) die erste russische Buchdruckerei.[1]) Eine hervorragende Persönlichkeit jener Zeit war der oben erwähnte Fürst Kurbskij, der mit Joann dem Schrecklichen den berühmt gewordenen Briefwechsel unterhielt. Außer

[1]) Das erste in Rußland gedruckte Buch war eine „Geschichte der heil. Apostel." (1564).

diesen Briefen, in welchen er mehr Bildung zeigt, als sein allerhöchster Gegner, hat er noch eine Geschichte hinterlassen „von dem moskowitischen Großfürsten und dessen Thaten, wie sie uns von glaubwürdigen Leuten erzählt worden, und wie wir sie mit eigenen Augen gesehen haben". Das ist der erste Versuch einer pragmatischen russischen Geschichte.[1]) Ein anderer interessanter Zeitgenosse Joanns IV. war der Priester Sylvester; von ihm ist das Buch Domostroi, eine Art Hausregel, duldsam in Bezug auf abstrakte Fragen und streng in ihren Vorschriften für das tägliche Leben. Der Metropolit Makarius beendigt sein größtes Werk, „Das Leben der Heiligen," eine Arbeit von eigenartigem Reiz bis auf den heutigen Tag. Das episch gefaßte Lied „Sadònschtschina"[2]) schildert die Schlacht bei Kulikowo, den ersten Sieg der Russen über die Tataren. Obwohl eine deutliche Nachahmung des Gesanges „vom Feldzuge Igors", ist es ohne künstlerischen Wert.

So gering der Zahl und dem Werte nach sind die litterarischen Erzeugnisse, die aus jener Zeit erhalten sind. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß der soeben von uns betrachtete Zeitraum mit der Knechtung durch die Tataren beginnt. Es giebt Geschichtsschreiber, die da meinen, daß Rußland durch das Joch der Tataren durchaus nicht sehr geschädigt sei; es sei nicht in solchem Maße von der Civilisation abgeschnitten gewesen, daß ein Rückschritt unver-

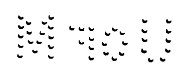
[1]) Sie beginnt mit der Kindheit Joanns des Schrecklichen und ist bis zum Jahre 1578 durchgeführt. Der Inhalt derselben geht von dem Grundgedanken aus, daß der schreckliche Zar gut und weise gewesen, so lange er von guten Ratgebern umgeben war.

[2]) Der Name ist hergeleitet vom Flusse Don; jenseits des Don liegt das Feld, auf welchem die Schlacht geschlagen wurde.

7*



meidlich gewesen wäre; es sei nur stehen geblieben. — In der Geschichte aber giebt es keinen, kann es keinen Stillstand geben. Ein Volk, das stehen bleibt, geht schon dadurch zurück, daß es von anderen Völkern mittlerweile überflügelt wird. Bedenken wir, was zur selben Zeit in Westeuropa geschah, mit welchen Riesenschritten der menschliche Geist auf dem Wege der Eroberungen vorwärts schritt, — und wir werden verstehen, wie weit unser Land zurückgeblieben war, und welch' unglaublicher Anstrengung es bedurfte, um den Westen einzuholen. Wir sind gleich bei dem Jahre 1613 angelangt. Rufen wir uns in das Gedächtnis zurück, wie es zu dieser Zeit im übrigen Europa aussah: In Deutschland war die Zeit des großen geistigen Erwachens durch die Reformation; in England glänzten Namen wie Shakespeare und Bacon, in Frankreich Rabelais und Montaigne. Cartesius aber war schon geboren. Spanien hatte seinen Cervantes, Lope de Vega, Calderon de la Barca, Italien seinen Galilei und jene Fülle von Malern, Schriftstellern, Bildhauern und Gelehrten, deren einer genügt hätte, den Ruhm des Landes und den Stolz der ganzen Welt auszumachen. Es war die Zeit, wo die griechische Antike, strahlend in ewiger Jugend und unverwelklicher Schönheit, schon längst auf dem gesegneten Boden Italiens auferstanden war und mit neuer, noch nicht dagewesener Lebhaftigkeit des Ausdrucks, geschmückt mit mystischen Blüten christlicher Poesie, die Finsternis des Mittelalters zerstreut und die Fackel der Renaissance angezündet hatte. Es war die Zeit, da der Kiel europäischer Schiffe mutig die Wogen des weiten Oceans teilte und, in unbekannte Weltgegenden vordringend, das Ufer jungfräulicher Kontinente erreichte. — Während dieser ganzen Zeit stand Rußland im Hintergrunde der Weltgeschichte. Es werden nicht alle auf einmal berufen,



an dem großen Werk der Civilisation mitzuarbeiten. Doch, wenn nicht jeder beim Graben eines Brunnens mitgeholfen hat, so hat er doch das Recht, aus ihm Wasser zu schöpfen; Rußland hat sich sogar dieses Recht erkämpfen müssen. Wir werden das nächste Mal die Bedingungen untersuchen, unter welchen dieses Ringen zum schwersten aller seiner Kämpfe wurde.





Aber von Peter wisset, daß ihm sein Leben nicht teuer, wenn nur Rußland in Ruhm und Ehren zu eurem Heile besteht.

Aus einem Heeresbefehl vor der Schlacht von Poltawa.

Vierte Vorlesung.

(1613—1725.)

Die Zeit der ersten Romanows. Patriarch Nikon und die Durchsicht der kirchlichen Bücher. Erwachen des kritischen Geistes. Aeußerer Einfluß und innere Reaktion. Der moskowitische Hof. Die Vorgänger. Peter der Große. Seine historische Persönlichkeit. Die Reform. Ihre Einführung und ihr Geist. Nachwelt und Zeitgenossen. Zarewitsch Alexei. Tod Peters. Meinungsverschiedenheiten über Peter.

Es giebt Persönlichkeiten in der Geschichte, deren Namen ein solcher Glanz anhaftet, daß sie nicht nur in kommende Zeiten hineinleuchten, — sie werfen ein Licht selbst auf vorhergehende Epochen. Die Ereignisse, die ihrem Erscheinen unmittelbar vorangehen, verlieren gleichsam ihren eigenen, selbständigen Wert, den alle Ereignisse als Resultat der Vergangenheit haben; sie gewinnen in den Augen der Nachwelt die untergeordnete Bedeutung von Hilfsfaktoren. Man sollte meinen, daß die Geschichte die Gabe des Hellsehens habe, und daß die Thatsachen weniger unter dem Einfluß der Vergangenheit stehen, als unter der Anziehungskraft dessen, was kommen soll. Eine solche Per-



sönlichkeit ist Peter der Große; länger als ein halbes Jahrhundert hat Rußland ihn in seinem Schoße getragen. Wir wollen uns daher mit den ersten Zaren der neuerwählten Dynastie nur in so weit beschäftigen, als sie die „vorbereitende" Epoche repräsentieren.

Am 2. Februar 1613 wird dem Interregnum durch die Erwählung Michael Romanows[1]) ein Ende gemacht. Das Land hat sich aus der „Zeit der Wirren" herausgearbeitet, doch die Anstrengung, deren es bedurfte, um sich von den Invasionen fremder Völker, von Räuberbanden zu befreien, hatte seine ganze Kraft erschöpft. Städte waren zerstört, Dörfer niedergebrannt, Felder verwüstet. Das ermattete Volk hatte den höchsten Grad der Erregung erreicht. Die Regierung Michaels und die seines Sohnes Alexei war reich an Aufständen und Empörungen, und es erforderte nicht wenig weise Sorgfalt von seiten der ersten beiden Herrscher der neuen Dynastie, unter solchen Umständen alle Schäden im Lande zu heilen. Die äußere Politik trug ebenso wenig wie die innere zur Beruhigung der Bevölkerung bei. Das frühere moskowitische Fürstentum breitete sich jetzt nach Osten bis zur Grenze des Kaiserreichs China aus, während im Westen drei Hauptfragen seines politischen Lebens — die Einverleibung der baltischen Küstenländer, die Wiedervereinigung alter russischer, von Polen entrissener Länder (die sogenannte „kleinrussische Frage") und die Eroberung des letzten unabhängigen Tatarenreichs, der Krim, das Land in eine Reihe von

---

[1]) Ueber dieses Ereignis: Erwin Bauer „Die Wahl Michael Feodorowitsch Romanows zum Zaren von Rußland." (Historische Zeitschrift. Neue Folge. B. XX).

Kriegen mit Schweden, Polen und der Türkei verwickelten.[1]) Wenn wir die von Michael und Alexei geführten Kriege summieren, so ergeben sich dreißig Jahre Krieg im Verlauf der siebzig Jahre ihrer Regierung. Und bei alle dem war das Streben dieser ersten Romanows so stetig, ihr Verlangen, dem Lande Ruhe zu schaffen, so aufrichtig, und ihre Persönlichkeit so bezaubernd, daß die Regierungen Michaels und Alexeis und die seines ältesten Sohnes Feodor in der Geschichte thatsächlich den Eindruck von dem hinterlassen, was sie angestrebt: Ruhe, Erholung, Wohlfahrt. Die fremdländischen Zeitgenossen Alexeis konnten nicht begreifen, wie ein Herrscher von so autokratischer Gewalt nie einen Anschlag weder auf das Leben, noch auf Ehre und Gut wenn auch nur eines seiner Unterthanen gemacht habe.[2]) Wenn dieses Urteil eines kaiserlichen Gesandten auch etwas optimistisch klingt, so drückt es doch genügend die friedliche Stimmung dieser kurzen Epoche aus, die zwischen der stürmischen Zeit des Interregnums und jener Gärung lag, welche der Ungestüm der Reformen Peters hervorrief.

In dieser Atmosphäre entwickelten sich jene geistigen Strömungen, die dem großen Umschwung vorhergehen; in dieser Zeit erwacht allmählich der Geist der Kritik, dank

---

[1]) Aus jener Zeit datiert der Ursprung der „orientalischen" Frage. Der erste Vertreter der Ansicht, daß es Rußlands Bestimmung sei, die südlichen Slaven von der türkischen Herrschaft zu befreien, war ein gewisser Krishanitsch, ein Serbe, der sich zur Zeit Alexei Michailowitsch' in Moskau niederließ. (Ueber ihn Louis Léger „Nouvelles études slaves," 1ère série. Paris 1880. Ueber dieselbe Frage: A. Leroy-Beaulieu „Politique russe et panslavisme." Revue des deux Mondes. 15. Déc. 1876.

[2]) Mayerberg „Iter in Moscoviam." Französische Uebersetzung: „Relation d'un voyage en Moscovie," Leyde 1688, — ebenso: „Bibliographie Russe et Polonaise." B. I u. II.

welchem die Neuerungen in dem Bewußtsein der Bevölkerung Wurzel fassen konnten. Wir wollen jetzt die Eigenschaften des Bodens untersuchen, auf welchem dieser Geist der Kritik entstand, und sehen, worauf er gerichtet war.

Wie schon gesagt, waren die Geistlichkeit und die Klöster der Mittelpunkt jener beschränkten byzantinischen Bildung, die, noch beeinträchtigt durch die Umständlichkeit der Uebersetzungen, die einzige geistige Nahrung der ganzen vorhergegangenen Periode geboten hatte. Aus diesem selben kirchlichen Boden ging die neue Bewegung hervor. Obgleich diese eine größere Dimension annahm, als ihre Urheber erwartet hatten, obgleich die letzteren geradezu erschraken über das endlos weite Feld, das sich, wie es schien, der Kritik eröffnete, müssen wir dennoch gerade in der Kirche und in den mit Fanatismus geführten kirchlichen Verhandlungen jener Zeit die ersten Keime der folgenden gesellschaftlichen und politischen Reform suchen. Der mächtige und ehrgeizige Patriarch Nikon wird der Mittelpunkt der neuen Bewegung, und die Revision der kirchlichen Bücher der thatsächliche Anstoß, der die Gärung hervorruft.

Eines Tages geschah es in der Kathedrale Mariä Himmelfahrt, der größten und schönsten der zahlreichen Kirchen des Kreml, derselben, in der seit Joann IV. die russischen Herrscher gekrönt wurden, daß der Zar Alexei, von seinem Hofe und einer großen Volksmenge umgeben, sich dem Metropoliten Nikon zu Füßen warf und ihn anflehte, die Patriarchenwürde anzunehmen.[1])

[1]) Der moskowitische Metropolit Hiob war unter Feodor Joannowitsch im Jahre 1589 von Jeremias, dem Patriarchen von Konstantinopel, zum Patriarchen erwählt worden. (Siehe Adelung „Der griechische Patriarch Jeremias in Moskau 1589.“ St. Petersburg 1840.) Seit Peter dem Großen giebt es keine Patriarchen mehr; an ihre Stelle trat das Kollegium des heil. Synod (1721).

Das geschah im Jahre 1652. Sechs Jahre später celebrierte der Patriarch Nikon in derselben Kathedrale Mariä Himmelfahrt einen Gottesdienst (dem der Zar nicht beiwohnte), legte die Abzeichen der Patriarchenwürde nieder, erklärte dem Volke, daß er nicht mehr sein Patriarch sei, verließ, von dem Wehklagen der Volksmenge begleitet, die Kathedrale und zog sich in eins der Klöster unweit Moskau zurück. Was war in diesen sechs Jahren geschehen? Die weltliche und die geistliche Macht lagen mit einander im Streit; dem Zaren waren die wachsenden Ansprüche des Patriarchen lästig geworden. Gestützt auf die langjährige Freundschaft mit dem Zaren, hatte sich der Patriarch allmählich die Würde eines zweiten geistlichen Zaren angeeignet und den Titel Allerhöchster Herr angenommen. Wir wollen hier nicht ausführlich den Gang der Ereignisse dieser ergreifenden Episode unserer Kirchengeschichte verfolgen. Unter dem Vorsitz der Patriarchen von Alexandria und Antiochien[1]) wurde ein Konzil der russischen Geistlichkeit zusammenberufen; Nikon wurde für sein Beginnen gerichtet und der Patriarchenwürde entkleidet. Er verbrachte den Rest seines Lebens in einem entfernten einsamen Kloster.[2]) — Für uns ist im gegebenen Falle von Interesse, daß dasselbe Konzil, das Nikon verurteilte, die von ihm unternommene Revision der beim Gottesdienst gebräuchlichen Bücher annahm.

---

[1]) Die Patriarchen von Konstantinopel und Jerusalem waren gleichfalls aufgefordert; doch wurden sie durch amtliche Obliegenheiten zurückgehalten.

[2]) Ueber Nikon: W. Palmer „The patriarch and the tsar." 6 vols. 1871—1876. Interessante Einzelheiten aus dem Leben Nikons: A. Brückner „Des Patriarchen Nikon Ausgabebuch." (Baltische Monatsschrift IV, 3, 4).

Durch das beständige Abschreiben hatten sich unvermeidlicherweise viele Ungenauigkeiten und Fehler in den Text der kirchlichen Schriften eingeschlichen. So lange diese Manuskript waren, konnte die Verantwortung stets auf den Abschreiber fallen; doch als man allmählich anfing, sie von Staats wegen zu drucken, erhielten die Fehler eine gewisse Gesetzlichkeit. Schon längst hatten gelehrte Mönche aus Griechenland und Kiew, wo die Traditionen strenger beobachtet wurden, die moskowitische Geistlichkeit auf die Gefahr dieser Fehler aufmerksam gemacht. Nikon war einer der ersten, der an diese Frage mit gebührendem Ernst herantrat und zu einer radikalen Durchsicht der Bücher schritt, wobei er sich an den griechischen Text hielt. Das war notwendig; bis zu einem gewissen Grade war es bereits zu spät. Ein großer Teil des Volkes wollte die Korrektur nicht anerkennen, und dadurch, daß viele den Text Nikons nicht annahmen, sondern am althergebrachten festhielten, bildete sich in der russischen Kirche die sogenannte „große Spaltung.“ Wir müssen im Auge behalten, daß der geschriebene Buchstabe zu jener Zeit eine fast dogmatische Bedeutung hatte, um die Wichtigkeit der Reform Nikons und ihrer offiziellen Anerkennung zu ermessen; man gestattete eine Kritik auf dem Gebiete solcher Fragen, an die der Verstand sich bis dahin nicht herangewagt hatte. Und nun erwacht der Verstand in der That. In verschiedenen Klöstern werden neue Schulen errichtet; in ihnen wetteifert das griechische Byzantinertum mit der lateinischen Scholastik. Der Plan zu einer Akademie wird genehmigt, vom Zaren Feodor, dem Sohne Alexeis, bestätigt und im Jahre 1683 von seiner Schwester Sophia, die während der Unmündigkeit Peters des Großen regierte, zur Ausführung gebracht.

Das Bildungsbedürfnis regt sich mehr und mehr im Bewußtsein der Zeitgenossen. Jener Glaube an sich, der alle Völker kennzeichnet, die lange Zeit keine Gemeinschaft mit anderen gehabt haben, ist erschüttert, und die Selbstkritik wird laut. Wenn die Kirche mit dem Beispiel der Selbstverbesserung vorangeht, wie hätte dann das Leben in seinen anderen Erscheinungen in stetem status quo verharren können? „Was ist in Rußland unmöglich?" ruft ein Zeitgenosse aus — „durch den Befehl des Zaren kann man alle Verbesserungen und alles Nützliche einführen; kann der Kaufmann nicht lesen und schreiben, schließt man laut Befehl seinen Laden — bis er's gelernt hat."

Diese neue Bewegung wurde durch das bedeutende Zunehmen fremdländischer Elemente unterstützt. Die berühmte Deutsche Sloboda (Vorstadt), die bald der Lieblingsaufenthalt des jungen Zarewitsch Peter werden sollte, vergrößert sich schnell und wird zu einer Art von lebendiger Encyklopädie fremdländischer Gewerbe.[1]) Fremdländische Gebräuche, Menschen, Bücher fordern einen Vergleich heraus und werden für viele Gegenstand der Nachahmung; die geringfügigsten Thatsachen öffnen die Augen über die grenzenlose Ueberlegenheit des Auslandes und den Abgrund eigener Unwissenheit. Ein Vertreter der Geistlichkeit, der mit einem fremdländischen Kaufmann in Archangelsk italienisch korrespondiert, dankt ihm für die Uebersendung lateinischer Bücher; diese sind seiner Meinung nach „opera pretiosissima . . . in quibus quot paginas revolvo, tot fructus colligo",[2]) und

---

[1]) Ueber die Deutsche Sloboda und überhaupt über die Ausländer in Rußland: A. Brückner, „Die Europäisierung Rußlands," Gotha 1888. „Kulturhistorische Studien" II. Riga 1878.

[2]) „Die wertvollsten Werke, . . . in denen ich auf jeder neuen Seite Früchte einsammle."

mit einem verzeihlichen Anflug von Neid fügt er hinzu: „O, wie hohes Lob gebührt den Ländern, die solche Bücher hervorbringen, oder richtiger — so hochweise und hochgelehrte Schriftsteller.“[1]) — Doch nicht die ganze Geistlichkeit dachte so. In den Kirchen wird durch Predigten den Neuerungen heftiger Widerstand entgegengesetzt; Nikon selbst war anfangs betroffen über die Schnelligkeit, mit der diese im täglichen Leben um sich griffen. Ihn erfaßt ein Fanatismus, der an den Savonarolas erinnert; er verbrennt die Bilder, zerstört die Orgel und zerschneidet die Livreen, die ein Bojar für seine Bediensteten angeschafft hat. Wenn die Empfindungen eines Nikon derart waren, so können wir uns vorstellen, was diejenigen dachten, die sich zu den alten Büchern bekannten, da sie in Nikon einen sich überstürzenden Fortschrittler sahen. In einer Sammlung geistlicher Thesen lesen wir Folgendes: „Verabscheuungswürdig vor Gott ist jeder, der Geometrie treibt . . . . Liebe die Einfalt mehr als die Weisheit; erforsche das Hohe und versuche nicht die Tiefe, sondern die Lehre, die dir von Gott fertig gegeben, die halte in Ehren.“ — Wir sehen, wie radikal sich die Verschiedenheit der Anschauungen äußerte.[2]) Der Kampf entbrannte, von seinem Ausgange hing das Schicksal Rußlands ab. Was wird sich als stärker erweisen, was

---

[1]) Dmitrij, Metropolit von Rostow, († 1709) an Isaac van der Borg. Er war einer der gebildetsten Männer seiner Zeit, der Autor mehrerer bedeutenden Werke. In seiner Bibliothek, sagt man, befand sich für Rußland das erste Exemplar der Werke Bacons.

[2]) Ein heftiger Protest gegen die in Moskau herrschende Unwissenheit ist das Werk Gregor Kotoschichins „Ueber Rußland zur Zeit der Regierung Alexei Michailowitsch'.“ Er diente in dem „Polnischen Prikas“ (einer Art Ministerium, das alle polnischen Angelegenheiten behandelte) und war daher mit der damaligen Verwaltung vertraut. In den sechziger Jahren siedelte er nach Schweden

die Oberhand gewinnen, — Aufklärung oder Obskurantismus? — Letzterem gehörte die große Mehrzahl der Bevölkerung des ganzen Landes an, ersterem eine unbedeutende Minderzahl der höheren Gesellschaftsklassen Moskaus. Auf der Seite dieser Minderzahl aber war der Hof; der Zar Alexei bevorzugte die neue Strömung, die Aufklärung wurde das Losungswort der Regierung, — und die Zukunft Rußlands war gesichert.

Ein interessantes Bild gewährt der moskowitische Hof zu jener Zeit. Der Kreml hatte sich in seiner vollen Schönheit entwickelt; der originelle Zauber seiner Konturen war noch nicht durch die späteren Anbauten gestört, die ihn heutzutage verunstalten. Dieser Kreml mit seinen hohen, damenbrettartig gestrichenen Dächern, mit den Türmen und Schießscharten seiner zackigen weißen, sich über dem Fluß erhebenden Mauern, mit seinen verschiedenen bunten, goldschimmernden Kirchen und den gen Himmel strebenden, in der Sonne funkelnden Glockentürmen bot schon damals denselben entzückenden Anblick dar, von dem anderthalb Jahrhunderte später Napoleon in solchem Maße berührt wurde, daß er, aus seinen finsteren Gedanken gerissen, sich einen Augenblick vergessen und sich an dem Bilde nicht satt sehen konnte. — Im Innern dieses Kreml, in dieser Burg von Schlössern und Kirchen, wo die Tageszeit durch Frühmesse, Liturgie und Vesper bestimmt wurde, wo das Priestergewand und die Insignien des Zaren im beständigen

über, wo er (1666—67) sein Buch schrieb. Das Manuskript wurde 1838 in der Universität Upsala von Prof. Solowjew aufgefunden. Bis zu dieser Zeit war das Werk Kotoschichins nur in schwedischer Uebersetzung bekannt: „Om Rysslands Stat, eller några Ryskå Ceremonier, ifråm Ryska öfversatt af H. K. M. Translator O. D. Barkhusen, 1862.“

Wechsel von kirchlichen Ceremonien und höfischen Gebräuchen fast zu einem Begriff verschmolzen, gingen in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts merkwürdige Dinge vor. Der Zar, seine Familie, sein Hof gaben sich einem neuen Vergnügen hin; in den Gemächern des Schlosses, in Gegenwart seiner Majestät, gab eine deutsche Schauspielertruppe Theatervorstellungen unter der Leitung Gottfried Gregoris, des lutherischen Pfarrers der „Deutschen Sloboda."

Im Jahre 1672, drei Tage nach der Geburt seines Sohnes Peter, beauftragte Zar Alexei den Pfarrer Gregori eine Komödie einzustudieren und sie in seiner Gegenwart aufzuführen. Das erste Stück, das gegeben wurde, handelte von Esther und Artaxerxes; alsdann folgten „Judith," „Joseph," „Adam und Eva." Zuerst wurde in deutscher Sprache gespielt; allmählich aber kamen russische Knaben zum Pfarrer in die Lehre, die Stücke wurden in russischer Uebersetzung aufgeführt, und endlich erschien das erste, von einem gewissen Simeon aus Polozk geschriebene Original-Lustspiel. Dieser gelehrte Mönch war Lehrer der Kinder des Zaren und zu gleicher Zeit Hofpoet. Sein Lustspiel „Der verlorene Sohn" hat sich in einer sehr interessanten illustrierten Ausgabe jener Zeit erhalten.

Der Verfasser des „Verlorenen Sohnes" nahm regen Anteil an dieser litterarischen Bewegung, welche die Hofsphären erfaßt hatte. Seine Unterrichtsstunden waren so interessant, der Inhalt derselben so erheiternd zusammengestellt, zuweilen des leichteren Behaltens wegen in Verse gebracht, daß zum ersten Mal seit der Tatarenherrschaft eine Tochter des Zaren ihr jungfräuliches Gemach verläßt: die Zarewna Sophia wohnt den von Simeon erteilten Unterrichtsstunden ihres Bruders Feodor bei. Sie tritt

mit der Zeit selbst als Schriftstellerin auf; ihr schreibt man die Tragödie „Esther" zu (die sich nicht erhalten hat), und es heißt, sie habe Molière übersetzt. Jedenfalls wurde „le Médecin malgré lui" in ihren Privatgemächern aufgeführt.

An dieser Theateraufführung nahm eine Persönlichkeit teil, die später eine ziemlich hervorragende Rolle während der Regierung der Zarewna Sophia spielen sollte, Fürst Galizyn, von dem der polnische Gesandte De la Neuville behauptete, daß er sich mit großen reformatorischen Plänen[1]) getragen habe. Er war ein Mann von feinem Verstande, und, wenn man derselben Quelle Glauben schenken darf, so erschien ihm schon damals die Befreiung der Bauern (die im vorhergehenden Jahrhunderte Leibeigene geworden waren) als eine unumgänglich notwendige Bedingung zur Entwickelung des Volkes. Er ist einer von den frühreifen unter den russischen Großen, die hundert Jahre später den Thron Katharinas der Großen umgaben, gebildete, verfeinerte Männer, doch idealistisch angelegt und ohne tieferen Sinn für das praktische Leben.

Eine andere interessante Persönlichkeit jener Zeit war — Ordyn Naschtschokin, das direkte Gegenteil des vorhergenannten Fürsten Galizyn; gleichfalls vielseitig gebildet, war er vor allem ein Mann der Gegenwart und der That. Er war der erste russische Diplomat. In die schwierigsten Aufgaben der kleinrussischen und baltischen Frage verwickelt, ging er mit Ehren daraus hervor und erwarb sich zugleich die Achtung der schwedischen und polnischen Diplomaten, mit denen er es zu thun hatte. Ein leidenschaft-

[1]) „Relation curieuse et nouvelle de la Moscovie." A la Haye, 1699. (Englische Uebersetzung, London 1699).

licher Anhänger der neuen Ideen, verurteilte er scharf die moskowitischen Sitten und machte sich viele Feinde durch seine Gewohnheit, persönliche Interessen preiszugeben, wo die Sache es erforderte. Er war ein eifriger Verfechter der Idee, Rußland den Weg zum Meere zu bahnen und eine russische Flotte zu schaffen.[1])

Wir nennen hier noch den Bojaren Artamon Matwejew, den Lieblingsfreund des Zaren Alexei. Sein Haus war der Sammelplatz für alles, was sich in Moskau auf dem Gebiet von Gelehrsamkeit, Kunst und Gewerbe hervorthat. — Wegen der besonderen Gunst, die Matwejew der Deutschen Sloboda angedeihen ließ, wurde er von seinen Gegnern „Vater der Deutschen" benannt. Er war es, der sich zuerst des Schauspiels annahm; dank seinem Einfluß fand es bald Eingang in die Gemächer des Kreml.[2]) In seinem Hause begegnete Zar Alexei eines Tages einem hübschen Mädchen, das seine Aufmerksamkeit durch ihr sanftes Wesen und den Glanz ihrer schwarzen

[1]) Wie stark das Bedürfnis nach einer Flotte war, geht unter anderem daraus hervor, daß Alexei Michailowitsch den Herzog von Kurland um die Erlaubnis bat, einige Schiffe in einem seiner Häfen halten zu dürfen. Der Herzog gab ihm die sarkastische Antwort, der Zar habe zu diesem Zwecke seinen eigenen Hafen — Archangelsk.

[2]) Sein Sohn Sergei erhielt unter Peter dem Großen den Posten eines Gesandten bei der Königin Anna von England (1706). In der Nacht des 21. Juni 1708 wurde er in den Straßen Londons überfallen, woraufhin er eine Klage bei der Regierung einreichte. Die Angelegenheit kam vor das Parlament und war die Veranlassung zu der Bestimmung über die „Unantastbarkeit der Gesandten und anderer Vertreter fremder Mächte," die von der Königin am 21. April 1709 bestätigt wurde. Das Gesetz, das auf einem Kongreß der nordamerikanischen Vereinigten Staaten am 30. April 1790 auch in Amerika angenommen wurde, ist nur eine Wiederholung des englischen Gesetzes, das die „unangenehme Affaire" (troublesome affair) Matwejews in das Leben gerufen hatte.

Augen auf sich zog; das war die Pflegetochter Matwejews — Natalia Kyrillowna Naryschkin. Der Zar war Witwer zu jener Zeit; er heiratete sie, und am 30. Mai 1672 gebar sie ihm einen Sohn — Peter.

In solchen Verhältnissen lebten und wuchsen die Kinder des Zaren Alexei heran: der intelligente und edle Feodor, der nach dem Tode seines Vaters sechs Jahre regierte, die eigenmächtige, ehrgeizige Sophia, die nach dem Tode Feodors (1682) die Herrschaft für ihre unmündigen Brüder führte, den schwachsinnigen Joann und — Feodors Taufsohn — den lockenköpfigen kleinen Peter.[1])

Ich habe versucht, in flüchtigen Zügen diese wichtige Zeit der allmählichen geistigen Befreiung zu schildern, — der Befreiung von religiösem Fanatismus, von der nationalen Ausschließlichkeit und von der sklavischen Unterwerfung unter Sitten und Gebräuche der Vorfahren. Es ist eine interessante Epoche, die zweifellos eine Stufe in der Entwickelungsgeschichte des Volkes bezeichnen würde, wenn sie nicht durch die plötzliche Umwälzung der folgenden in den Schatten gestellt wäre. Jetzt pflegt man im Kreise derjenigen, die die Verdienste Peters des Großen absichtlich schmälern, diese vorbereitende Epoche zu betonen. Da Peters Gegner die Riesengröße seines Werkes nicht bestreiten können, fallen sie ihn im Rücken an und behaupten, die ganze Reform sei von seinen Vorgängern bereits vorgezeichnet gewesen; ihm sei nur die Ausführung zugefallen. Wir haben, wenn auch in Kürze, so doch genügend diese vorbereitende Epoche kennen gelernt, um von ihr eine Vorstellung zu gewinnen. Sie weist vereinzelte Fälle geistigen

[1]) Peter war das dreizehnte Kind des Zaren Alexei Michailowitsch.

Erwachens auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft, des Gewerbes, des gesellschaftlichen Lebens auf; doch in diesen einzelnen Fällen kam das Gefühl der allgemeinen Zusammengehörigkeit nicht zum Bewußtsein, und die sie hervorrufende Kraft reichte nicht aus, dieses geistige Erwachen aus dem Leben des Individuums in das Volksleben hinüberzuleiten. Peter war es vorbehalten, diese vereinzelten Elemente in eine allgemeine Gärung zu verwandeln, durch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit sie zu kräftigen, durch die unmittelbare Anpassung an die Bedürfnisse der Bevölkerung sie zu beleben und durch die hinreißende Gewalt seines persönlichen Beispiels sie zu mehren. Wenn uns jemand fragte, wie er das vollbracht habe, könnten wir mit einem Wort antworten: er lebte. Peter der Große lebte — das genügte; sein Leben war das Leben seines Volkes, seine Arbeit war die Thätigkeit des Volkes, sein Erfolg — der Erfolg seines Landes;[1]) er vereinigt in seiner Person alle Gesellschaftsschichten vom Tischler bis zum Herrscher, er verkörpert alle Bedürfnisse und alle Fähigkeiten seines Landes, so daß wir überall die Spur seiner Thätigkeit verfolgen können, welches Gebiet des Volkswohlstands wir auch ins Auge fassen;[2])

[1]) „Peter war der letzte und größte der Götterhelden; nur das Christentum und der Umstand, daß er der Zeit nach uns noch so nahe steht, haben uns (und dennoch nicht unbedingt) von der Anbetung dieses Halbgottes und vor der fast mythologischen Vorstellung der Thaten dieses Herkules bewahrt" (Solowjew „Geschichte Rußlands," B. XIV) „— er ist ein Held im antiken Sinne, er ist die einzige gigantische Erscheinung der Neuzeit; nur in grauer Vorzeit, bei Gründung alter Reiche, treten uns ähnliche Helden entgegen." (ebendas. B. XVIII).

[2]) Wenn man Katharina der Großen ein neues Projekt vorlegte, erkundigte sie sich immer, welches die Ansicht Peters in Bezug auf diese Frage gewesen sei.

er richtet — indem er die brennendsten Fragen in Bezug auf die Wohlfahrt seines Landes aus der Vergangenheit schöpft und sie in der Gegenwart verwirklicht — für Rußland einen Wegweiser auf, der allein zum Ziele führen kann: die Teilnahme Rußlands an der allgemeinen Bildung. Ja, Peter lebte, das genügt, das sagt alles; und er fing früh an zu leben.

Der Knabe, der bald ein begeisterter Freund und Genosse der fremdländischen Handwerker der Deutschen Sloboda wird, tritt seine Kinderschuhe früh aus; die Kriegsspiele, die er mit Bojarenkindern und Kindern der Hofdienerschaft aufführt, nehmen bald einen anderen Charakter an: was Spiel gewesen, entwickelt sich zu einer strengen Disciplin. Der Sohn des Stallknechts, Alexaschka, wird später Seine Durchlaucht Fürst Menschikow, der Kriegsminister, — und den zukünftigen Feldmarschall Fürst Galizyn finden wir schon in den Reihen dieser „spaßigen" Armee. Die kleinen Kähne auf den Teichen der vorstädtischen Gärten sind zu winzig; da werden die Wirtschaftsräume und Arsenale von unterst zu oberst gekehrt. Unter verrosteten Waffen und altem Hausrat wird eine alte Schaluppe gefunden; sie wird flott gemacht — da erweist sich der Teich zu klein. Peter begiebt sich an den Perejaslawschen See, und auf den Wogen seines Lieblingselements vergißt er alles. Von Zeit zu Zeit richtet er einige flüchtige Zeilen an die Mutter: „Dein Söhnchen Petruschka, beständig an der Arbeit, bittet um Deinen Segen und verlangt, von Deinem Wohlsein zu hören. Bei uns aber ist, dank Deinen Gebeten, alles gesund, und der See ist aufgegangen, und die Böte sind alle, außer dem großen Schiff, fertig."[1]) —

[1]) „Briefe und Dokumente des Kaisers Peter des Großen." Ausgabe A. Bytschkow, B. I, Nr. 6.

„Beständig an der Arbeit!" Von seinem siebzehnten Jahre an bis zu seinem letzten Tage bleibt diese Selbstcharakteristik in Kraft. Am 12. September 1689 wird allem Spielen ein Ende gemacht. Zwischen den Anhängern der Zarewna Sophia und denen der Mutter Peters kommt es in dem inneren Hofe des Kreml zu einem blutigen Kampfe; die Regentin-Zarewna, die eben die Absicht gehabt hat, sich zur Zarin krönen zu lassen, wird abgesetzt und in ein Kloster verbannt, Peter und Joann bleiben Herr der Lage; doch der schwächliche Joann kommt nicht in Betracht — die Regierung Peters des Großen beginnt.[1])

In der Beschränktheit der uns zu Gebote stehenden Zeit ist es unmöglich, den Umfang und die ganze Entwickelung der Reform Peters darzustellen; hier muß ich meine Zuhörer bitten, mir beizustehen. Wir sind fast bis zur Hälfte unserer Aufgabe gekommen. Wenn es mir in den früheren Vorlesungen einigermaßen gelungen ist, Ihnen eine Vorstellung von dem Lande zu geben, möchte ich Sie bitten, in den folgenden diese Vorstellung nach Möglichkeit treu im Gedächtnis zu bewahren: der Unterschied wird dann von selbst in die Augen springen und die Bedeutung dessen hervorheben, der der Grenzstein dieser beiden Epochen ist. Ja selbst wenn ich meinem Vor-

---

[1]) Ueber Peter den Großen: Schuyler „Peter the Great." 2 vols. London 1884. C. Sadler „Peter der Große als Mensch und Regent." St. Petersburg 1872. A. Brückner „Peter der Große." Berlin 1883. A. Brückner: „Iwan Possoschkow. Ideen und Zustände in Rußland zur Zeit Peters des Großen." Leipzig 1878. Bantisch-Kamensky „Age of Peter the Great's reign." London 1851.

Wertvolle Dokumente in: „Moments historiques relatifs au règne d'Alexis Michaélowitsch, Féodor III. et Pierre le Grand, Czars de Russie, extraits des archives du Vatican et de Naples" par A. Theiner, Rome, Imprimerie du Vatican (1859).

haben nicht ganz werde nachkommen können, so werden die Fragen selbst, die wir zu berühren haben, ja die Namen selbst für sich sprechen. Wir haben bis jetzt der Litteratur, der Wissenschaft, der Kunst noch nicht gedacht, haben von dem öffentlichen Leben nicht gesprochen, die Verzweigung der geistigen Strömungen nicht verfolgt und noch nicht untersucht, in welch' verschiedener Weise sich das Selbstbewußtsein des Volkes zu offenbaren anfängt. Alle diese Fragen werden wir jetzt berühren müssen, und dürften wir mit encyklopädischem Universalismus vorgehen — müßten wir noch vom Bergbau sprechen, vom Ingenieurwesen, von den Gewerben, dem Handel, der Manufaktur u. s. w. u. s. w. Wir wollen die schwierige Aufgabe jetzt nicht auf uns nehmen, alle Schrauben und Hebel der Neugestaltung zu erforschen, doch werden einige Betrachtungen über ihre mechanische Seite notwendig sein.

Die Schwierigkeit einer Uebersicht der Reformen Peters, abgesehen von ihrer Vielseitigkeit und ihrer großen Anzahl, besteht auch darin, daß sie alle in e i n e Zeit fallen; man beobachtet weder Reihenfolge noch Planmäßigkeit, alles kommt fast plötzlich in Bewegung. Einen Gedanken können wir trotzdem in jeder einzelnen Maßregel Peters verfolgen, ein Endziel: die Vergrößerung des Wohlstandes seines Landes. Alles, was nicht ganz direkt dahin neigt, ist entweder Mittel zum Zweck oder unvermeidliche Folge. Solch' ein Mittel war der Krieg, kein wohlfeiles Mittel, doch der Gewinn überwog die Verluste.

Diese Kriege Peters des Großen tragen ihr eigenes, ganz besonderes Gepräge; sie gehen nicht aus irgend einem verwickelten diplomatischen Mißverständnis oder aus einfacher territorialer Habgier hervor, — ihnen liegt immer ein praktisches Ziel zu Grunde. Die Gebiete, um die er

kämpft, sind nicht groß, aber dafür sind es: der Hafen von Asow als Eingangspforte zum Schwarzen Meer, Derbent am Kaspischen Meere und die Baltische Küste. Und selbst der Verlauf der Kriege Peters ist ein anderer; er unterscheidet sich von dem aller anderen Kriege in der Geschichte. Der Krieg verliert vollständig seinen gewöhnlichen Charakter als Volksgeißel; diese wackeren Regimenter in der eben erst eingeführten Uniform, von fremdländischen Unteroffizieren geschult, doch von russischen Generälen geführt, schreiten aus wie zu einem Wettstreit; Niederlagen werden gering gerechnet und als erhaltene Lehre angesehen, die nie ohne Nutzen bleibt.

Der erste Asowsche Feldzug endet für Peter mit einem Mißerfolge. Mit der Energie eines Mannes, der seinen Fehler erkennt und weiß, wie er gut zu machen ist, zieht er in die Wälder von Woronesh; 26000 Bauleute werden an die Arbeit gestellt — der Zar selbst leitet dieselbe. „Wir essen, wie Gott unserem Vorfahren Adam gebot, im Schweiße unseres Angesichts unser Brot.“ In der Zeit vom November bis zum Frühling ist eine Flotte geschaffen; Schiffe ziehen den Don hinab und erscheinen vor Asow. Die Stadt wird erobert,[1]) die Lehre hat geholfen.

Der erste Zusammenstoß mit Karl XII. von Schweden, der den berühmten „Nordischen Krieg“ eröffnet, führt zu der schrecklichen Niederlage bei Narwa mit dem Verlust der ganzen Artillerie. Das ist eine neue Lehre. Dieses Mal wird alles in Bewegung gesetzt: Männer, Frauen, Mönche, Priester — alles arbeitet auf Befehl des Zaren an der Ausrüstung der Soldaten. Neue Gußeisenfabriken arbeiten

[1]) Asow fiel 1711 an die Türkei zurück und wurde endgültig erst unter Anna Joannowna einverleibt.

Tag und Nacht, Kirchenglocken werden umgegossen, und in sechzehn Monaten stehen dreihundert Kanonen fertig da. Der zukünftige Feldmarschall Scheremetjew stellt sich an die Spitze des Heeres und schreitet von Sieg zu Sieg; eroberte schwedische Fahnen wehen als Trophäen im Kreml. Peter wendet sich jetzt dem Norden zu. Mit seiner neuen Artillerie erobert er die am Ausfluß der Newa gelegene Festung Oreschek, giebt ihr den deutschen Namen Schlüsselburg und rudert mit sechzig Böten stromabwärts, um die Mündung des Flusses zu erforschen. Plötzlich begegnen ihm drei schwedische Kriegsschiffe. Ein Kampf entbrennt, die Schiffe werden genommen, die erste Seeschlacht ist gewonnen. — Der Traum der Vorfahren ist verwirklicht. Das Verlangen des Landes, das sich so viele Jahrhunderte lang nach dem freien Meere gesehnt hat, ist endlich befriedigt. Am 16. Mai 1703 tritt Peter ans Land; in aller Eile werden einige Holzhäuser gezimmert, Peter befiehlt einer Stadt zu — sein und giebt ihr den Namen Petersburg und reist in den Süden, wo die türkischen Angelegenheiten seine Gegenwart erfordern. Doch der große Kampf mit Schweden ist noch nicht ausgefochten; ein zweiter heftiger, unvermeidlicher Zusammenstoß steht bevor. Er findet am 27. Juni 1709 unweit Poltawa statt; der „Nordische Krieg" entfaltet sein mächtigstes Schauspiel im Süd-Westen. Die Widersacher begegnen sich um vier Uhr morgens. Gegen elf Uhr sind die Schweden in die Flucht geschlagen; Karl XII., der norwegische Held, wird verwundet auf einer Bahre von dem Schlachtfelde fortgetragen und entgeht mit Mühe der Gefangenschaft. — Als Napoleon hundert Jahre später in seinem anmaßenden Glauben an seinen „Stern" den Gesandten des Kaisers Alexander I. fragte: „Welches ist der kürzeste Weg nach Moskau?" antwortete ihm Balaschew

ehrerbietig: „Es giebt mehrere Wege, Ew. Majestät; Karl XII. wählte den Weg über Poltawa."

Von diesem Tage an geht der Vorhang vor den Augen Europas auf, und Rußland betritt die Bühne der Weltgeschichte. Doch Peter hat auch hier vor allen Dingen das nächste praktische Ziel im Auge: „Die ganze feindliche Armee hat das Ende Phaethons erlebt; heute ist mit Gottes Hilfe endgültig der Grundstein zum Bau der Stadt Petersburg gelegt."[1])

Wer sich die Mühe gäbe, in die Geschichte der Kriege Peters einzudringen, würde erkennen, wie wenig glaubwürdig das berüchtigte „Testament" ist, in welchem Peter der Große seine Nachfolger auffordert, niemals den Plan aufzugeben, die Welt zu erobern. Dieses Dokument, nach Ansicht einiger Kritiker auf Befehl Napoleons I. zusammengestellt, als dieser ganz Europa gegen Rußland aufstachelte,[2]) enthält über die Bedeutung der Kriege Ansichten, die mit denen des Reformators in direktem Widerspruch stehen. Doch — „habent sua fata libelli" — Leute, die von der russischen Geschichte keine Ahnung haben, kennen das „Testament Peters des Großen", und darauf bezog sich die erste Frage, die man an mich richtete, als ich nach Japan kam. Englische politische Broschüren hatten dieses „historische"

[1]) Voltaire hat recht, wenn er in seiner „Geschichte Peter des Großen" — die sonst in unserer Zeit keine wissenschaftliche Bedeutung mehr hat — hervorhebt, daß die Schlacht bei Poltawa die einzige in der Weltgeschichte sei, die nicht Zerstörung, sondern Aufbau bedeute.

[2]) Bergholz „Napoléon I., auteur du testament de Pierre le Grand," Bruxelles, 1863. Andere schreiben Napoleon nur die Verbreitung des „Testaments" zu. Einige halten für den Urheber desselben den bekannten Chevalier d'Eon, den geheimen Agenten Ludwigs XV. am Hofe der Kaiserin Elisabeth. (Ueber diese rätselhafte Persönlichkeit: Gaillardet „Mémoire sur la Chevalière d'Eon").

Dokument in dem „Reiche der aufgehenden Sonne" bereits verbreitet. Doch wollen wir nicht in den — wie unser Philosoph sich ausdrückt — internationalen Kannibalismus verfallen, und kehren wir zu Peter dem Großen zurück. Er wartet auf uns, — oder richtiger, er wartet nicht; er machte auch beim Gehen so große Schritte, daß man ihm kaum folgen konnte; sein geschichtlicher Gang war nicht weniger schnell und eilig.

Wir haben gesehen, daß Peter in seinen Kriegen ein Ziel verfolgte: die Meeresgrenze seines Landes zu erweitern, um die Handelsverbindungen mit anderen Nationen zu vervielfältigen.[1]) Was die Ausführung dieses Planes für Anstrengung erforderte, kann man aus folgenden Ziffern ersehen. Bei seinem Regierungsantritt verfügte Peter über ein undiscipliniertes und schlecht bewaffnetes Heer von 200 000 Mann; er hinterließ nach seinem Tode (1725) eine organisierte Armee von 200 000 und ein unorganisiertes Heer von 100 000 Mann — eine Flotte von 48 Linienschiffen und 800 kleineren Fahrzeugen mit einer Besatzung von 30 000 Mann und einer Ausrüstung von 200 Kanonen. Dabei stiegen die Einkünfte, die im Jahre 1710 $3^1/_2$ Millionen Rubel betrugen, im Jahre 1725 bis auf 10 Millionen. Vor Peter gab es Silbermünzen im Betrage von einer halben Million, zu seiner Zeit über 5 Millionen.[2])

So waren die Kriege Peters ein Mittel zur Bildung und zur Bereicherung. Doch gab es noch andere, unmittel-

[1]) Im Jahre 1722 liefen im Hafen von Petersburg 116 ausländische Schiffe ein, im Jahre 1724 — 240.

[2]) Der Rubel von damals verhält sich zum heutigen (½ Dollar) wie 9:1.

Ueber russische Numismatik: Krug „Zur Münzkunde Rußlands," St. Petersburg 1805. A. Brückner „Das Kupfergeld in Rußland." Riga 1863.

barere Maßregeln zur Hebung des Wohlstandes. Peter setzt nicht nur Menschen in Bewegung — er rüttelt selbst am Boden, er weckt das schlummernde Erdreich: Eisen, Kohlen, Naphta, — alle reichen Naturprodukte an den verschiedenen Endpunkten des Reiches werden alle auf einmal ans Licht gezogen, damit — wie einer seiner Ukase lautet — „Gottes Segen nicht umsonst in der Erde verborgen ruhe.“

Es werden Kanäle gegraben, die die Newa mit der Wolga, das Baltische Meer mit dem Kaspischen vereinigen sollen.[1]) Zweihundertfünfzig Fabriken entstehen im Laufe von einigen Jahren. Um Handelsgesellschaften ins Leben zu rufen und fremdländische Kaufleute ins Land zu ziehen, werden mannigfaltige Privilegien gewährt. Doch damit der fremdländische Einfluß nicht das Uebergewicht gewinne, werden Russen beständig ins Ausland geschickt; diese lernen von den Ausländern, doch wahren sie ihre Stellung; sie sind mit vollem Bewußtsein Schüler, nicht widerspruchslose Handwerksgesellen. Russische Soldaten werden von deutschen und schwedischen Unteroffizieren geschult, doch die Schlachten, in denen die Schweden unterliegen, werden von russischen Generälen gewonnen. Der jugendliche Zar, der seine Erziehung in der Deutschen Sloboda begonnen hat, wird zuerst von der Vortrefflichkeit der holländischen und deutschen Baumeister geblendet; er wird ein begeisterter Freund des Schweizers Lefort, eines früheren Genfer Banquiers, der gar manche Wunder von fremden Ländern zu erzählen wußte.[2]) Peter wird ein lernbegieriger Schüler des Hol-

[1]) Wittenheim „Ueber Rußlands Wasserverbindungen,“ Mitau und Leipzig 1842. Stuckenberg „Beschreibung aller im russischen Reiche gegrabenen oder projektierten Kanäle.“ St. Petersburg 1841.

[2]) Ueber ihn: Dr. Moritz Posselt „Der General und Admiral Franz Lefort. Sein Leben und seine Zeit.“ 2 B. Frankfurt am Main 1866.

länders Timmermann, der ihn die Anwendung des Astrolabiums lehrt. — Nun aber reist er selbst hinaus,[1]) auf den Werften von Zaandam und Deptford arbeitet er wie ein gewöhnlicher Zimmermann, und wie er heimkehrt, ein Herrscher, der mit eigener Hand ein Schiff zu bauen versteht vom Kiel bis zur letzten Schraube, verlieren seine ehemaligen Freunde, die einst eine so große Gewalt über seine jugendliche Phantasie gehabt, ihren ausschließlichen Einfluß auf ihn. Dieser Herrscher, dem man so häufig seine Vorliebe für alles Fremdländische vorwirft, hinterläßt bei seinem Tode sein Reich ausschließlich russischen Händen.

Die Schüler kehren aus dem Auslande zurück, und neue Schulen werden errichtet, die sich durch denselben praktischen Geist auszeichnen. Bis dahin waren Schulen gleichsam eine Zugabe zu den Klöstern; die durch sie erteilte Bildung rechnete nicht mit der Vielseitigkeit der Ansprüche, die das Leben stellte; diese Bildung war ein und dieselbe für alle und bestand, mit Ausnahme der Anfangsgründe im Lesen und Schreiben, in Vorschriften sittlichen Inhalts zum Heil der Seele. „Aber ich brauche solche Schulen," ruft Peter in seiner Unterredung mit dem Patriarchen Hadrian aus, „aus welchen Menschen für jeden Beruf hervorgehen, für den Militär- und den Civildienst, für das Bauwesen und die Arzneiwissenschaft." Und sogleich werden in den von der Geistlichkeit geleiteten Elementarschulen Arithmetik und Geometrie eingeführt. Dann folgen Mittelschulen, von denen einige die klassische Richtung verfolgen; in ihnen werden (für die Kinder der Priester) die alten Sprachen gelehrt, — in den anderen (für die

[1]) Vergleiche Macaulays Ansichten über Peters des Großen ausländische Reisen, die er nicht nur für die russische Geschichte, sondern auch für die Weltgeschichte als epochemachend betrachtet.

Adligen) Mathematik, Deutsch und Französisch. Außer diesen werden noch spezielle technische Schulen gegründet, eine medizinische[1]) und eine Navigationsschule in Moskau, eine Seeakademie und eine Ingenieurschule in Petersburg.

Auf derselben praktischen Grundlage, die jede seiner Maßregeln auszeichnet, ruhte auch Peters neues System des Steuerwesens. In früheren Zeiten wurde das Ackerland besteuert; das hatte zur Folge, daß mit jedem Jahre weniger Land bebaut wurde. Im siebzehnten Jahrhundert wurde die Besteuerung des Bodens aufgehoben und auf das Gehöft übertragen, worauf die Bauern, um weniger zu zahlen, sich in möglichst großer Anzahl auf einem Gehöft anzusiedeln begannen. Peter der Große führte die Kopfsteuer (russisch Seelensteuer)[2]) ein; ein jeder zahlte für sich, und da nun der Umfang des zu bebauenden Landes nicht mehr auf die Höhe der Steuer Einfluß hatte, wurde die Arbeitskraft wieder dem Boden zugewandt.

Außerordentlich wichtig war die militärische Reform Peters. Bis dahin waren die Gutsbesitzer und der Adel verpflichtet gewesen, für das Reich die erforderliche Kriegsmacht zu stellen, wie es in Westeuropa zur Zeit des Feudalwesens ähnlich Sitte war.[3]) Seit Peter dem Großen wird die Aushebung des Heeres Staatsangelegenheit, und der Adel mit den anderen Ständen auf denselben Fuß gesetzt. Auf diese Weise hat Rußland die Uebergangszeit von dem Verfall des Feudalwesens bis zur Einführung der gesetz-

[1]) Ueber die Medizin in Rußland bis zum Anfang unseres Jahrhunderts: Richter „Geschichte der Medizin in Rußland.“ Moskau 1813—1817.

[2]) Das tote Inventar wird „stückweis,“ das Vieh „kopfweis,“ die Menschen werden „seelenweis“ gezählt.

[3]) Brix „Geschichte der alten russischen Heereseinrichtung.“ Berlin 1867.

mäßigen Rekrutierung, eine Zeit, in welcher es in den westeuropäischen Reichen zu verschiedenerlei „Zwangsaushebungen“ kam, ganz übersprungen. Während in Oesterreich noch im Jahre 1818 ein Befehl ergeht, nicht Kirchen als Falle zu benutzen, um Rekruten zu fangen,[1]) besteht in Rußland, dank der Reform Peters, seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ein geregeltes Militärsystem.[2])

Die Gründung des Senats im Jahre 1711 war eine wichtige Maßnahme, hervorgerufen hauptsächlich durch die häufige Abwesenheit Peters. Der Senat repräsentierte die höchste juridische Instanz, die zugleich die administrative Oberaufsicht über alle Gebiete des Staatswesens hatte.

Die von Peter gegründeten „Kollegien“ entsprachen bis zu einem gewissen Grade den heutigen Ministerien; sie verdanken ihre Entstehung dem Rate Leibniz'.[3]) In folgenden hohen Worten spricht der berühmte deutsche Philosoph vom Nutzen dieser Institution: „Denn wie in einer Uhr ein Rad von dem andern sich muß treiben lassen, also muß in der großen Staatsmaschine ein Kollegium das andere treiben, und wofern alles in einer akkuraten Proportion und genauen Harmonie stehet, kann nichts anderes folgen, als daß der Zeiger der Klugheit dem Lande glückliche Stunden zeigen werde.“

Der Urheber der „Prästabilierten Harmonie“ wußte ohne Zweifel, was er unter diesen Worten verstand; ihn leitete gewiß der rührende Glaube an den Segen solcher

---

[1]) Meinert „Geschichte des Kriegswesens.“ A. Rüdiger „Organisation der Kriegsmacht.“ Petersburg 1892.

[2]) Ueber die Wehrpflicht in Rußland: A. Leroy-Beaulieu, Revue des deux Mondes, 1er Janvier 1877.

[3]) M. Posselt „Peter der Große und Leibniz.“ Dorpat und Moskau 1843. W. Guerrier „Leibniz in seinen Beziehungen zu Rußland und Peter dem Großen.“ St. Petersburg und Leipzig 1873.

Ratschläge. Doch nicht minder rührend ist dieser Monarch, ein Werkmeister im Betriebe der großen Staatsmaschine, der Hilfe erhofft von den Vernunftschlüssen der deutschen spekulativen Philosophie. — „In den Kollegien wurden militärische, finanzielle, sowie verschiedene andere das Reich betreffende Angelegenheiten verhandelt. Die Städte erhielten eine autonomische Verfassung, das Reich wurde in Gouvernements geteilt, jedem Gouvernement ein Gouverneur vorgesetzt. Keine dieser Staatseinrichtungen war der anderen untergeordnet, — sie alle hingen unmittelbar vom Senat ab. So stellt der von Peter geschaffene administrative Mechanismus keine hierarchische Leiter, sondern einen Kreis von Staatseinrichtungen dar, die alle zu einem allgemeinen Zentrum hinstreben — dem Senat, dem vielköpfigen Repräsentanten der einigen monarchischen Macht.

Das sind, in Kürze betrachtet, die Reformen Peters, oder — richtiger gesagt — das ist die Richtung der zahlreichen Maßnahmen, die mit staunenswerter Schnelligkeit im Innern des Reiches auf einander folgten, während nach außen hin der Kampf ums Meer fortdauerte.

Im Jahre 1721 vollzieht sich der Abschluß des Nordischen Krieges durch den Nystädter Frieden, laut welchem das ganze südliche Gestade des Baltischen Meeres von Petersburg bis zur Grenze des Herzogtums Kurland und ein Teil von Finnland Rußland zufallen. Peter der Große hält seinen feierlichen Einzug in die junge Stadt, die noch nicht Residenz geworden ist, die aber der Herrscher schon „mein Paradies“ nennt.[1]) Die Senatoren und Minister erwarten seine Rückkehr. Am 22. Oktober wird in der Kirche zur Heiligen Dreieinigkeit in Gegenwart des Zaren die Friedens-

[1]) Ueber Petersburg im vorigen Jahrhundert: Reimers „Petersburg am Ende seines ersten Jahrhunderts.“ St. Petersburg 1805

erklärung dem Volke verlesen. Nach Beendigung dieser Ceremonie tritt an der Spitze des Senats der Kanzler Golowkin vor und bittet den Zaren im Namen des Landes, den Kaisertitel anzunehmen, als Zeichen der Dankbarkeit von seiten derer, die durch sein Werk „aus dem Nichts ins Sein gerufen wurden."

So war der Arbeiter — so sein Werk. In unserer flüchtigen Skizze haben wir es so gezeichnet, wie es der Nachwelt erscheint. Wie aber wurde es von den Zeitgenossen beurteilt? Wir sahen, daß die nächsten Mitarbeiter Peters ihm den Kaisertitel darbrachten, und wir hörten, in welchen Ausdrücken das geschah: sie zeugen von Einsicht in Bezug auf zeitgenössische historische Begebenheiten und von der Fähigkeit, sie synthetisch zu würdigen. Aber die anderen? Das Volk, das die große Masse ausmachte — verstand nichts von alledem. — Es ist nicht zu leugnen, daß ein großer Teil der Schuld die Art und Weise trifft, mit welcher die Reform eingeführt wurde, ja, bis zu einem gewissen Grade ist die Reform selbst daran schuld. Da kein vorgezeichneter Plan vorausgegangen war, hatte das Volk keine Ahnung von dem, was sich vor seinen Augen abspielte. Die auf Befehl Peters herausgegebene offizielle Zeitung berichtete Thatsachen und Beschlüsse; doch Systeme und Pläne wurden öffentlich nicht bekannt gemacht. Diese scheinbare Ziellosigkeit hinderte das Volk daran, in den Handlungen des Zaren die schaffende Kraft zu erkennen. Das Volk sah nur die Nivellierung des Alten; das Neue entging seinem Verständnis, und das Alte hatte zu tief Wurzel gefaßt, als daß seine Auflösung hätte schmerzlos vor sich gehen können. Die Reform war praktischer Natur, sie zielte auf den materiellen Wohlstand hin, das konnte niemand bestreiten. Doch sie war zu praktischer Natur, und darin lagen die Ur-

sachen, die ihrer allgemeinen Annahme im Wege standen. Um bei einem Volke eine praktische Reform einzuführen, genügt es nicht, ihm in vereinzelten Beispielen ihre Anwendung zu zeigen, — das Volk muß von ihrem Wert und ihrem allgemeinen Nutzen überzeugt werden, und vor allen Dingen, es muß an die Vortrefflichkeit des Princips glauben lernen, das ihm die Reform auferlegt. Um aber Menschen glauben zu machen, woran es auch sei, muß man an ihr Gemüt appellieren. Dazu reicht jedoch eine praktische Lehre nicht aus, — es bedarf sittlich erziehender Elemente, und diese fehlten in der Thätigkeit Peters. Jetzt glauben wir an ihn, weil wir uns schon die moralische Erziehung angeeignet haben, die er nicht beobachtete, weil er im gegebenen Momente anderes für wichtiger hielt, und, bereichert durch diese sittliche Erziehung, billigen wir jetzt sein Handeln, weil wir es nachträglich mit alledem ergänzen, was wir seitdem gelernt haben. Zur Zeit Peters jedoch konnten nur die wenigen, die schon erzogen oder mit außergewöhnlichen Fähigkeiten begabt waren, ihn verstehen, — und diese glaubten an ihn.[1]) Jede neue Maßregel verletzte die Bevölkerung in ihren Gebräuchen und Ueberzeugungen, in ihrem Glauben und besonders in ihren Vorurteilen.[2]) Das Scheren der Bärte, die sogenannte „deutsche Kleidung", die neue Zeitrechnung, die statt mit der Erschaffung der Welt mit der Geburt Christi begann, die Uebertragung des Neujahrs vom September auf den

---

[1]) Ueber die Reformen Peters giebt es ein zeitgenössisches Werk des braunschweigischen Bevollmächtigten in Petersburg Weber: „Das veränderte Rußland." Frankfurt 1721. (Englische Uebersetzung London 1723).

[2]) Ueber Sitten und Gebräuche jener Zeit siehe „Bergholz' Tagebuch." („Büschings Magazin" XIX—XXII).

Januar, die obligatorische Teilnahme der Frauen an den öffentlichen Unterhaltungen,[1]) — freilich, um solche Wunden zu heilen, erwiesen sich materielle Güter machtlos. Hier hätte nur Erziehung helfen können, aber wann und wie? Leicht ist es für uns am Ende des neunzehnten Jahrhunderts zu kritisieren, was Peter im Anfange des achtzehnten gethan. Was konnte er während der kurzen Frist eines Menschenlebens ausführen, auf welche Weise eine erwachsene Generation erziehen? Statt mit ihrer Erziehung Zeit zu verlieren, befahl er ihr, so zu handeln, als ob sie erzogen wäre. Einige fügten sich, andere murrten oder verbargen unter dem Anscheine des Gehorsams ihren Widerstand. Sein ganzes Leben lang wurde Peter in seiner Arbeit unausgesetzt von feindlichen Elementen bedroht, die wie Schlangen aus den Spalten des von ihm zerstörten Gebäudes hervorkrochen. Die schlimmste Verschwörung aber entdeckte er in seiner eigenen Familie.

Alexei, Peters Sohn aus erster Ehe, hatte den Haß gegen die Neuerungen seines Vaters von seiner Mutter Eudoxia Lopuchin geerbt. Von ihrer klösterlichen Zelle aus, in die sie verbannt war, hörte die Zarin Eudoxia nicht auf, ihren Sohn gegen den Vater aufzubringen. Doch dazu bedurfte es nicht des Antriebes. In der Beichte verrät der Sohn dem Priester, daß er den Vater hasse, und daß er oft den Wunsch hege, der Vater möge sterben. „Gott verzeihe uns," — antwortet der Priester — „wir alle haben diesen Wunsch!" Furchtbar, grauenerregend ist dieses flüsternd ausgesprochene gegenseitige Geständnis! Eines Tages erfährt der Vater alles. Alexei flüchtet ins Ausland, man verfolgt ihn, doch es gelingt ihm, sich zu verbergen. —

---

[1]) A. Brückner „Bilder aus Rußlands Vergangenheit." Leipzig 1887.

In Neapel, angesichts der herrlichen Bucht, verlebt er die letzten Stunden seiner Freiheit. Als Gefangener wird er nach Hause gebracht. Das höchste Gericht soll ihn richten; es verurteilt ihn zum Tode. „Doch das Todesurteil“ — lautet die offizielle Ueberlieferung — „konnte nicht vollzogen werden, da in derselben Nacht der Zarewitsch an einem Anfall von fallender Sucht verschied.“[1])

Konstantin der Große erschlug seinen Sohn Crispus; Friedrich der Große entging mit Mühe dem Tode, zu dem sein Vater ihn verurteilt hatte. Familientragödien sind die dunkelsten Seiten des menschlichen Lebens; doch sie gleichen der Sonnenfinsternis, wenn sie sich auf dem Throne abspielen. Was wäre geschehen, wenn der Zarewitsch Alexei dem Vater auf dem Throne gefolgt wäre? Doch wollen wir nicht den dunklen Abgrund der Wahrscheinlichkeiten zu erforschen suchen; die Geschichte selbst ist geheimnisvoll genug. — Große Naturen leiden große Leiden. Was könnte einen Menschen mehr schmerzen, als die Entdeckung, daß die Riesenarbeit seines Lebens von seinem eigenen Sohne untergraben wird? Wie raffiniert grausam erscheint das Schicksal, indem es die Finsternis der Unbildung, die Zähigkeit des Vorurteils und den Widerstand der Jahrhunderte in diesem einen Menschen verkörperte, der durch das Recht seiner Geburt zu gleicher Zeit das Herz des Kaisers und das Herz des Vaters treffen konnte! Peter litt. — Wessen Seele ist so reich besaitet, daß er die Fähigkeit hätte, ein solches Leid nachzuempfinden? „Ich leide,“ sagt Peter, „und immer für's Vaterland, für sein

[1]) A. Brückner „Der Zarewitsch Alexei 1690—1718.“ Heidelberg 1880. E. Herrmann „Peter der Große und der Zarewitsch Alexei.“ Leipzig 1880. Vicomte M. de Vogué „Le fils de Pierre le Grand.“ Paris 1875.

Wohl; schwerer ist es für den, der keinen Einblick in die Verhältnisse hat, meine Unschuld zu erkennen. Gott sieht die Wahrheit." — Alexei hatte die deutsche Prinzessin Charlotte von Braunschweig-Wolfenbüttel[1]) zur Gemahlin und hinterließ einen Sohn, den späteren Peter II.

Moralische Heimsuchungen und physische Anstrengungen erschütterten die Kräfte Peters. Der große Zar, „in der Arbeit beständig", erlag endlich der Last seines Riesenwerkes. Wir haben eben gesehen, welcher Art seine Arbeit war; wir haben die fieberhafte Thätigkeit verfolgt, deren Beschreibung allein uns die Brust beklemmt; dennoch können wir uns keine Vorstellung von der stürmischen Bewegung dieses Lebens machen. Peter war ununterbrochen unterwegs; von Astrachan bis Archangelsk, von der Baltischen Küste bis zum Kaukasus besuchte er jeden Teil seines Reiches, und seine beständigen Ukase und Vorschriften, die er im ganzen Lande herumsandte und in denen er auf die kleinsten Einzelheiten des praktischen Lebens einging, ließen ihn zu jeder Stunde allgegenwärtig erscheinen. Seine Abwesenheit war vielleicht noch furchtbarer als seine Gegenwart, weil auf eine Abreise eine Wiederkehr erfolgte, und Gott allein weiß es, was für seine Senatoren und Minister die Wiederkehr Peters des Großen bedeutete. Als einstmals der Senat ihn bei seinem Aufbruch zu einem Feldzuge um Verhaltungsmaßregeln ersuchte, antwortete er: „Ich habe euch gesagt: Schlaft nicht! und ich wiederhole: Schlaft nicht! und abermals: Schlaft nicht!" Und er that in seinem ganzen Leben nichts anderes, als wecken und ohne Aufhör rütteln, als ob um ihn herum alles schliefe. Wie konnte er inmitten

---

[1]) Ueber sie: Guerrier „Die Kronprinzessin Charlotte von Rußland." Bonn 1875.

dieser Geschäftigkeit Zeit finden, um z. B. Uebersetzungen durchzusehen, die auf sein Geheiß unternommen wurden! Er ärgert sich über einen Uebersetzer, der bei der Wiedergabe eines deutschen Lehrbuchs der Fortifikation sich zu sehr an den Buchstaben gehalten. Man solle in der Uebersetzung nicht alles Wort für Wort wiedergeben wollen; nachdem man den Sinn verstanden, solle man sich in seiner Sprache so deutlich wie möglich ausdrücken. Im Laufe von sechsunddreißig Jahren befand sich das ganze Land in beständiger Bewegung; zuletzt fingen die Menschen an müde zu werden. Nach dem Tode Peters tritt gleichsam eine kleine Erholungspause ein; die Arbeiter ruhen aus, doch das Werk kann nicht mehr untergehen, der Grund ist zu sicher gelegt, und darin offenbart sich vielleicht am deutlichsten die Riesengröße der Anstrengungen Peters, daß selbst, nachdem er die Augen geschlossen, keine Rückkehr mehr möglich war.

Im November 1725 fuhr Peter in seiner Yacht die Newa entlang, als er ein Boot erblickte, das auf eine Sandbank geraten war. Er stürzte sich ins Wasser, um die Schiffbrüchigen zu retten, verbrachte einen halben Tag im Wasser, erkältete sich, mußte sich niederlegen — und stand nicht mehr auf. Im Strudel seines thatkräftigen Lebens hatte er wohl selten an seinen Tod gedacht; jetzt forderte er Tinte und Feder. Er begann zu schreiben, doch die Hand versagte den Dienst. Von dem, was er niedergeschrieben, konnte man nur zwei Worte entziffern: „Gebt alles."[1]) In seiner Rede bei der feierlichen Bestattung Peters sprach der Erzbischof von Nowgorod Theophan Prokopowitsch folgende bedeutungs-

[1]) Sollten vielleicht diese zwei Worte dem berüchtigten „Testament" zu Grunde liegen, in welchem es heißt: „Nehmt alles!"?

vollen Worte: „Er ist von uns gegangen, doch nicht als Dürftige und Bettler hat er uns zurückgelassen; der unermeßliche Reichtum seiner Kraft und seines Ruhmes, in seinen Thaten verkörpert, ist uns geblieben. Seine sterbliche Hülle ist von uns gegangen, sein Geist aber bleibt bei uns."

Die zweite Frau Peters des Großen, Martha Skawronskij, eine frühere Dienerin des Fürsten Menschikow, später die Gemahlin des Zaren und nach dem Tode Peters — Kaiserin Katharina I., war eine einfache, ungebildete Frau, aber von lebhaftem Naturell, die es verstand, mit Peter Schritt zu halten; sie begleitete ihn selbst in den Feldzug. Katharina gebar Peter zwei Töchter: Anna, die spätere Herzogin von Holstein, die Mutter Peters III., des Gemahls Katharinas der Großen, — und Elisabeth, die spätere Kaiserin.

Wenige Fragen in der Geschichte sind Gegenstand so erbitterter Meinungsverschiedenheiten geworden, als die Bedeutung der Petrinischen Reform. Jener Zwiespalt der Eindrücke, der sich bei den Zeitgenossen kund gab, ging auf die Nachkommen über mit dem Unterschiede, daß zu Peters Zeit nur die Ungebildeten sich gegen die Reform auflehnten, den Reformator verurteilten, ihn sogar mit dem Antichrist identifizierten, — während in unserer Zeit gebildete Leute, ernste Geschichtsforscher, Gelehrte, die alle Vorteile der Reform genießen, in ihrer Kritik eben diese Reform angreifen.

Man wirft Peter dem Großen vor, daß er die naturgemäße Entwickelung des Landes unterbrochen, daß er den Volksgeist niedergetreten und ihm gewaltsam eine fremdländische Bildung, die Bildung Westeuropas, aufgedrängt habe. „Er hat sich in Westeuropa verliebt," sagt einer

unserer Kritiker[1]), indem er den Reformator beschuldigt, er habe den Stamm des Volkslebens an seiner Wurzel gefällt und ihn gegen ein exotisches Gewächs eingetauscht, das für unseren Boden nicht tauge.[2]) Peter wird dafür verurteilt, daß er sein Land fremdländischem Einflusse zur Beute gegeben, dafür, daß er „in die unsaubere Straße der Deutschen Sloboda eingekehrt sei." — „Doch", bemerkt richtig einer unserer gewissenhaftesten Forscher, „die Straßen des alten Moskau waren nicht weniger unsauber."[3]) In Bezug auf seine Heftigkeit und Grausamkeit ist Peter oft mit Joann dem Schrecklichen verglichen worden; allein die das thun, vergessen, daß man es hier mit zwei ungleichen Größen zu thun hat, daß Joann sich während seiner Regierung von seinen niederen Instinkten leiten ließ, während Peter seiner Regierung den Stempel seiner Fähigkeiten aufdrückt, und das Hervortreten seiner Instinkte nur aus einem Ueberschuß an Kraft seiner reich begabten Natur entsprang. Seine übrigen persönlichen Mängel, die Vernachlässigung seiner Standeswürde, seine Liebe zum Wein, seine Trinkgelage mit gemeinen Matrosen, — alles das wird gegen ihn hervorgesucht. Doch die Menschen scheinen wirklich zu vergessen, von welcher Zeit sie sprechen! Nehmen wir die Memoiren der Markgräfin von Bayreuth, der Schwester Friedrichs des Großen, zur Hand und lesen wir, wie es am Hofe ihres Vaters in Berlin in demselben achtzehnten

---

1) Danilewskij „Rußland und Europa." Petersburg 1888.

2) Im Gegensatz dazu können wir eine skeptische Ansicht anführen, nach welcher die Reformen Peters nur in einem Lande möglich waren, das noch keine Geschichte hatte und dessen Vergangenheit eine vollständige tabula rasa darstellte. (Tschaadajew, in seiner „Apologie eines Wahnsinnigen." 1837.)

3) A. N. Pypin „Anfang einer neuen Bewegung." Europäischer Bote. Dezember 1894.

Jahrhundert zuging. Wollten wir in der Geschichte forschen, würden wir wohl noch auf mancherlei ähnliche Ausschreitungen stoßen; doch wer gedenkt der Brutalitäten unbedeutender Persönlichkeiten, während die Fehler eines großen Mannes angemerkt und niedergeschrieben werden, bis sie in aller Form zu einem Anklageakt werden. Warum sollte die öffentliche Meinung nicht immer das Laster so streng richten, wie sie's allemal thut, wenn das Laster mit Genie verbunden ist! Die Geschichte mißt zum Glück mit einem anderen Maßstabe; die Heftigkeit, selbst die Grausamkeit des Herrschers, die furchtbare Spannung der Volkskraft und die chaotische Gärung der Gemüter, — das waren die Wehen, die die Geburt des jungen Rußlands begleiteten.

Die allerheftigsten Beschuldigungen gegen Peter gehen von den Slavophilen aus.[1]) Diese Anhänger des slavischen Einheitsgedankens im Gegensatz zu der römisch-germanischen Welt, diese Lobredner der hohen geistigen Vorzüge des „heiligen Rußlands" gegenüber dem „faulen Westen", erklären Peter den Großen zum Verräter an dem Volke, an dem Vaterlande und seiner Geschichte.[2]) Ihrer Ansicht nach wäre es an der Zeit, mit der sklavischen Nachahmung des Westens zu brechen; die Entwickelung Rußlands solle den Weg „nach Hause" einschlagen, es sei längst Zeit, „nach Hause zu gehen".[3]) Bis zum heutigen Tage und wahrscheinlich wohl für immer wird der denkende Russe sich nicht zur Größe Peters bekennen dürfen, ohne von einer gewissen

[1]) Ueber die Slavophilen: Mackenzie Wallace, „Russia" vol. II, ch. XXVI. A. Leroy-Beaulieu, „L'empire des tsars et les Russes." t. I, l. IV, ch. I. Gerebtsow, „Histoire de la civilisation en Russie." 2 vols. Paris 1858.

[2]) K. Aksakow.

[3]) K. Aksakow, Leitartikel im „Russj," nach der Katastrophe vom 1. März 1881. (Tod Alexanders II.)

Partei zu den Anhängern der sogenannten „Westtümelei" gezählt zu werden, was in der letzten Gestalt, die diese Frage angenommen, bereits gleichbedeutend mit sträflichem Mangel an Patriotismus ist.[1])

Was mich betrifft, so ziehe ich diese übertriebene Form der Beschuldigung vor; sie birgt den Keim der eigenen Urteilslosigkeit in sich, und ohne den zu verwunden, gegen den sie gerichtet ist, sinkt sie in sich selbst zusammen. Ich ziehe es vor, des Mangels an Patriotismus beschuldigt zu werden, als mich zu Gefühlen zu bekennen, die unser Philosoph mit dem charakteristischen Ausdruck „zoologischer Patriotismus" bezeichnet.[2])

Wenn ich mich bei dieser Doppelströmung der russischen Kritik aufgehalten habe, so geschah es nicht, um die Gelegenheit zu benutzen, mich mit einigen meiner Landsleute in eine Polemik einzulassen, sondern weil ich finde, daß innere Zwistigkeiten auf dem Gebiete des Denkens ein wichtiges Kennzeichen des Volksbewußtseins sind und deshalb von fremdländischen Forschern nicht gering geachtet werden dürfen. Die Volksseele in all' ihren Erscheinungen ist ein wichtiger Faktor für den Beobachter, mehr als das, — sie ist vielleicht die einzige wahre Quelle, aus der wir die Kenntnisse schöpfen können, welche notwendig sind, um uns von einem Volke eine entsprechende Vorstellung zu bilden. Wir können unendlich viele Bücher über dieses oder jenes

[1]) Im Jahre 1861 beglückwünschte der Kritiker Apollonius Grigorjew seine Zeit zu der Auflösung zweier sich entgegenstehenden Strömungen — der „westlichen" und „östlichen" („Entwickelung der nationalen Richtung in unserer Litteratur nach dem Tode Puschkins"). Siebenunddreißig Jahre später sehen wir, wie verfrüht diese Behauptung selbst heute noch wäre.

[2]) Solowjew.

Volk lesen, wir werden es nicht kennen lernen, ehe wir seine eigenen Schriften gelesen haben. Wie häufig habe ich Ausländer sagen hören: „Warum versteht ihr denn andere und behauptet, daß niemand euch versteht?“ Glühende Patrioten rufen in solchen Fällen gewöhnlich aus: „Weil ihr größere Barbaren seid, als wir, die ihr uns der Barbarei beschuldigt!“ Doch das ist es nicht. Rußland kennt die anderen Völker, weil es ihre Geschichte aus ihren eigenen Schriften studiert, (was uns natürlich nicht hindert, auch in unserer Sprache Bücher über sie zu schreiben, nachdem wir die ihrigen kennen gelernt haben); die russische Geschichte aber kennt man bis zum heutigen Tage in anderen Ländern im großen Publikum nur durch fremdländische Werke. Wir bestreiten nicht, daß die Beobachtung ein wichtiges Bildungsmittel sei; manche Wissenschaft kann sich damit begnügen, — die Geschichte aber bedarf der Hilfe zweier sich entgegenkommenden Strömungen: des Urteils des Beobachters und des Sichbewußtwerdens des Beobachteten. Es wird vom Talent des Historikers abhängen, in Zukunft durch seinen kritischen Blick zwischen beiden eine Grenze zu ziehen; doch wenn er sich nicht in die Volksseele vertieft, wird sein Werk der Beschreibung eines Touristen gleich gestellt werden müssen. Es kann viele wertvolle Eigenschaften des Schriftstellers darlegen, von seinem Verstande und seinem Gemüt zeugen; doch wird unausgesprochen bleiben, worauf es eigentlich ankommt.[1])

---

[1]) Wer zweifelt das Talent eines Milton oder Voltaire an? Nichtsdestoweniger sind die von Milton verfaßte Geschichte Rußlands („A brief history of Moscovia,“ London 1682,) und Voltaires „Geschichte Peters des Großen“ wohl interessante Erzeugnisse der Litteratur, gehören aber nicht in die Bibliographie der russischen Geschichtskunde.

Darum wird es von besonderem Interesse sein, die folgende Epoche kennen zu lernen. Unser achtzehntes Jahrhundert ist nichts anderes, als das Sichbewußtwerden der Reform. Vor Peter war Rußland Gegenstand des nationalen Fühlens, — nach ihm des nationalen Denkens.

Das nächste Mal werden wir von der russischen Litteratur sprechen.



Der einmal erwachte Gedanke
kann nie wieder einschlummern.
Carlyle.

In jener Zeit erregte der
Bösewicht Diderot die Gemüter
der leichtsinnigen Franzosen.
Aus einem alten Lehrbuch.

Fünfte Vorlesung.

(1725—1796).

Das XVIII. Jahrhundert. Kurze Uebersicht der Zeit von Peter I. bis Katharina II. Die Akademie der Wissenschaften. Tatischtschew. Kantemir. Lomonossow als Gelehrter und Poet. Russischer Pseudoklassicismus. Sumarokow. Trediakowskij. Die Reform Peters unter der Kaiserin Elisabeth. Thronbesteigung Katharinas der Großen. Autobiographisches Portrait. Französische Philosophie in Rußland. Litteratur. Derschawin. Die Satire. Die Kaiserin. Von-Wisin. Der „Landjunker". Auf der Schwelle unseres Jahrhunderts.

Wenn ein Schriftsteller von der geistigen und litterarischen Bewegung in Rußland spricht und des achtzehnten Jahrhunderts gedenkt, so steht dem Leser vor allen Dingen das Bild Katharinas II. vor Augen. Doch ist es nicht der Glanz dieser „blendenden" Regierung allein, weshalb der Name dieser Kaiserin fast dem ganzen Jahrhundert seinen Stempel aufdrückt. Peter der Große, auf der Schwelle zweier Jahrhunderte stehend, gehört chronologisch beiden an. Sonst kann man von ihm nicht sagen, daß er die Verkörperung seines Zeitalters sei; er bezeichnet eher ein historisches

Moment als eine historische Periode; Peter der Große ist eine Aera, keine Epoche; Erscheinungen, wie er, wurzeln tiefer und erheben sich über ihr Zeitalter. Man kann sie nicht als Vertreter ihres Jahrhunderts betrachten, und wir würden uns an der Geschichte versündigen, wollten wir an diejenigen, welche ihr Jahrhundert neu schaffen, denselben Maßstab anlegen, wie an diejenigen, die ihr Jahrhundert verkörpern. Ungeachtet aller ihm vorhergehenden „vorbereitenden" Erscheinungen, ungeachtet aller seiner Mitarbeiter, die ihn so fest an den heimatlichen Boden ketten, gehört Peter der Große sozusagen höheren Sphären historischer Strömungen an, welche außerhalb des ausgetretenen Pfades chronologischer Aufeinanderfolge liegen; er bezeichnet eben so wenig sein Zeitalter, als ein Aerolith eine geologische Formation.

Unter den Nachfolgern Peters hat Katharina die Große keine Nebenbuhler. Die Eigenschaften ihrer Persönlichkeit, die glänzenden Fähigkeiten ihrer Mitarbeiter, der weite Maßstab und das Ansehen ihrer äußeren Politik, eine Reihe von Erfolgen der russischen Waffen zu Wasser und zu Lande, — alles das macht sie zum Mittelpunkt ihres Jahrhunderts. Ihre Regierung allein (1762—1796) kommt der Summe der Regierungen aller ihrer Vorgänger seit dem Tode Peters des Großen gleich.

Doch außer diesen historischen und nationalen Ursachen giebt es noch andere, allgemeinere, durch welche die Zeit Katharinas gewissermaßen gleichbedeutend geworden ist mit dem Begriff des achtzehnten Jahrhunderts.

Dies ist weniger in der historischen, als in der philosophischen Bedeutung des Wortes zu verstehen, in derselben Bedeutung, in welcher es auf das westliche Europa angewandt wird, speziell auf die geistige Bewegung in Frank-

reich. Die französische Philosophie und Litteratur jener Zeit fanden unmittelbaren Wiederhall in Rußland; die Encyklopädie und der Pseudoklassicismus sind die hervorragendsten Kennzeichen dieser Zeit, — sie charakterisieren aber auch die Zeit in Westeuropa. Unabhängig von den historischen Ereignissen in den verschiedenen Reichen durchdringt ein und derselbe Geist alle Schichten des europäischen Denkens, — und auch der Einfluß der allgemeinen Bewegung auf Rußland bleibt nicht aus. Obgleich ein Abgrund zwischen den Schrecknissen der großen Revolution einerseits und der zunehmenden Wahrung monarchistischer Unantastbarkeit anderseits liegt, ist dennoch das europäische „achtzehnte Jahrhundert" auch das „achtzehnte Jahrhundert" in Rußland, — hier fällt zum ersten Mal die Chronologie der allgemeinen und der russischen Geschichte zusammen.

In Kürze wollen wir jetzt die wichtigsten historischen Ereignisse seit dem Tode Peters des Großen, 1725, bis zur Thronbesteigung Katharinas der Großen, 1762, ins Auge fassen. Nach der zweijährigen Regierung Katharinas I. (Gemahlin Peters I.) bestieg Peter II. den Thron; er war der Enkel Peters des Großen, der Sohn des unglücklichen Zarewitsch Alexei. Von 1730 bis 1740 regierte die Kaiserin Anna Joannowna, Herzogin von Kurland, Nichte Peters des Großen, Tochter seines ältesten Bruders. Sie übergiebt den Thron ihrer Nichte, der Herzogin Anna Leopoldowna von Braunschweig[1]), die im Namen

[1]) Vermählt mit Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig. Ihre Mutter, Katharina Joannowna, vermählt mit Karl Leopold, Herzog von Mecklenburg, war eine ältere Schwester der Kaiserin Anna Joannowna.

ihres minderjährigen Sohnes, Joanns VI., regiert. Das ist eine dunkle Epoche in unserer Geschichte; Verschwörungen, Günstlingsherrschaft, ausländische Intriguen und diplomatische Bestechungen rufen eine Reihe von Palastrevolutionen hervor.[1]) In dieser schweren Zeit, in welcher der Thron von allerlei fremdländischen Abenteurern umgeben ist, gruppiert sich die nationale Partei um eine Frau, die sich von allen Staatsangelegenheiten fern hält und an der Politik nicht teil nimmt. Sie giebt den beharrlichen Mahnungen ihrer Freunde nach (unter ihnen spielt der französische Gesandte De la Chetardie eine bedeutende Rolle) und willigt endlich ein, handelnd einzugreifen. In einer Novembernacht des Jahres 1741 erscheint sie plötzlich in den Kasernen des Lieblingsregiments Peters des Großen. „Wißt ihr, wessen Tochter vor euch steht?" fragt sie. Ein lautes „Hurra" erschallt als Antwort, und die Tochter Peters hält ihren feierlichen Einzug in das Winterpalais. Die braunschweigische Prinzessin wird entthront, der minderjährige Joann VI. eingekerkert,[2]) die deutschen Günstlinge werden verhaftet, und Elisabeth besteigt als Kaiserin den Thron. Sie sendet Boten ins Ausland zu ihrem Neffen, dem Sohne ihrer Schwester Anna, welche mit Karl Peter Ulrich von Holstein vermählt war; dieser letzte männ-

---

[1]) Ueber diese Zeit: Winkelmann „Rußland und Ernst Johannes Biron." („Baltische Monatsschrift." B. XV, Heft 5). Ein zeitgenössisches Werk: Manstein „Mémoire historique, politique et militaire sur la Russie." London 1772.

[2]) A. Brückner „Die Familie Braunschweig in Rußland im XVIII. Jahrhundert." St. Petersburg 1867. Eine interessante Episode aus dieser Zeit bildet den Gegenstand des historischen Romans „Mirowitsch" von Danilewskij, deutsch — Leipzig, Universalbibliothek.

liche Nachkomme Peters des Großen ist der spätere Kaiser Peter III.[1])

Er heiratet die Prinzessin Friederike von Anhalt-Zerbst, welche nach Verlauf von siebzehn Jahren als Kaiserin Katharina den Thron besteigt.

Dies ist die Reihenfolge der historischen Ereignisse; betrachten wir jetzt, welche Richtung das durch die Reform Peters hervorgerufene geistige Leben genommen hat. Nach dem bekannten Ausspruche Puschkins „haut Peter der Große ein Thor nach Europa aus.“ Die ganze Geschichte der Bildung Rußlands ist sozusagen eine Verschmelzung der russischen Volkskraft mit den geistigen Strömungen, welche durch dieses Thor zu uns eindringen.

Die Persönlichkeit Peters lebte in ungeschwächter Kraft im Bewußtsein der Zeitgenossen und der folgenden Generation fort; alle, die während der politischen Schwankungen, welche auf den Tod Peters folgten, arbeiten mußten, schöpften die notwendige Kraft immer noch aus dem sittlichen Aufschwung, der einst auf einen Wink von Peters mächtiger Hand hervorgerufen wurde. Dieser Aufschwung erhielt sich auf Grund des Trägheitsgesetzes auch nach seinem Tode.

Im letzten Jahre seiner Regierung erließ Peter folgenden Ukas: „Es soll eine Akademie entstehen, in welcher in den Sprachen sowie in anderen Wissenschaften und wichtigen Künsten Unterricht erteilt wird, und in der Bücher übersetzt werden.“ Gewöhnlich errichtet man für Kunst und Wissenschaften zwei getrennte Anstalten, Akademie und

[1]) Er hatte gleiche Rechte auf den schwedischen wie den russischen Thron; durch seine Mutter war er Enkel Peters des Großen, durch seinen Vater Enkel einer Schwester Karls XII. So vereinigte sich in Peter III. das Blut zweier großen Rivalen des XVIII. Jahrhunderts.

Universität; bei uns jedoch läßt sich nicht alles einführen, was in anderen Ländern üblich ist; wir müssen uns nach den Zuständen in unserem Reiche richten. Die Gründung einer Akademie allein hat bei uns keinen Sinn, weil sie nicht genügend schnell die Bildung im Volke zu verbreiten vermag. Universitäten können wir ebensowenig brauchen, da wir noch keine Gymnasien, keine Seminare haben. Also ist es notwendig, ein Institut zu errichten, an welchem die tüchtigsten Gelehrten angestellt würden. Diese Gelehrten müßten nicht nur selbst sich mit der Wissenschaft beschäftigen und diese fördern, sondern auch junge Leute öffentlich darin unterweisen und alsdann einige von ihnen in die Lehre nehmen, damit diese später ihrerseits in den Anfangsgründen aller Wissenschaften unterrichten können." Dieses Programm erregt unser Staunen ebenso durch die Größe der darin gestellten Aufgabe, als durch die Bloßlegung der unermeßlichen Lücken, deren Ausfüllung man von diesem Programm erwartete. Die Akademie wurde in Petersburg nach dem Tode Peters unter Katharina I. eröffnet.

Die ersten Gelehrten waren Deutsche.[1]) Diese offiziellen Verbreiter der westeuropäischen Bildung kommen im gegebenen Falle nicht in Betracht; uns interessieren hier die mehr, welche die Kultur aufnahmen, als jene, die sie übertrugen. So gewissenhaft und ehrenwert ihr

[1]) Unter ihnen thaten sich Bayer, Müller und Schlözer hervor. Diese Männer haben der russischen Wissenschaft auf dem Gebiete der Geologie, Geographie, Ethnographie, Philologie und Geschichte wichtige Dienste geleistet. Wir erwähnten seiner Zeit das Schlözersche Werk über Nestor und die Chroniken. Seine Autobiographie in deutscher Sprache: „August Ludwig Schlözer, öffentliches und Privatleben, von ihm selbst geschrieben," Göttingen 1802; seine Biographie, verfaßt von seinem Sohne. Leipzig 1828.

Wirken in Bezug auf das Verpflanzen der fremdländischen Wissenschaft auch war, konnten sie doch kaum Anteil an der „Anpflanzung“ der Litteratur in Rußland haben. Wir gebrauchen hier mit dem Wort „Anpflanzung“ einen offiziellen Ausdruck: „die Anpflanzung der schönen Künste“ gehörte zu den Obliegenheiten der Akademie.[1]) Doch im Anfange war die Pflege jener Künste mit der der Wissenschaften verbunden. Jener verborgene, gebieterische Sinn des Programms Peters des Großen, der auf eine unabhängige Entwickelung der Litteratur als solche hinwies, kam erst später zur Reife. In der ersten Zeit nach Peter tragen die litterarischen Erzeugnisse alle den Charakter der praktischen Richtung, welcher, durch den Einfluß des großen Reformators hervorgerufen, auch allen Mitarbeitern Peters anhaftet. Die Schriftsteller der Zeit Peters sind Verbündete des Reformators, ihre Werke — die Verbreiter der Reform. Eine geringe Anzahl von Leuten sehr verschiedener Bildung und verschiedenen Standes, doch alle verbunden durch gleiche geistige Interessen, werden Vollstrecker des geistigen Vermächtnisses dessen, der dahingeschieden, doch scheidend „uns seinen Geist hinterlassen hat“. Das Haus Theophan Prokopowitschs, des Erzbischofs von Nowgorod, war der Mittelpunkt, in dem sie sich vereinigten.[2]) Dieser geistliche Herr, der eine Bibliothek von 30 000 Bänden besaß, hatte einen Lieblingsspruch, der seine Anlagen sowohl wie seine Ueberzeugungen kennzeichnet:

---

[1]) A. N. Pypin, „Lomonossow und seine Zeitgenossen.“ („Europäischer Bote.“ März 1895.)

[2]) Seine Biographie: Scherer „Nordische Nebenstunden.“ Frankfurt und Leipzig 1776.

„Theophan Prokopowitsch war der erste Vertreter der neuen Richtung — der Säkularisierung des russischen Geisteslebens.“ P. Morosow „Theophan Prokopowitsch als Schriftsteller.“ Petersburg 1880.

„Uti boni vini non est quaerenda regio, sic nec boni viri religio et patria.“[1]) Die guten Beziehungen, die nicht ausbleiben konnten, wo solch' eine Lebensregel beobachtet wurde, führten zu einem Verkehr und einem Gedankenaustausch zwischen den deutschen Professoren, den Vertretern der russischen Geistlichkeit und den übrigen Arbeitern auf dem Felde der vaterländischen Aufklärung. Unter ihnen ragen zwei Männer hervor, von denen der eine seinen Namen auf das erste Blatt der russischen Geschichtsschreibung, der andere den seinen auf die erste Seite der russischen Litteratur geschrieben hat.

Der erste war Tatischtschew (1686—1750). In seiner Jugend unternahm er im Auftrage Peters des Großen verschiedene geologische und geographische Forschungen.[2]) Später beschäftigte er sich hauptsächlich mit Geschichte; sein Werk, eigentlich die erste Arbeit auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte, hat besonderen Wert durch seine Quellenforschung. Mehrere schriftliche Denkmäler, die später verloren gegangen, sind uns nur durch die Abschriften von Tatischtschew erhalten worden. Besonders sorgfältige Studien hat er in Bezug auf die vormongolische Periode gemacht; die Kopie der Chroniken und anderer Werke ist bis zu Feodor, dem Sohne Joanns des Schrecklichen, durchgeführt.

Der andere war Fürst Kantemir (1708—1744), seiner Abstammung nach ein Moldauer, der jedoch in Ruß-

---

[1]) „Gleich wie man bei gutem Weine nicht danach forschen soll, wo er gewachsen, so auch soll man bei einem guten Menschen nicht nach Vaterland und Glauben fragen.“

[2]) Der erste geographische Atlas und die erste Karte Rußlands sind 1734 von Kirilow, dem Sekretär des Senats, herausgegeben. Ueber alte Karten Rußlands: Dr. H. Michow „Die ältesten Karten von Rußland. Ein Beitrag zur historischen Geographie.“ Hamburg 1884.

land seine Erziehung genossen hatte. Fürst Kantemir, zuerst Gardeoffizier, später unter der Kaiserin Elisabeth Gesandter in London und Paris, war ein Mann von umfassender Bildung, der das Griechische und Lateinische, vier europäische und zwei orientalische Sprachen beherrschte. Ein eifriger Anhänger der neuen Ideen, stellte er seine Feder in den Dienst der Reform. Von ihm rühren die ersten russischen Verse her. Das waren Satiren, gegen solche gerichtet, die aus verschiedenen Gründen entweder den Neuerungen widerstrebten, oder, den Sinn derselben mißverstehend, sich nur an deren äußere Form hielten.[1]) Unbildung, Heuchelei, das Stutzerwesen, die Verschwendung, die Gewinnsucht werden von ihm lächerlich gemacht und verurteilt. Die Satiren Kantemirs sind als Dokument interessant, doch ist ihr künstlerischer Wert gering; sie sind didaktischen, schwerfälligen Charakters, ihre Sprache ist ungeschickt. Obgleich der Autor nur russische und für die Zeitgegenossen interessante Fragen behandelt, tritt er doch nach seinem eigenen Bekenntnis „in die Fußstapfen Boileaus, Horaz' und Juvenals“. — Noch lange, fast bis in unser Jahrhundert hinein, halten sich die russischen Dichter an fremde Vorbilder. Wir sehen sie auf dem hohen Kothurn französischer Rhetorik, auf dem glatten Boden des Pseudoklassicismus einherstolzieren; doch der Tag war nicht mehr fern, an welchem sie alle erkennen sollten, daß Poesie — leben heißt, daß die Wälder und Thäler der heimatlichen Erde, das Leiden und Sinnen des eigenen Volkes sie in reicherer und würdigerer Weise zu inspirieren im stande wären, als die mythologischen Altäre und Perücken fremdländischer

---

[1]) Englische Uebersetzung mit biographischen Anmerkungen, London 1749. (2. Auflage 1750). Deutsche Uebersetzung, Berlin 1752.

Tragödien. Wohl kam die Form von außen, — die poetische, schöpferische Kraft aber sollte aus dem eigenen Boden hervorquellen. Beobachten wir in der Natur nicht denselben Vorgang? Das lebenerweckende Licht kommt von oben, die schaffende Kraft jedoch dringt aus der Erde. Noch war die russische Erde stumm. Sie sprach erst in der folgenden Generation.

In einem Dorfe am Ufer der nördlichen Dwina wurde in einer kalten Dezembernacht die Thür einer Fischerhütte leise geöffnet; ein Knabe von fünfzehn Jahren sprang die Stufen hinab und lief mit einigen Büchern unter dem Arme die große Landstraße entlang. Das geschah im Jahre 1730; der Knabe hieß Michael Lomonossow. Er stammte aus dem Dorfe Cholmogory, und der Weg, den er einschlug, führte nach Moskau. Was trieb ihn dazu, sein Heimatsdorf zu verlassen, und warum wollte er nach Moskau? Das wußte er vielleicht selbst nicht. Er hatte drei Bücher gelesen: eine slavonische Grammatik, ein Arithmetikbuch und einen Psalter in Versen, — und über diesen Büchern war ihm die Ahnung einer ganzen Welt ihm verborgener Kenntnisse aufgegangen. Er hatte im Hafen von Archangelsk, als er mit seinem Vater in Angelegenheiten der Fischerei dort gewesen war, fremdländische Schiffe gesehen, fremdländische Sprachen gehört; das ließ ihn das Vorhandensein anderer Länder, Völker und Reiche ahnen. In seiner Kindheit hatte er von dem Kaiser gehört, der erst vor fünf Jahren gestorben war, und der bei seinem Volke so viel Neuerungen eingeführt: neue Kleidung, neue Gebräuche, eigene russische Schiffe, Schulen und wunderbare Schriftzeichen. Da beschloß er, das Gewerbe seines Vaters aufzugeben und heimlich in kalter Dezembernacht nach Moskau zu gehen. Unter-

wegs stieß er auf einen Zug fahrender Kaufleute, die ihn mit sich nahmen und im Januar in die Stadt brachten, in welcher es ihm vorbehalten war, nach Verlauf von fünfundzwanzig Jahren eine Universität zu gründen. Durch einen unerwarteten Zufall wird er in die Slavisch-Griechisch-Lateinische Akademie aufgenommen; nach einigen Jahren tritt er in die Petersburger Akademie über, und als im Jahre 1736 die drei besten Studenten von der Regierung ins Ausland geschickt werden, ist Lomonossow einer dieser drei.

In den folgenden fünf Jahren erlebt er viel Abenteuerliches; er hört ein philosophisches Kolleg bei Christian Wolf in Marburg, heiratet die Tochter eines Marburger Schneiders, studiert Naturwissenschaften bei Henkel in Freiburg und wird plötzlich gewaltsam einem preußischen Regiment einverleibt und in der Festung Wesel gefangen gehalten, von wo er sich durch die Flucht rettet und wohlbehalten in seine Heimat zurückkehrt. In Petersburg wird er bald Direktor der physikalischen und geographischen Abteilung der Akademie der Wissenschaften. Jetzt beginnt seine Arbeitszeit, als deren Ergebnis die Begründung der russischen Wissenschaft, die Befreiung der russischen Sprache von der veralteten schwerfälligen Gestalt — und die Anfänge der russischen Poesie zu betrachten sind.

Diese ersten Jahre waren nicht leicht, denn schlimm sah es zu jener Zeit um die Akademie aus. Mehrere der besten deutschen Professoren hatten diese verlassen; die zurückgebliebenen lebten mit den Russen in Unfrieden; Ehrgeiz und Neid erfüllten die Hallen des Tempels der Wissenschaft. „L'académie sans académiciens, la chancellerie sans membres, l'université sans étudiants, les règles sans autorité et au reste une confusion jusqu'à

présent sans remède."[1]) In solchen Ausdrücken beschreibt der damalige Sekretär der Akademie die Lage der Dinge; unter solchen Verhältnissen machte sich Lomonossow daselbst an die Arbeit. Jedoch mit der Kraft moralischer Energie begabt, mit welcher er sich aus dem Dunkel früherer Verhältnisse emporgearbeitet hatte, kannte er kein Zurückschrecken vor dergleichen Hindernissen. Die Thronbesteigung der Kaiserin Elisabeth, der Sieg der russischen Partei und das persönliche Wohlwollen, das die Tochter Peters für Lomonossow an den Tag gelegt, trugen viel dazu bei, seine Lage zu verbessern.

Lomonossow beschäftigte sich zu gleicher Zeit mit Naturwissenschaften und mit Litteratur; doch diese zwei Worte deuten mehr die Richtung seiner Thätigkeit an, — sie genügen nicht, das Resultat dieser seiner Thätigkeit auszudrücken. Puschkin nennt Lomonossow „unsere erste Universität." Wie könnten wir ihn besser charakterisieren? Lomonossow war auf geistigem Gebiete das, was Peter auf dem Gebiete des praktischen Lebens gewesen; er hatte, wie der Kaiser, die Gabe, seine Interessen gleichsam in sich zu verkörpern. Er konzentriert die wissenschaftliche Thätigkeit einer ganzen Epoche in seiner Person, er füllt mit seiner Person Laboratorien, Fabriken, Werkstätten aus, er veröffentlicht Bücher ethnographischen und geographischen Inhalts, Berichte über die Lage der westeuropäischen Wissenschaft, historische und philologiche Studien, er stellt rheto-

[1]) „Eine Akademie ohne Akademiker, eine Kanzlei ohne Sekretäre, eine Universität ohne Studenten, Gesetze ohne Autorität — mit einem Wort eine heillose Wirtschaft." A. Wassiltschikow „Die Familie Rasumowskij." 4 B. Petersburg 1880—1887. (Französische Ausgabe von A. Brückner „Les Razoumowsky." 6 vols.)

rische und litterarische Gesetze auf, dichtet Oden, Tragödien u. s. w. Bis auf den heutigen Tag hat man sich nicht mit der Fülle seines Universalismus auseinandergesetzt. Einer der Biographen Lomonossows sagt von ihm, daß seine Arbeiten eher Entwürfe, als ausgearbeitete Werke seien.[1]) Vielleicht ist dem so, — doch wenn wir seinen umfassenden Verstand, gegenüber dem unentwickelten Denken im Volke, ins Auge fassen, müssen wir Lomonossow zuerkennen, daß gerade die obenerwähnte Eigenschaft seiner Thätigkeit ihn um die weitere Entwickelung der Wissenschaft in seinem Vaterlande verdient gemacht hat. Wir wollen hier seine wissenschaftliche Thätigkeit nicht verfolgen, — wir erwähnen nur flüchtig eine Kritik des berühmten Mathematikers Euler, der die Werke Lomonossows so hoch stellte, daß er wünschte, es möchten in allen Akademien solche Entdeckungen gemacht werden, wie die des Herrn Lomonossow, — und gehen nun zu seiner litterarischen Bedeutung über.

„Oratores fiunt, poetae nascuntur,“ sagt ein altes Sprichwort: „Redner werden gebildet, Dichter werden geboren.“ Lomonossow war nicht als Dichter geboren, doch er beschloß, einer zu werden. Und so groß war seine Willenskraft, so kraftvoll seine Sprache, die er von Barbarismen und von kirchlich-slavonischer Gebundenheit befreit hatte, daß er nicht nur ein Dichter, sondern einer der vornehmsten seiner Zeit wurde. Er gab der russischen Leier den Ton an, den sie bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts beibehält; seine nächsten Nachfolger bereichern wohl die Harmonie, doch fügen sie keine neuen Saiten hinzu.

---

[1]) N. Ljubimow „Leben und Werke Lomonossows.“ Moskau 1895.

Diese Poesie trägt immer noch denselben pseudoklassischen[1]) Charakter. Wie auf Medaillen und in allegorischen Abbildungen jener Zeit,[2]) so sind es auch in der Poesie Götter und Göttinnen Griechenlands, die den Erfolg der russischen Waffen begünstigten: Boreas bläst an der baltischen Küste, Nymphen baden in den Fluten der Newa — und die ganze Bevölkerung des Olymp wird in Bewegung gesetzt, um Peter den Großen zu feiern. Und doch weht uns schon die Ahnung von etwas Gewaltigem aus dieser entlehnten Hülle entgegen; etwas ganz Eigenartiges haben diese Oden, in welchen die Beschreibung des Nordlichts, des Sonnenaufgangs, des Sturmes die Ruhe eines erhabenen Geistes offenbaren, der ein wissenschaftliches Sichversenken in die Werke des Schöpfers gewohnt ist.

Wir sagten eben, daß Lomonossow aus sich einen Dichter machen wollte. Diese Behauptung könnte irreleiten, und darum wollen wir uns darüber näher erklären. Lomonossow verfolgte in seinen litterarischen Erzeugnissen keine egoistischen Ziele, — wie übrigens auf keinem einzigen Gebiete seiner Thätigkeit; sie stehen alle im Dienste seines Vaterlandes. Er wünschte nur eins: Rußland möge eine eigene Poesie haben. Zu diesem Zweck bereitete er vor allen Dingen die Sprache vor; er verbannte aus ihr die deutschen Worte, die seit Peter in großer Anzahl in Rußland Eingang gefunden hatten. Jetzt, wo das Mittel vorhanden

---

[1]) Mit „Pseudoklassicismus" bezeichnet man im Russischen die französische Litteratur des XVII. Jahrhunderts, namentlich die Tragödien Corneilles und Racines und deren Nachahmer. Der Ausdruck ist durch die „deutsche Kritik" aufgekommen, ich glaube, durch Schlegel.

[2]) Ueber russische Medaillen jener Zeit: Ricaud de Tiregal „Médailles sur les principaux événements de l'empire de Russie." Potsdam 1772.

war, stellt er für die Dichtkunst Gesetze und Regeln auf, und nachdem er auch diese Vorarbeit gethan, entscheidet er, daß sein Vaterland gleich anderen Ländern seine eigene Poesie haben solle, und — er ruft diese Poesie ins Leben. So war in jener Zeit die Poesie also nicht aus einem seelischen Bedürfnis hervorgegangen; sie wurde als eins jener Dinge betrachtet, die das Privilegium fremdländischer Völker waren, wie die Wissenschaft, das Handwerk u. s. w., und Rußland hatte nicht die Absicht, in der Poesie zurückzustehen. War es in Bezug auf seine Armee und seine Flotte den anderen Ländern nicht nachgekommen? Warum sollte es keine Poesie haben? War die Sprache für dieselbe unbrauchbar? Lomonossow schreibt: „Der römische Kaiser Karl V. pflegte zu sagen, daß es sich am besten spanisch mit Gott, französisch mit Freunden, deutsch mit Feinden und italienisch mit Frauen reden lasse. Doch hätte er die russische Sprache gekannt, so hätte er gewiß hinzugefügt, daß dieselbe sich zum Verkehr mit allen eignete; denn in ihr hätte ihm das Feierliche der spanischen, die Beweglichkeit der französischen, die Kraft der deutschen, die Weichheit der italienischen und außerdem der Reichtum und die energisch-knappe Ausdrucksweise der griechischen und lateinischen Sprache zu Gebote gestanden."[1])

Und solches Werkzeug hätte sich der Regelung Lomonossows nicht fügen, oder sich als weniger geschmeidig erweisen sollen, als die Sprache Racines oder Corneilles!

Und in der That, Rußland erhält Poesie, eine regelrechte, tadellose Poesie, eine, wie sie erforderlich war, um

---

[1]) In seiner Widmung der „Russischen Grammatik" an den Großfürsten Paul Petrowitsch. (Petersburg, 20. September 1755).

sich mit der fremdländischen messen zu können. Sumarokow schreibt Tragödien, Tredjakowskij versucht sich auf allen Gebieten; doch mit Ausnahme der wenigen bereits erwähnten Beispiele hat diese Poesie etwas Kaltes, Geziertes, Offizielles. Sie wird, ganz wie ihr ausländisches Vorbild, Zubehör der verfeinerten Gesellschaftsklasse, eine Zierde des Hofes; sie „besingt“ Waffenerfolge, Thronbesteigungen, die Geburt der Prinzen von Geblüt. Und bei alledem ist unsere pseudoklassische Poesie trotz ihrer Schwülstigkeit und ihrer offiziellen Richtung nicht im stande, eine gewisse Selbstzufriedenheit zu unterdrücken; es ist, als ob sie sagte: „Ihr seht, wir sind Russen, doch wir haben auch eine Poesie, ganz wie die anderen Nationen.“ Und wer deutet das kaum merkliche Lächeln unter der unbequemen Maske? Bedeutet es nationale Selbstzufriedenheit, oder ist es ein Kokettieren mit dem Auslande? Noch müssen funfzig Jahre vergehen, dann macht der russische Dichter sich frei von diesem Wetteifer mit fremdländischen Schriftstellern; er singt, nicht weil er zeigen will, daß er es kann, sondern er singt, weil er singen muß; statt zu sagen: „Wir sind Russen, aber auch wir haben eine Poesie,“ darf es nun heißen: „Wir sind Russen, und darum haben wir unsere eigene Poesie.“ Doch zu der Zeit, von der wir sprechen, war die Litteratur ein fremdes Erzeugnis und dazu ausschließlich Luxusartikel; sie wurzelte ebenso tief im Boden, wie die gepuderten Perücken auf den Köpfen; „sie ist so notwendig,“ sagt Tredjakowskij, „wie Früchte und Konfekt nach einem üppigen Mahle.“ Die Wissenschaft war nicht besser daran; sie war zur Stellung eines Dieners herabgewürdigt, der verpflichtet ist, dem Befehle der Herrschaft nachzukommen; die Akademie war das bequeme Auskunftsbureau, ein Wegweiser, — der Akademiker die lebendige Auskunftserteilung.

Nach dem Gesagten werden wir leicht die Bedeutung Lomonossows erkennen; er war der erste, der in seiner Schrift „Ueber den Nutzen der Chemie" der Schönheit erwähnt; er ist der erste Russe, für den die wissenschaftliche Forschung geistiger Genuß ist. Er ist der erste, der die russische Sprache nicht als Mittel zur Bekleidung fremdländischer Formen, sondern als Gegenstand der Forschung betrachtet, als einen noch wenig bekannten, doch unerschöpflichen Quell selbständiger Kraft und Schönheit. Er sagt voraus, daß dieser Sprache nichts unmöglich sein werde. „Wenn es uns nicht gelingt, etwas schön darzustellen," sagt er, „sollen wir es nicht unserer Sprache zuschreiben, sondern unserem mangelhaften Kunstvermögen. Wer sich mehr und mehr in diese Sprache vertieft, wird ein weites Feld, oder besser gesagt, ein fast unbegrenztes Meer vor sich erblicken."[1]) In die Fluten dieses „fast unbegrenzten Meeres" steuert der Sohn des Fischers den Kahn der russischen Poesie.

Wir nannten schon die Namen der beiden anderen Litteraten jener Zeit. S u m a r o k o w (1718—1777) war als Dramaturg mehr fruchtbar als talentvoll; seine Tragödien sind nichts weiter, als in den Mantel des französischen Pseudoklassizismus gehüllte russische Geschichte.[2]) Von seinen Zeitgenossen wurde er der russische Racine genannt;[3]) er selbst aber liebte es, sich mit dem bejahrten

---

[1]) Ebendas.

[2]) „Théâtre tragique d'Alexandre Soumaròkow", trad. par M. L. Pappadopoulo, 2 vols. Paris 1801. „Demetrius the Impostor" tragedy. London 1806.

[3]) „Die Nachwelt denkt anders darüber. Dem Götzen wird nicht mehr Weihrauch gestreut. Dennoch lassen wir das marmorne Piedestal und auch die Aufschrift ‚Dem großen Sumarokow' stehen. —

Philosophen von Ferney zu vergleichen; in einem seiner kritischen Aufsätze ruft er aus: „Ist es denn möglich, daß Moskau eher einem Advokaten trauen wird, als Herrn Voltaire oder mir!" (Vorrede zu „Dmitrij der Usurpator.")

Tredjakowskij (1703—1769) war als Dichter noch fruchtbarer, aber noch weniger talentvoll als sein Vorgänger; seine Verse werden bis jetzt als unsterbliche Beispiele poetischer Dürftigkeit angeführt.[1]) Doch haben seine Bemühungen um den Versbau einen gewissen Wert; in jener Zeit der Herrschaft fremden Einflusses war er der erste, der dem Versbau des russischen Volksliedes seine Aufmerksamkeit zuwandte.

Das waren die drei Schriftsteller, denen die undankbare Aufgabe zugefallen war, für die litterarische Erziehung der leichtsinnigen und oberflächlichen Gesellschaft Sorge zu tragen, aus welcher sich der Hof der Kaiserin Elisabeth zusammensetzte. Die Formen, in welchen sich damals der westeuropäische Einfluß fühlbar machte, arteten mehr und mehr aus. Die durch Peters kräftige Hand dem russischen Leben eingeflößte Energie war möglicherweise durch die Aufeinanderfolge mehrerer Frauen auf dem Throne geschwächt worden. Die holländischen Werften und Fabriken waren die Schule für die Generation Peters gewesen, — unter der Regierung seiner Tochter treten französische Salons, Restaurationen und Barbierstuben an ihre Stelle. Was hätte ihr Vater dazu gesagt, der, als er einst von zwei

---

Setzen wir neue Denkmäler, wenn es uns Bedürfnis ist, doch diejenigen, die unsere Väter aus edlem Eifer errichtet, wollen wir nicht zerstören." (Karamsin, „Pantheon russischer Schriftsteller". 1802.)

[1]) „Wenn Fleiß und Lust und Liebe zur Sache — Talent ersetzen könnten, wer hätte einst Tredjakowskij an Dichtkunst und Beredsamkeit übertroffen?" (Karamsin, ebendas.)

deutschen Prinzessinnen, den Markgräfinnen von Hannover und Brandenburg, gefragt wurde, welches seine Lieblingsbeschäftigung sei, statt jeder Antwort seine schwieligen Hände zeigte. Jetzt hatte der Einfluß Frankreichs von den Händen der Nachkommen das Erbteil der in Holland bekommenen Schwielen der Väter verwischt. Diese Nachkommen waren verfeinert, verweichlicht; die militärischen Erziehungsanstalten glichen Tanzakademien; Kadetten gaben bei Hofe Theatervorstellungen; die Kaiserin selbst nahm sich dabei der Inscenierung, der Kostüme, der Frisuren u. s. w. an. Inmitten solch' eines salonmäßigen Zeitvertreibes — man kann es sich leicht vorstellen — war den litterarischen Interessen wenig Spielraum gelassen, und so drang, durch Müßiggang und gesellschaftliche Oberflächlichkeit begünstigt, der französische Geschmack in Rußland ein. Nur wenige machten sich diesen Einfluß in geistiger Weise zu eigen. Unter diesen befand sich die Gemahlin des Thronfolgers, die junge Großfürstin Katharina. „Wenn ich überhaupt irgend etwas weiß," — schreibt sie an Voltaire — „so verdanke ich es Ihnen."[1]) Die Umstände ihres Regierungsantritts sind wohlbekannt. Kaiserin Elisabeth stirbt 1762, zu der Zeit, als die russische Armee im siebenjährigen Kriege in Berlin einzieht.[2]) Durch ihren Tod zerfällt die Koalition der „drei Unterröcke", wie Maria Theresia, die Kaiserin Elisabeth und die Marquise Pompadour von Friedrich dem Großen genannt wurden. Der Herzog von Holstein, Kaiser P e t e r III., folgt seiner Tante

[1]) A. Brückner „Katharina II." Berlin 1888.

[2]) Vandal „Louis XV. et Elisabeth." Paris 1882. Herrman, „Der russische Hof unter Kaiserin Elisabeth." („Historisches Taschenbuch." 1882).

auf dem Throne und ruft, als langjähriger Verehrer Friedrichs, die russische Armee aus Deutschland zurück.[1])

Der neue Kaiser wurde gehaßt. Seine Derbheit und sein Hochmut, seine Verachtung alles Russischen und die offene Bevorzugung seiner Holsteiner sowie aller Deutschen und besonders der Preußen trugen nur noch mehr dazu bei, die Vorzüge der Kaiserin ins Licht zu stellen. Die junge Prinzessin von Anhalt-Zerbst bereitete ihren Weg heimlich vor und entwickelte dabei eine bewunderungswürdige Umsicht und Ausdauer. „Ich war immer der Ueberzeugung, daß es besser sei, die Herzen aller, als nur einiger wenigen zu gewinnen, und dieser durchdachten Handlungsweise verdanke ich die Rangstufe, auf der Europa gewohnt ist, mich zu sehen." Und in der That, sie eroberte sich alle Herzen. Unabhängig von politischen Kombinationen kam es durch das verletzende Benehmen des Kaisers gegen seine Gemahlin dahin, daß alles sich auf ihre Seite schlug. Als endlich des Kaisers Launen und Eigenheiten ihr Leben zu gefährden begannen, erklärte sich alles, was bei Hofe Macht und Einfluß hatte, für sie. Der Umschwung war unvermeidlich. „Mir blieb nichts übrig," schrieb sie einige Jahre später, „als entweder mit dem Hirnverbrannten unterzugehen, oder mich und das Volk zu retten, das sich dazu entschlossen hatte, sich von ihm zu befreien."

Am 28. Juni 1762 wird Katharina zur Kaiserin proklamiert, und Peter Tags darauf verhaftet. Friedrich der Große sagt von seinem Verehrer: „Er hat den Thron verlassen, wie ein Kind hinausgeht, das man schlafen schickt."

---

[1]) Ueber den Siebenjährigen Krieg: Frédéric le Grand, „Oeuvres posthumes." „Histoire de mon temps." — „Publikationen aus den Staatsarchiven." Berlin 1876. B. IV. Ranke „Der Ursprung des Siebenjährigen Krieges." 1871.

Am 6. Juli entschläft Peter III. für immer.[1]) Als die Kaiserin, von der soeben erhaltenen Nachricht erschüttert, diese ihrer Freundin, der Fürstin Daschkow, mitteilt, thut die zukünftige Präsidentin der Akademie der Wissenschaften[2]), welche wähnt, die Urheberin dieses Umschwungs zu sein, den Ausspruch: „Zu früh für Euren Ruhm und für den meinen!" Bis zum heutigen Tage ist die Nachwelt nicht darüber im klaren, bis zu welchem Grade der Ruhm Katharinas durch den rechtzeitigen Tod Peters beeinträchtigt wird.[3])

Die Persönlichkeit **Katharinas der Großen** erscheint uns in zwiefacher Gestalt: als Kaiserin, wie sie war, und als Kaiserin, wie sie beurteilt zu sein wünschte. Kein Herrscher hat sich so sehr um die Meinung seiner Zeitgenossen bekümmert, wie sie. Die glänzenden Fähigkeiten ihres Geistes, ihre litterarische Begabung, die Mittel, die ihr

---

[1]) Ueber Peter III.: „Die merkwürdige Lebensgeschichte Peters III." Leipzig 1773. A. Brückner „Zur Geschichte Peters III. und Katharinas II." („Russische Revue." XI.).

[2]) Ihre Memoiren — London 1840. Deutsche Uebersetzung. Hamburg 1857.

[3]) A. Brückner „Katharina II." Berlin 1888. Schlözer „Friedrich der Große und Katharina II." Berlin 1859. Arneth „Joseph II. und Katharina von Rußland." Wien 1869. Jouffroy „Catherine II. et son règne." 2 vols. Paris 1860. Valiszevsky „The romance of an empress." London 1894. „The story of a throne." 2 vols. London 1895. (Beides Uebersetzungen aus dem Französischen). Bilbassow „Geschichte Katharinas." 2 Bde. Berlin 1891—93. De Larivière „Catherine II. et la révolution française." Paris 1895.

Zeitgenössische Werke: Catherine II. „Mémoires." London 1859. Castera „Histoire de Catherine II." 3 vols. 1798. C-te de Ségur „Mémoires ou souvenirs et anecdotes." 3 vols. Paris 1827. Prince de Ligne „Oeuvres." 4 vols „Mémoires." Bruxelles 1860. J. Harris Earl of Malmesbury „Diaries and correspondence." London 1844.

durch ihre Stellung und ihre Macht zu Gebote standen, — alles dies setzte sie in Bewegung, um sich den Ruf zu sichern, den sie zu haben begehrte. Ihr Briefwechsel mit Voltaire, mit Diderot, d'Alembert, Madame Geoffrin und anderen Berühmtheiten des damaligen Frankreichs, ein Briefwechsel, der mehr Munterkeit und Humor, als sachlichen Ernst verrät, war nichts anderes als ein Haschen nach Popularität. Wie in unserer Zeit durch wohlfeile Chromolithographien das Bildnis eines Herrschers in seinem ganzen Reiche verbreitet wird, so vervielfältigte sie in ganz Europa durch diesen rastlosen Briefwechsel ihr geistiges Bildnis. Und selbstverständlich, — das Bild zeichnete sich durch „angenehme Aehnlichkeit" aus. Im prunkvollen Rahmen monarchischen Glanzes, auf dem Hintergrunde prachtvoller Gärten und Schlösser im strengsten Stile Ludwigs XV., getragen vom Ruhme sieghafter Feldzüge und umgeben vom Weihrauch litterarischer Lobeserhebungen, — riefen die Züge dieses anziehenden, blendenden, bezaubernden Weibes förmliche Begeisterung hervor. So wurde ihr Bild im Auslande berühmt, daheim gefeiert, in prächtigen Versen besungen und den kommenden Generationen überliefert. Der Glanz dieses Porträts wirft ein Licht auf seine ganze Umgebung und verleiht dieser Regierung den Charakter einer seltenen äußerlichen Pracht. Es gelang der Kaiserin, auf die Gemüter gerade den Eindruck zu machen, den sie hervorzurufen wünschte. Möglicherweise wird das Urteil der Nachwelt die Züge deren einigermaßen verwischen, die so großen Wert auf die Meinung der Zeitgenossen legte. Wenn man die damaligen Landesverhältnisse in Betracht zieht und den Fragen auf den Grund geht, treten unter diesem blendenden Glanze mancherlei Mängel und Schäden

hervor.[1]) Doch uns interessiert im gegebenen Falle gerade diese Kaiserin, wie sie als Kaiserin vor uns erscheinen wollte; denn sie war es, welche die geistigen Strömungen beeinflußte, welche die Litteratur in ihren Bestrebungen förderte, welche ihre Umgebung in Erstaunen setzte — und welche selbst zur Dichterin wurde. Die zur Schau getragene Seite dieser Regierung ist gerade für das Gebiet, das uns interessiert, von großer Bedeutung. Einer unserer Schriftsteller nennt Katharina die Große den „Mikrokosmos" ihrer Zeit."[2]) Folgen wir ihr nun in das Gebiet der Philosophie und Litteratur, und versuchen wir, auf diesem Wege eine Vorstellung von dem geistigen Zustand jener Zeit zu gewinnen.

Während der Regierung Katharinas wird das geistige Leben in Rußland von der französischen Philosophie vollständig beherrscht. Wir haben gesehen, daß auch von der vorhergehenden Generation die französischen Philosophen gelesen wurden, und die französischen Schriftsteller Nachahmer fanden. Doch zu jener Zeit war die Herrschaft des Französischen noch nicht an der Tagesordnung; jetzt wurde es geradezu zur leidenschaftlichen Mode. Hierzu gab Rußland demselben Einfluß nach, dem das ganze übrige damalige Europa unterworfen war: Friedrich der Große bewillkommt Voltaire in Potsdam, Maupertuis ist Präsident der Berliner Akademie, — Katharina empfängt Diderot in Petersburg, ergeht sich mit Grimm im Park von

[1]) Puschkin war vielleicht der erste, der auf die Kehrseite der Medaille hinwies. Der große Dichter verrät in seinen „Tagebuchblättern aus Kischinew" (1822) historischen Sinn und kritische Fähigkeiten, die um so erstaunlicher sind, als die „Blätter" schon sechsundzwanzig Jahre nach dem Tode Katharinas niedergeschrieben sind.

[2]) Mordowzew „Russische Frauen", 3 Bände. Petersburg 1874.

Zarskoje Selo. Wohl ist es möglich, daß die Mode in Rußland in größerem Maße Eingang fand, als in anderen Ländern. Die russischen Militäranstalten sind überfüllt mit französischen Lehrern; reiche Familien nehmen französische Erzieher ins Haus[1]); die Kaiserin selbst giebt das Beispiel: sie fordert d'Alembert auf, die Erziehung ihres Sohnes zu übernehmen, — wenngleich diese Aufforderung abgelehnt wurde. Späterhin werden ihre beiden ältesten Enkel, Alexander und Konstantin, dem Schweizer Laharpe, einem eifrigen Anhänger der französischen Ideen,[2]) anvertraut. Ein rührend freundschaftlicher Verkehr wird zwischen Petersburg und Paris hergestellt; jeder Russe, der ins Ausland reist, hält es für seine Pflicht, dem greisen Voltaire seine persönliche Hochachtung zu Füßen zu legen.[3])

---

[1]) Unter ihnen befand sich ein Bruder Marats. Dieser vertrat indessen nicht die revolutionären Ansichten seines berüchtigten Bruders; er wünschte sogar, seinen Familiennamen gegen einen anderen zu vertauschen, und nannte sich nach der Stadt, in der er geboren, — Baudry.

[2]) Seine „Mémoires". Paris et Genève. 1864.

[3]) Der bejahrte Philosoph war nicht unempfindlich gegen dergleichen Aufmerksamkeiten von seiten der nordischen „Skythen". Während der Regierung Elisabeths ließ er es sich sehr angelegen sein, zum Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften in Petersburg erwählt zu werden; später erwirkte er sich den offiziellen Auftrag, eine Geschichte Peters des Großen zu schreiben. Lomonossow verschaffte ihm die dazu nötigen Quellen und Uebersetzungen; doch verhielt er sich bis zuletzt skeptisch zum Resultat dieses Unternehmens. Friedrich der Große war durch das Erscheinen des ersten Bandes äußerst aufgebracht. „Welch' ein Vergnügen, eine Geschichte der sibirischen Wölfe und Bären zu schreiben!" heißt es in einem seiner Briefe an Voltaire. Letzterer führt diese Worte des Königs in einem Schreiben an d'Alembert an und fügt hinzu: „Allein diese Bären haben sich als äußerst wohlerzogen erwiesen, als sie Berlin eingenommen hatten." Nach dem Tode Voltaires wurden seine Bücher und Manuskripte von der Kaiserin Katharina angekauft (1778). „Voltaires Bibliothek" bildet eine besondere Abteilung der Kaiserlichen Oeffentlichen Bibliothek in Petersburg.

Einen eigentümlichen, ich möchte sagen — traurigen Anblick bietet diese Gesellschaft dar, welche in ihrem Streben nach geistiger Nahrung sich dieser negativen Philosophie des vorigen Jahrhunderts in die Arme wirft. Losgelöst vom historischen Boden, von den Bedingungen, aus denen sie hervorgegangen, ohne praktischen Zusammenhang mit den Lebensverhältnissen klingen die schönen Worte von Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit in Rußland wie Phrasen. Der innere Zusammenhang zwischen den verkündeten Principien und den Ereignissen der französischen Geschichte, die allmählich zur großen Revolution führen, entzieht sich der Beobachtung der Gesellschaft. Die Kaiserin selbst giebt sich anfangs keine Rechenschaft darüber, — sie setzt ihren philosophischen Flirt mit den geistigen Vertretern ihrer Zeit fort, an welche die Erinnerung allein sie später schon zittern macht. Diese Kurzsichtigkeit in Bezug auf den Zusammenhang zwischen Ideen und Begebenheiten ist um so auffallender, als Katharina, wo es sich um Thatsachen handelt, ein außerordentlich feines Gefühl, ein bewunderungswürdiges Verständnis für Ursache und Wirkung an den Tag legt; in der Politik offenbart sie eine seltene Weitsichtigkeit. Im Herbst 1789 spricht sie es aus, daß Ludwig XVI. enden werde wie Karl I.; in ihren Briefen an Grimm sagt sie schon im Jahre 1790 das Erscheinen „Cäsars" in Frankreich voraus.[1]) Doch das war *Politik*, und in ihren Augen hatte die Politik scheinbar nichts mit der *reinen Philosophie* gemein. Es ist, als ob ein gewisser Zwiespalt zwischen ihren Ansichten und ihren Handlungen liege; doch das scheint sie nicht anzufechten.

[1]) Die Briefe der Kaiserin Katharina an Grimm (französisch) sind von der Kais. Russ. Hist. Gesellschaft herausgegeben XXIII. Bd., — die Briefe Grimms an die Kaiserin XXXIII. Bd. derselben Ausgabe.

Der amerikanische Befreiungskrieg erfüllt sie mit Entrüstung, und zu gleicher Zeit ist sie aufrichtig darüber betrübt, daß General Lafayette, zurückgehalten durch die Versammlung der Notabeln, ihre Aufforderung ablehnt, sie auf der Reise in die Krim zu begleiten. Anderseits äußert Franklin, der sich zu der Zeit in Paris befand, den Wunsch, Katharina zu besuchen; sie aber schreibt an Grimm und bittet ihn, den alten Mann von einer so weiten Reise zurückzuhalten. In dem interessanten Tagebuche ihres Sekretärs Chrapowitzkij, welcher zehn Jahre lang in Kürze alles aufzuzeichnen pflegte, was die Kaiserin mit ihm gesprochen, lesen wir am 6. Juni 1782: „Je ne l'aime pas.“ (Portrait de Franklin.)

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts standen die Herrscher gleichsam auf einer Grenzscheide der neu verkündeten Principien einerseits und der vererbten Anschauungen vom monarchischen Absolutismus anderseits. Joseph II., Katharina II. und Friedrich II. waren die Vertreter des sogenannten „aufgeklärten Absolutismus“. In seinem Streben nach Popularität und in der Furcht vor Revolutionen konnte ein jeder von ihnen nicht anders, als eine Maske zur Schau tragen.[1]) So macht die Kaiserin, — wie sie erscheinen will, — Beaumarchais den Vorschlag, sein eben erst in Paris verbotenes Lustspiel „Figaros Hochzeit“ in Petersburg aufzuführen, während die Kaiserin, — wie sie ist, — erkrankt und sich zu Bett legt, als sie die Nachricht von der Enthauptung des französischen Königs erhält.

Auch die damalige Gesellschaft trug eine Maske zur Schau. Diese verfeinerten Höflinge, die Voltaire und

[1]) Es ist interessant, daß Katharina in ihren Briefen an Grimm Joseph II. (bis zu seiner ersten Reise nach Rußland) „l'homme aux deux physionomies“ nennt.

Rousseau fast auswendig kannten, litten nicht unter dem Widerspruch, der sich aus dem Vergleich von Lehre und Leben ergab; es war, als ob sie ihn nicht einmal gewahrten: auf der einen Seite die hohen Principien, welche die „Menschenrechte“ verkündeten, — auf der anderen die Leibeigenschaft der Bauern. Gewiß, das Leben selbst wird stets die unumschränkte Anwendung von Principien, welcher Art sie auch sein mögen, nicht immer zulassen, und die Träume in Bezug auf Gleichberechtigung werden immer schöne Träume bleiben; doch — diese Träume sind wertvoll als idealistisches Moment, welches uns dahin führt, die Unzulänglichkeit der realen Ordnung der Dinge anzuerkennen. Dieses Umsetzen des Gedankens in die That war zu der Zeit, von der wir sprechen, durchaus unbekannt. Die Kaiserin, die in vieler Beziehung ihrer Umgebung überlegen war, versuchte in den ersten Jahren ihrer Regierung die Befreiung der Bauern anzustreben; doch gab sie bald ihre Absicht auf: sie selbst war von den Ideen ihres Zeitalters angesteckt und mußte doch die Interessen derer berücksichtigen, denen sie ihren Thron verdankte.

So drang die französische Philosophie in Rußland ein, ohne im Zusammenhang mit der Gegenwart zu stehen; selbst ihr Zusammenhang mit der Vergangenheit entging der Beobachtung der Gesellschaft. Daß diese Philosophie und diese Litteratur Träger einer Kultur, daß sie die Schicht einer langjährigen historischen Formation, mit einem Wort, daß sie das Resultat einer Vergangenheit und nicht nur ein Produkt der Gegenwart waren, das begriffen unsere Ahnen nicht. Ihre Bildung war, abgesehen von einer beträchtlichen Anzahl von Kenntnissen, hinsichtlich der Geschichte und der Anforderungen der Gegenwart

ziemlich oberflächlicher Natur. Sie hielten sich an das Aeußerliche und Oberflächliche der Kultur, und da diese Kultur eine abstrakte war, so wurden auch sie in eine abstrakte Richtung hineingetrieben, die sie für den heimatlichen Boden untauglich machte; die Philosophie paßte sich wohl ihrem Verstande, zuweilen auch bloß ihrer Phantasie an, doch durchdrang sie nicht ihr Leben. Viel später erst, nach den Schrecken der französischen Revolution, noch später, nach dem Eindringen Napoleons 1812, kam der Zusammenhang zwischen Denken und Leben zum Bewußtsein, und, wie es bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, man verfiel ins Uebertreiben; man machte die französischen Ideen für alles Elend verantwortlich, und die Vertreter der französischen Philosophie wurden als Genossen der revolutionären Partei betrachtet. Im Laufe der ersten fünfundzwanzig Jahre unseres Jahrhunderts war der „Voltairianismus“ gleichbedeutend mit Abtrünnigkeit; ein „Voltairianer“ war ein zur Hölle Verdammter, der von guten Christen gemieden zu werden verdiente. Im Grunde waren diese Männer lebensunfähige Ueberreste einer ganz ungefährlichen Vergangenheit, unschädliche Leute, die bald aus der Mode kamen. Ihr Andenken aber lebte fort, und während die junge Generation schon lange sich auf den blühenden Pfaden der Romantik erging, pflegten die alten Damen aus der Provinz noch immer das Zeichen des Kreuzes zu schlagen, sobald allein der Name Voltaires genannt wurde.

Gehen wir jetzt zur Litteratur über. Die Dichter der Zeit Katharinas erscheinen heute veraltet; doch behalten sie ihre Bedeutung in der historischen Folge litterarischer Perioden, und, im Lichte ihrer zeitgenössischen Verhältnisse betrachtet, sind sie selbstverständlich leuchtende Er=

scheinungen, welche durchaus den Ruhm verdienen, von dem sie an dem glanzvollen Hofe der aufgeklärten Kaiserin getragen waren. Kein zweiter Herrscher, weder vor noch nach Katharina der Großen, interessierte sich in so hohem Grade für die Litteratur wie sie, nahm so lebhaften Anteil an den Schriftstellern[1]), ja — sie selbst ward Schriftstellerin. Dieses lebhafte Interesse an der Litteratur zu einer Zeit, da die litterarische Thätigkeit keinen selbstständigen Beruf repräsentierte, ist von großer Bedeutung und blieb nicht ohne heilsame Folgen.

Wir haben gesehen, wie Lomonossow zum Sänger Peters des Großen wurde. Mit dem von ihm angeschlagenen pseudoklassischen Ton geht der konventionelle Charakter der Poesie auf die folgende Generation über. Die Kaiserin gewinnt mit ihrem aufmunternden Lächeln das Herz der Muse und so wird sie nicht nur Mittelpunkt für die Dichter, sondern auch vorzugsweise Gegenstand ihrer Dichtungen. Derschawin, der glänzendste unter ihnen, erklärte offen in einer seiner Oden, daß er keines anderen Ruhmes bedürfe, als nur des einen, der Sänger ihrer Heldenthaten gewesen zu sein:

„Ich sang und sing' und werde singen.
Dein Bildnis soll in künft'ger Zeit
Wie Mond und Sonne ewig strahlen.
Dich will ich feiern, hoch dich preisen,
Durch dich werd' ich unsterblich sein."

Es bilden sich gewisse kameradschaftliche Beziehungen zwischen Kaiserin und Schriftstellern; die Zarin selbst giebt in ihren Lustspielen durch die Satire den Ton dazu an. So entsteht eine Anzahl satirischer Zeitschriften: Von-

---

[1]) A. N. Pypin „Die Zeit Katharinas II." („Europäischer Bote" Mai, Juni, Juli, 1895).

Wisin schreibt seine berühmten Lustspiele; die Werke der Kaiserin und anderer Schriftsteller werden auf der Bühne der Eremitage aufgeführt; ungezwungenes Lachen erschallt am Hofe der Herrscherin, die zu äußern pflegte, es habe nie einen bedeutenden Menschen gegeben, der nicht die Gabe unerschöpflicher Heiterkeit besessen habe.[1]) Wir beobachten also zwei von der Kaiserin selbst geleitete litterarische Strömungen: den Pseudoklassicismus, der laut ihren Ruhm verkündet, und die einfache, aber beißende Satire, die gegen die Anhänger des Zopfes zu Felde zieht und zugleich die junge Generation zum Fortschritt und zur Thätigkeit anspornt.

Derschawin (1743—1816) war, wie wir schon sagten, der talentvollste Vertreter der ersten Strömung. Weniger schwülstig als Lomonossow, spricht er selbst von seinen Verdiensten um die vaterländische Litteratur, indem er behauptet, daß er der erste Russe gewesen, der „in harmloser Weise und in Herzenseinfalt von Gott geredet und lächelnd den Kaisern die Wahrheit gesagt habe". Wenn man ihn mit seinen Vorgängern vergleicht, so erscheint diese Selbstkritik zutreffend, obgleich er im Verhältnis zu den folgenden Dichtern immerhin noch in den Wolken schwebt. Freilich daran ist nicht er schuld, ja die Schuld trifft nicht einmal die damalige Litteratur, da alle Strömungen des geistigen Lebens keine natürliche Richtung nahmen. Der Verstand ging gleichsam auf Stelzen, man bestrebte sich nicht, in das Wesen der Dinge zu dringen, sondern wünschte nur, die einmal anerkannten Vorschriften zu befolgen; es entstand sozusagen ein leerer Raum zwischen den geistigen Interessen und dem prak-

[1]) A. Brückner „Katharina II."

tischen Leben. Derschawin versucht diese Leere auszufüllen; in einem Brief an die Fürstin Daschkow, die Präsidentin der Akademie der Wissenschaften, hebt er den Unterschied zwischen sich und Lomonossow hervor: „Er (Lomonossow) hatte den Hang zu allem Sagenhaften und die Liebhaberei für nebensächliche Ausschmückungen, während ich mich an die Natur allein halte, an jene Wahrheit, mit welcher auch nach mir die Geschichte übereinstimmen wird.“ Und in der That, in seiner bekannten Ode „Feliza“, in welcher die Kaiserin unter dem erdichteten Namen einer kriegerischen Fürstin gefeiert wird, stellt er ihren Tugenden seine eigenen Mängel entgegen. Unter dem Deckmantel der Autobiographie schildert er in grellen Farben die zeitgenössische Gesellschaft in ihrem Luxus, ihrer Verweichlichung und Derbheit. Diese Bilder füllen die erwähnte Leere jedoch nicht aus; sie verleihen den Dichtungen Derschawins keine Realität und sind auf diese Weise nichts anderes, als Beispiele eines schlechten litterarischen Geschmacks. Dennoch haben sie ihre Bedeutung. Ein Kritiker sagt z. B. von den Versen Derschawins, sie seien „die poetische Chronik der Regierung Katharinas“.[1]) Der bejahrte Sumarokow, der das Zeitalter Elisabeths überlebt hatte, überreicht Katharina eins seiner letzten Werke, im welchem er ausruft: „Die Regierung eines Augustus bedurfte eines Horaz“. Jedoch die Rolle, der Horaz Katharinas gewesen zu sein, fiel nicht Sumarokow zu; diese wurde einem anderen zu teil. Derschawins wohlklingende, von wahrhaft poetischem Hauche durchwehte Sprache eignete sich vorzüglich dazu, den Glanz dieses Hofes, die Vornehmheit dieser Höflinge,

---

[1]) A. Galachow „Geschichte der russischen Litteratur,“ 5. Auflage, Petersburg 1883.

die sagenhaften militärischen Heldenthaten Suworows, Potjemkins, Rumjanzews und all' derer zu besingen, die, wie Puschkin sagt, „zu dem Schwarm der ruhmreichen Adler Katharinas" gehörten.[1])

Wenn wir in den Dichtungen Dershawins von den speziell „zeitgenössischen" Verdiensten und dem gegenwärtigen Fehler des Veraltetseins abstrahieren, finden wir in ihnen Elemente von wahrhaft künstlerischer Schönheit, die ihren bleibenden Wert in der Kunstgeschichte behalten werden.[2]) Im strengen Sinne des Wortes war er unser erster Dichter, während Lomonossow selbst in seinen besten Erzeugnissen vorzugsweise glänzender Redner war. Bei Lomonossow trägt der Gelehrte über den Poeten den Sieg davon, Dershawin aber war ausschließlich Dichter. Seine Bestrebungen, dem alltäglichen Leben näher zu treten, die, vom ästhetischen Standpunkte aus betrachtet, nicht immer glückliche Resultate ergeben, sind dennoch von Bedeutung für die historische Entwickelung unserer Litteratur. Diese Proben eines unfeinen litterarischen Geschmacks waren, im Rahmen des gezierten Pseudoklassicismus kühne Neuerungen, auf die bald Ströme lebendiger Poesie folgen sollten.[3])

---

[1]) Ueber die Kriege und die äußere Politik Katharinas II.: A. Brückner „Rußlands Politik im Mittelmeer 1788 u. 1789" („Historische Zeitschrift" XXII). „Dänemarks Neutralität im Schwedisch-Russischen Kriege im Jahre 1788." („Baltische Monatsschrift", Neue Folge II.) Carl Bergholz „Die Bewaffnete Neutralität". Berlin 1884.

[2]) Seine bekannte Ode „Gott" ist ins Deutsche, Französische, Englische, Italienische, Spanische, Polnische, Tschechische, Lateinische und Japanische übersetzt. (Im Französischen giebt es funfzehn Uebersetzungen).

[3]) „Die Poesie Dershawins", sagt Belinskij, „spielt eine Rolle in der Geschichte der russischen Poesie, aber Poesie im eigentlichen Sinne des Wortes ist's noch nicht". Bd. VII.

tischen Leben. Derschawin versucht diese Leere auszufüllen; in einem Brief an die Fürstin Daschkow, die Präsidentin der Akademie der Wissenschaften, hebt er den Unterschied zwischen sich und Lomonossow hervor: „Er (Lomonossow) hatte den Hang zu allem Sagenhaften und die Liebhaberei für nebensächliche Ausschmückungen, während ich mich an die Natur allein halte, an jene Wahrheit, mit welcher auch nach mir die Geschichte übereinstimmen wird." Und in der That, in seiner bekannten Ode „Feliza", in welcher die Kaiserin unter dem erdichteten Namen einer kriegerischen Fürstin gefeiert wird, stellt er ihren Tugenden seine eigenen Mängel entgegen. Unter dem Deckmantel der Autobiographie schildert er in grellen Farben die zeitgenössische Gesellschaft in ihrem Luxus, ihrer Verweichlichung und Derbheit. Diese Bilder füllen die erwähnte Leere jedoch nicht aus; sie verleihen den Dichtungen Derschawins keine Realität und sind auf diese Weise nichts anderes, als Beispiele eines schlechten litterarischen Geschmacks. Dennoch haben sie ihre Bedeutung. Ein Kritiker sagt z. B. von den Versen Derschawins, sie seien „die poetische Chronik der Regierung Katharinas".[1]) Der bejahrte Sumarokow, der das Zeitalter Elisabeths überlebt hatte, überreicht Katharina eins seiner letzten Werke, im welchem er ausruft: „Die Regierung eines Augustus bedurfte eines Horaz". Jedoch die Rolle, der Horaz Katharinas gewesen zu sein, fiel nicht Sumarokow zu; diese wurde einem anderen zu teil. Derschawins wohlklingende, von wahrhaft poetischem Hauche durchwehte Sprache eignete sich vorzüglich dazu, den Glanz dieses Hofes, die Vornehmheit dieser Höflinge,

---

[1]) A. Galachow „Geschichte der russischen Litteratur," 5. Auflage, Petersburg 1883.

die sagenhaften militärischen Heldenthaten Suworows, Potjemkins, Rumjanzews und all' derer zu besingen, die, wie Puschkin sagt, „zu dem Schwarm der ruhmreichen Adler Katharinas" gehörten.[1])

Wenn wir in den Dichtungen Dershawins von den speziell „zeitgenössischen" Verdiensten und dem gegenwärtigen Fehler des Veraltetseins abstrahieren, finden wir in ihnen Elemente von wahrhaft künstlerischer Schönheit, die ihren bleibenden Wert in der Kunstgeschichte behalten werden.[2]) Im strengen Sinne des Wortes war er unser erster Dichter, während Lomonossow selbst in seinen besten Erzeugnissen vorzugsweise glänzender Redner war. Bei Lomonossow trägt der Gelehrte über den Poeten den Sieg davon, Dershawin aber war ausschließlich Dichter. Seine Bestrebungen, dem alltäglichen Leben näher zu treten, die, vom ästhetischen Standpunkte aus betrachtet, nicht immer glückliche Resultate ergeben, sind dennoch von Bedeutung für die historische Entwickelung unserer Litteratur. Diese Proben eines unfeinen litterarischen Geschmacks waren, im Rahmen des gezierten Pseudoklassicismus kühne Neuerungen, auf die bald Ströme lebendiger Poesie folgen sollten.[3])

---

[1]) Ueber die Kriege und die äußere Politik Katharinas II.: A. Brückner „Rußlands Politik im Mittelmeer 1788 u. 1789" („Historische Zeitschrift" XXII). „Dänemarks Neutralität im Schwedisch-Russischen Kriege im Jahre 1788." („Baltische Monatsschrift", Neue Folge II.) Carl Bergholz „Die Bewaffnete Neutralität". Berlin 1884.

[2]) Seine bekannte Ode „Gott" ist ins Deutsche, Französische, Englische, Italienische, Spanische, Polnische, Tschechische, Lateinische und Japanische übersetzt. (Im Französischen giebt es funfzehn Uebersetzungen).

[3]) „Die Poesie Dershawins", sagt Belinskij, „spielt eine Rolle in der Geschichte der russischen Poesie, aber Poesie im eigentlichen Sinne des Wortes ist's noch nicht". Bd. VII.

Einen noch heftigeren Stoß erlitt die Autorität der pseudoklassischen Unantastbarkeit durch die satirische Bewegung jener Zeit. Seit Kantemir erschien die Satire als Verbündete der modernen Ideen. Kaiserin Katharina bediente sich weise dieses mächtigen Mittels zur Heranbildung und zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung.

In dem privaten kaiserlichen Theater des Schlosses Eremitage in Petersburg[1]) fanden Aufführungen statt, die in der Chronik der Litteraturgeschichte vielleicht einzig dastehen. Auf der Bühne werden alte Damen, welche die „gute, alte Zeit" beweinen, verknöcherte Anhänger der Vergangenheit, oder träge, der Bildung und dem Dienste abholde Jünglinge dargestellt, die verschiedene Regierungsmaßregeln, Neuerungen im gesellschaftlichen Leben u. s. w. verurteilen und ins Lächerliche ziehen. Im Zuschauerraume aber auf marmornen Sitzen des malerischen Amphitheaters sitzen die eleganten Höflinge, in ihrer Mitte die Kaiserin, — und alles jauchzt, alles ist in heller Begeisterung. Dargestellt wird z. B. eine alte Dame, die sich entrüstet über die aufgeführten modernen Stücke äußert, in denen alles verspottet wird, in denen man sogar sich selbst wiedererkennen kann. „Aber," fragt ihr Gevatter, „werden dergleichen Komödien denn nicht verboten?" — „I was, mein Lieber," ruft die Alte aus, „so ist heutzutage unsere Welt. Wer soll zusehen, wer verbieten? Diejenigen, die dergleichen nicht zulassen sollten, sind es ja gerade, die aus vollem Halse lachen, wenn sie selbst von anderen be-

[1]) Die wundervolle Bildergalerie der Eremitage entstand unter der Regierung Katharinas der Großen. Die Wiederherstellung der Raphaelischen Loggien des Vatikans verdanken wir ihrer Initiative. Goethe sah, als er in Rom war, wie die Kopien angefertigt wurden. („Italienische Reise" 3. September 1787.)

schimpft werden!“ Und in der That, die Kaiserin „lachte aus vollem Halse“, da sie nicht nur Zuschauerin, sondern selbst Verfasserin dieser Komödien war. Auf der Bühne wurden thatsächlich Porträts vorgeführt, doch das waren zu Typen erhobene Vertreter von Sitten und Gebräuchen, nicht bekannte Persönlichkeiten; sie gehörten der Litteratur, zuweilen der Politik an,[1]) doch nicht der Chronik der Salons. Sie waren mit beißender Ironie gezeichnet: Katharina besaß eine vorzügliche Beobachtungsgabe und Kenntnis der menschlichen Natur; nicht viele Herrscher erkannten ihre Umgebung so gut wie sie. In dem Schwarm von Diplomaten, Ministern, Schriftstellern, die ihren Hofstaat bildeten, kannte sie den Charakter jedes einzelnen.[2]) Wenn sie in ihren Briefen irgend jemandes erwähnte, und mochte es mit einem einzigen Worte geschehen, immer traf sie den Nagel auf den Kopf, — sie durchschaute die Fähigkeiten und die Schwächen jedes einzelnen unter ihnen. In ihrer Vorliebe für das Talent verstand sie es, begabte Männer aus der Menge herauszufinden und durch Zeichen ihrer Gunst ihnen die Achtung der Gesellschaft zu sichern. An ihrem Hofe, wie zahlreich derselbe auch gestaltet sein mochte, hatte jeder seine moralische Physiognomie, seine geistige Rangklasse, sogar seinen Spitznamen; sie wurden alle von der Kaiserin durchschaut, erwogen und gestempelt. Die Art ihrer Unterhaltung, die Wahl ihrer Scherze entsprach stets dem Individuum, mit dem sie sich unterhielt.[3]) Und

[1]) A. Brückner „Eine komische Oper aus dem Jahre 1788“ („Baltische Monatsschrift“ 1867).

[2]) Einzelheiten über den Hof Katharinas: Hardt, „Mémoires d’un gentilhomme Suédois“. Berlin, 1788.

[3]) Ueber den Charakter Katharinas: A. Brückner „Zur Charakteristik der Kaiserin Katharina“ („Russische Revue“ V).

welch' eine Unterhaltung war das! Von dem Glanz, der Vielseitigkeit und der unerschöpflichen Heiterkeit Katharinas können wir uns kaum eine Vorstellung machen, nicht einmal nach ihren eigenen Briefen. Nach einem Gespräch mit der Kaiserin, erzählt Grimm, fühlte er sich bis zu solch' einem Grade elektrisiert, daß er die halbe Nacht in seinem Zimmer auf und ab gehen mußte.[1])

Diese Eigenschaften, vereint mit einer wunderbaren Beherrschung der russischen Sprache, verliehen natürlich ihren Werken einen großen Wert;[2]) doch hatten sie noch eine andere Bedeutung. „Ihre Lustspiele," sagt ein Kritiker, „sind ein glänzender Tribut, den sie der Kraft des Gedankens und der sittlichen Macht der Litteratur gezollt hat."[3]) Durch einen Wink von oben entstanden in Petersburg und Moskau eine ganze Reihe von Zeitschriften. Das war übrigens keine neue Erscheinung: Sumarokow gründete zur Zeit der Kaiserin Elisabeth im Jahre 1759 die erste russische Zeitschrift: „Die emsige Biene". Diese existierte nur ein Jahr, doch rief sie eine große Anzahl von Nachahmungen hervor. In dem einem Jahre 1769 erschienen sieben neue Zeitschriften, die alle eine satirische Richtung verfolgten. Die Ideen, gegen die sich der Angriff richtete, waren immer die gleichen: mangelndes Verständnis für die Reform oder Widerstreben gegen dieselbe, Obskurantismus und oberflächliche Nachahmungssucht. Doch tauchen auch neue Fragen auf: die von den höchsten Gesellschaftsklassen aus-

---

1) A. Brückner „Katharina II."

2) Uebersetzt sind: „Der Betrüger", „Der Verblendete", „Der sibirische Schamane". St. Petersburg, 1786. „Drei Lustspiele". Berlin, 1788. „Der Familienzwist". Berlin, 1789. „O temps! o moeurs!" Paris, 1826. Märchen: „Le Czarewitsch Chlore." Conte moral. Berlin, 1782. „Märchen vom Zarewitsch Fewel". Berlin, 1784.

3) Fürst Wjäsemskij „Von-Wisin".

gehende Bevorzugung alles Fremdländischen, der Mangel an Interesse für das Einheimische, Bestechlichkeit und häuslicher Despotismus. Letzterer diente als Thema für ein Lustspiel, das in gewissem Sinne den Eckstein der russischen dramatischen Litteratur bildet.

„Der Landjunker“ von Von-Wisin (1745—1792) ist ein interessantes Denkmal unserer litterarischen Entwickelung, insofern dieses Stück in Bezug auf Befreiung von der Vormundschaft pseudoklassischer Formen einen wichtigen Fortschritt aufweist. Die Lustspiele, die Von-Wisin vorhergingen, lieferten Bilder aus vermeintlich russischem Leben in französischem Rahmen, eine Sitte, die ein sehr lächerliches, oder richtiger, ein betrübendes Resultat ergab. Boileau sagt, daß Ronsard, wenn er griechisch und lateinisch spräche, sich französisch ausdrücke; in unseren ersten Lustspielen wurde russisch gesprochen und französisch gelebt. Die seit Molière eingeführten Namen Alceste und Eraste standen auf dem Programm als handelnde Personen; bisweilen wechselten sie wohl auch mit russischen Namen ab, doch dadurch gewannen weder die Charaktere noch die Handlung an russischem Kolorit in einem Stücke, in welchem Soubretten und Kammerdiener als unentbehrliche Faktoren auftraten und der Ehekontrakt den unvermeidlichen Schluß bildete.

Von-Wisin zerbricht die Fesseln dieser tyrannischen Ueberlieferung; die alten Bande machen sich noch in einer gewissen symmetrischen Aufstellung der handelnden Personen, sowie in dem Mißbrauch von „Raisonnements“ fühlbar; doch die Personen selbst sind bereits Russen, groß geworden auf einheimischem Boden, keine verpflanzten Typen mehr. Der Gegenstand des Lustspiels ist die „alte, doch immer neue Geschichte“: Verliebtsein, Hindernisse und Hochzeit.

Das Hemmnis erscheint im gegebenen Falle in der Gestalt einer gebieterischen, despotischen Hausfrau, die ihren Sohn zu verheiraten wünscht, den vollständig ungebildeten, der elementarsten Kenntnisse entbehrenden „Landjunker", der im Sinne seiner Mutter erzogen ist, die sich darüber wundert, weshalb man Geographie treibe, da heutzutage „die Kutscher einen überall hinfahren". Mutter und Sohn sind die gelungensten Gestalten des Stückes; die übrigen sind entweder übertrieben karikiert, oder zu aufdringlich in ihrer Tugend. Die Hindernisse werden aus dem Wege geräumt, und die Hochzeit kommt zustande, dank dem rechtzeitigen Eingreifen des Onkels der Braut, eines reichen sibirischen Goldindustriellen, des „Onkels aus Amerika" der modernen französischen Komödie. Dieser Onkel ist das Moralprincip des Stückes; seine endlosen Betrachtungen über Tugend und Pflicht halten den Verlauf der Handlung auf und sind dem Zuschauer lästig. Unser Kritiker Belinskij betrachtet den „Landjunker" weniger als ein Lustspiel, sondern als eine Satire, aus welcher der Autor durchaus ein Lustspiel gestalten wollte.[1]) Diese triftige Bemerkung beleuchtet deutlich die Mängel des Stückes: zu wenig Handlung, zu viel Moral. Ungeachtet dessen enthält es so viel wahrhafte Komik und originelle Lebensfrische, daß es uns heute noch hinreißt, trotzdem es vor 113 Jahren geschrieben wurde. Die Scene, in welcher die Mutter den Schneider dafür schilt, daß er den Rock des Sohnes zu eng zugeschnitten, gehört zu den komischsten, die man sich vorstellen kann. Der Erfolg des „Landjunkers" war ein ungeheurer; der Autor stand auf dem Gipfel seines Ruhmes. „Stirb, Denis, — oder schreibe keine Lustspiele mehr!" ruft der

---

1) Bd. VIII.

mächtige Günstling jener Zeit, Fürst Potjemkin, aus.[1]) Von-Wisin befolgte den zweiten Teil dieses Ratschlages: er schrieb keine Lustspiele mehr. Der „Landjunker" ist ins Volksbewußtsein gedrungen, mehrere Eigennamen des Stückes sind zu Gattungsnamen, mehrere Aussprüche zum Sprichwort geworden.

Das waren die Hauptvertreter unserer Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts. So weit die vorgeschriebene Zeit es zuließ, habe ich darzulegen versucht, daß der Charakter dieser Litteratur im Zusammenhang mit der allgemeinen Richtung der damaligen Aufklärung stand; wie die Philosophie, der Unterricht, wie die gesellschaftlichen Sitten und Gebräuche, so war vor hundert Jahren auch die Litteratur: eine Zugabe zum Leben, aber nicht ein integrierender Teil des Lebens selbst. Und nichts desto weniger verdient dieses achtzehnte Jahrhundert, das so interessant ist durch jene eigentümliche Vereinigung von Verfeinerung und Derbheit, so lächerlich in seiner Selbstgefälligkeit, so rührend in seinen Selbsterziehungsversuchen, so beklagenswert in seiner praktischen Unzulänglichkeit, dieses achtzehnte Jahrhundert, welches nach einigen Jahren uns ebenso fern liegen wird, als eben das siebzehnte Jahrhundert, — es verdient dankbare Anerkennung von seiten der Nachwelt. Unter Peter dem Großen wurde die Bildung für das Land entlehnt, unter Katharina der Großen wurde sie ihm angepaßt; jetzt mußte sie festgehalten werden und in Fleisch und Blut übergehen. Die Wurzeln des verpflanzten Gewächses suchten Nahrung im Volksboden; die äußeren und inneren Strömungen strebten nach Verschmelzung, — sie

[1]) Ueber ihn: A. Brückner „Potjemkins Glück und Ende". („Baltische Monatschrift", Neue Folge I.)

begegneten einander auf der Schwelle unseres Jahrhunderts.

Eines Tages, es war im Jahre 1815, herrschte im Lyceum von Zarskoje Selo unter den Schülern große Bewegung: der greise Dershawin hatte versprochen, den Prüfungen beizuwohnen. Der Poet erschien, ergraut und gebeugt von der Last seiner zweiundsiebzig Jahre. Er war so schwach, daß er fast die ganze Zeit schlief; doch er erwachte, als die Prüfung in der Litteraturgeschichte begann. Die Schüler redeten von ihm, Stellen aus seinen Werken wurden gelesen; da erglänzten seine Augen, über sein Antlitz verbreitete sich ein Leuchten. Da tritt vor ihn ein Jüngling, krausköpfig wie ein Neger, mit dicken Lippen, mit Augen wie glühende Kohlen; etwas Afrikanisches liegt in seinen Zügen. Man stellt ihn als angehenden Dichter vor; er wird aufgefordert, etwas von seinen eigenen Erzeugnissen vorzutragen.

„Ich wählte meine ‚Erinnerungen an Zarskoje Selo‘,“ schreibt er später in seinen Tagebuchblättern, „zwei Schritte von Dershawin trug ich sie vor. Es ist mir unmöglich, meinen damaligen Seelenzustand zu beschreiben. Als ich dann zu dem Verse kam, in welchem ich von Dershawin spreche, schlug mein Herz heftig, und meine Stimme bebte vor jugendlicher Begeisterung . . . Wie ich geendigt, — ich weiß es nicht; ich weiß auch nicht, wohin ich lief. Dershawin war entzückt, er verlangte nach mir, er wünschte mich zu umarmen... Man suchte mich, — doch man fand mich nicht.“

„Meine Zeit ist vorüber,“ sagte bald darauf Dershawin, „bald wird der Welt ein zweiter Dershawin erstehen, welcher schon im Lyceum alle Schriftsteller überflügelt hat.“

Der Jüngling, der unter solcher Verkündigung in das Leben trat, war Alexander Puschkin.

Die Geburt eines Dichters
ist eins der bedeutungsvollsten
Ereignisse in der Zeitenfolge.

Emerson.

Sechste Vorlesung.

(1779—1837).

Vielseitigkeit des plötzlichen geistigen Wachstums im XIX. Jahrhundert. Neue litterarische Bewegungen. Nowikow und der moskowitische Kreis. Der litterarische Horizont West-Europas im Anfange des Jahrhunderts. Sentimentalität in Rußland. Karamsin. Romantik in Rußland. Shukowskij. Die Poesie erhält in Rußland eine neue Bedeutung. Poesie und Leben. Die russische Gesellschaft in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts. „Eugen Onegin". Der Roman. Worin liegt sein Zauber? Die Lyrik Puschkins. Harmonie und Vielseitigkeit. Volkstümliches und allgemein Menschliches.

In der einleitenden Vorlesung sagten wir, daß es Schwierigkeiten darbieten würde, zehn Jahrhunderte der Geschichte in acht Stunden zu übersehen,

„In eine Sanduhr einzuzwängen
Der Zeiten Schöpfungswerk",

wie Shakespeare sich ausdrückt; doch es wird noch schwerer sein, in den drei übrig bleibenden Vorlesungen neunzig Jahre unseres Jahrhunderts zu bewältigen. Die Vielseitigkeit und die progressive Konzentration der geistigen Thätigkeit waren derart, daß, wenn wir den Zustand der

russischer Geistesrichtung und alle Errungenschaften dieses unseres neunzehnten Jahrhunderts betrachten und dann aufs achtzehnte Jahrhundert zurückblicken, wir kaum unseren Augen trauen. Unsere heutige kritische Denkweise, welche gewohnt ist, sich an die Theorie der Entwickelung und des allmählichen Fortschreitens zu halten, verwirrt sich angesichts dieses plötzlichen Wachstums. Wer hat nicht an sich das Gefühl des Staunens erfahren, das uns beim Anblick eines Kindes erfaßt, wenn wir es nach mehreren Jahren wiedersehen? Einen ähnlichen Eindruck empfangen wir bei der Entgegenstellung verschiedener Perioden der russischen litterarischen Entwickelung. Wenn wir diese beiden Jahrhunderte miteinander vergleichen, sollten wir glauben, wir hätten es mit zwei verschiedenen Größen zu thun. Wir können uns in den zahlreichen Strömungen nicht zurechtfinden, welche wir bis zu ihrem Urquell verfolgen müssen. Die genealogischen Verzweigungen sind so zahlreich, daß es uns unmöglich erscheint, sie auf die wenigen Elemente zurückzuführen, aus denen sie hervorgegangen sind. Ohne die Bedeutung des vorigen Jahrhunderts, dem wir in der vorhergehenden Vorlesung unsere Achtung gezollt haben, zu schmälern, können wir uns nicht erwehren, über die unverhältnismäßig schnelle Entwickelung im neunzehnten Jahrhundert zu staunen; wie groß auch die Anstrengung des achtzehnten Jahrhunderts gewesen, es erscheint das neunzehnte mit seinen Erlebnissen gleich dem Berge, — wie es umgekehrt in dem wohlbekannten Ausspruch heißt — der aus einer Maus geboren wird. In unserm Vorhaben, die Entwickelung und das Wachstum des russischen Geistes seit dem Zeitalter Katharinas zu verfolgen, müssen wir uns jetzt eines anderen Verfahrens bedienen als bisher.

In den vorhergehenden Vorlesungen folgten wir vor allem dem Gange der Ereignisse; die pragmatische Geschichte bildete die Grundlage unserer Darstellung. Die moskowitischen Herrscher waren der Mittelpunkt der Begebenheiten. Durch sie wurde die Aufeinanderfolge der historischen Perioden gekennzeichnet; im Grunde genommen, beschränkte sich die Geschichte Rußlands auf die offizielle Geschichte Moskaus. Unter Peter macht sich das noch fühlbarer: wir können geradezu sagen, daß die Biographie der Herrscher die Geschichte des Landes bedeutet. Bei Katharina angekommen, hörten wir auf, uns mit der pragmatischen Seite unsrer Geschichte zu beschäftigen, wir faßten nur die geistige ins Auge; doch trotzdem wir die Begebenheiten der offiziellen Geschichte außer acht ließen, traten wir doch nicht aus den offiziellen Gesellschaftskreisen; die Kaiserin, der Hof, Petersburg repräsentieren das geistige Leben jener Zeit. Mit Ausnahme des kleinen Kreises an der Universität Moskau, von dem noch später die Rede sein wird, beschränkt sich die Bildung in Rußland auf das Winterpalais und die Akademie der Wissenschaften. In den ersten Jahren unseres Jahrhunderts erfährt diese Lage der Dinge eine Veränderung. Ein Strom wissenschaftlicher und litterarischer Interessen dringt ins Leben und bemächtigt sich der Geister; es entsteht ein neuer Stand, der Litteratenstand, welcher durch Arbeit und Autorität des Talents die Geistesrichtung in Rußland bestimmt. Offizielle Kreise, bis dahin die einzigen Triebfedern der Geistesbildung, gewinnen so hervorragende Mitarbeiter, daß sie die ausschließliche Bedeutung, die sie im vorigen Jahrhundert gehabt, verlieren. Im Laufe von hundert Jahren hatte man gesäet; nun begann die Saat aufzugehen; von außen zugeführte, vom Boden aufgenommene und an-

geeignete Elemente treten aus der Erde an die Oberfläche und ergeben bei so schnellem Wachstum, als ihn nur ein jugendlicher Boden ermöglicht, eine solche plötzliche und reiche Blüte geistiger Thätigkeit, wie sie sich in unserm Vaterlande wohl schwerlich jemals wiederholen wird. Wenn wir bedenken, daß zwischen Luthers Bibelübersetzung und dem großen deutschen Dichter Goethe etwas mehr als zweihundert Jahre liegen, und daß nur funfzig Jahre die Grammatik Lomonossows von Puschkin trennen, daß weniger als hundert Jahre zwischen Lomonossow und Leo Tolstoi liegen, so wird es uns klar, mit welchen Riesenschritten die geistige Entwickelung in Rußland vorwärts schritt. Um diese Bewegung zu verfolgen, müssen wir die pragmatische Geschichte aufgeben und nun unsere Aufmerksamkeit der Litteratur zuwenden. Erstere wird nur insofern Gegenstand unserer Betrachtung sein, als sie auf die Litteratur Einfluß hatte oder sich in ihr wiederspiegelte.

Mit Derschawin verliert die Poesie ihren offiziellen Charakter. Er war der letzte Vertreter jener Litteratur, die als Ergebnis der von außen eingeführten Kultur angesehen werden muß. Es ist sonderbar, daß sich der Charakter der Poesie des achtzehnten Jahrhunderts nicht nur niemals wiederholt, sondern sogar kaum einen Einfluß auf die weitere Entwickelung der Litteratur ausübt. Mit Ausnahme einiger Jugenddichtungen Puschkins, in denen dieser Charakter eher als ein den „Alten" gezollter Tribut der Achtung, denn als ein Bestandteil der Poesie oder als angeborene Geschmacksrichtung auftritt, kann man sagen, daß der Pseudoklassicismus ausstirbt, ohne Nachahmer gefunden zu haben. Keine einzige der folgenden litterarischen Strömungen läßt sich auf Derschawin zurückführen; wenn wir diese bis zu ihrem Ursprung verfolgen, geleiten sie

uns nicht zum Hofe der Kaiserin zurück, auch nicht zu den offiziellen Zirkeln, nicht einmal nach Petersburg, sondern zur Moskauer Universität, zu dem berühmten „Gelehrten Freundesbund", welcher viele gebildete litterarische Kräfte zur Thätigkeit anspornte, und deren Mittelpunkt der edle Nowikow war. Von diesem Manne, der sein Leben, seine unermüdliche Energie und sein ganzes Hab und Gut in den Dienst der Verbreitung guter Schriften und der Pädagogik stellte, geht in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts das Licht der Aufklärung aus.

Im Jahre 1779 wird Nowikow zum Verweser der Universitätsdruckerei in Moskau ernannt. Im Laufe der ersten drei Jahre seiner Verwaltung werden mehr Bücher gedruckt, als während der vorhergehenden vierundzwanzig. Die besten geistigen Kräfte scharen sich um ihn, und der „Freundesbund" wird Mittelpunkt der rastlosesten Thätigkeit: Pädagogik, selbständige Arbeiten, Verlag von Büchern, Uebersetzungen, Reisebeschreibungen, wissenschaftliche Forschungen, alles dies wird von Nowikow und seinen Freunden gefördert. Eine große Anzahl von Druckereien entsteht unter seiner unmittelbaren Aufsicht. Das beste Werk der Katharinischen Zeit „Erstes historisches Lexikon russischer Schriftsteller"[1]) ist eine vorzügliche Sammlung historischer Schriften, die einunddreißig Bände der „Alten russischen Bibliothek" ausfüllt. Diese Arbeit liefert nur einen vereinzelten Beweis der erstaunlichen Thätigkeit dieses Mannes, der keine Opfer scheute, wenn es galt, Material zu sammeln und gute Bücher zu verbreiten. In einer Zeit,

1) Mit dem Erscheinen dieses Buches, meint der Kritiker, beginnt bei uns die bewußte wissenschaftliche Stellungnahme zur vaterländischen Litteratur. (A. N. Pypin, „Litteraturgeschichtsfragen". „Europäischer Bote". Oktober 1893.)

da der Dienst und die Stellung bei Hofe die einzigen Bedingungen waren, um Einfluß zu erlangen, erreichte es Nowikow, sich zu einer Macht emporzuarbeiten, ohne sich solcher Vorteile zu bedienen. Er war der frühzeitige persönliche Ausdruck der noch schlummernden gesellschaftlichen und geistigen Kräfte, die aber bald unabhängig von der offiziellen Hofsphäre hervortreten sollten.[1]) Wir wollen nur einige Namen nennen, um die litterarische Bedeutung und den Einfluß des Nowikowschen Kreises zu kennzeichnen. Der Dichter Cheraskow (1733—1807), Kurator der Universität Moskau, war ein kräftiger Mitarbeiter Nowikows; die von ihm gegründete „Adelige Pension" an der Universität war eine der besten Lehranstalten jener Zeit.[2]) Der Historiker Karamsin, der Dichter Shukowskij, der seine Familie als eine „Dynastie von Litteraten" bezeichnet, der Rektor der Universität Turgenjew, seine beiden Söhne, Studenten der Universität Göttingen, welche eine wichtige Rolle in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts spielte, alle waren sie entweder Mitglieder des Freundesbundes, oder in seinen Traditionen aufgewachsen; alles,

---

[1]) Leider war er in das Freimaurerwesen und die geheime Gesellschaft verwickelt, welche während der letzten Jahre der Regierung Katharinas dem Staate viel zu schaffen machte. Nowikow wurde von neidischen und verleumderischen Feinden verfolgt. Im Jahre 1782 wurde er der Verbindung mit fremdländischen Revolutionären beschuldigt und verhaftet. — Dies ist ein dunkler Punkt in der Geschichte dieser Kaiserin. Eine der ersten Thaten Kaiser Pauls war nach seiner Thronbesteigung die Befreiung dessen, der eine der schönsten Zierden der Regierungszeit seiner Mutter gewesen war.

[2]) Obgleich als Dichter nicht begabt, genoß Cheraskow die Achtung seiner Zeitgenossen. Seine „Rossiade" und sein „Wladimir", Dichtungen im pseudoklassischen Geiste, erwarben ihm den Beinamen eines russischen „Homer". Er war der letzte aus der alten Schule, welche in der Poesie nicht eine Eingebung, sondern die Beobachtung von Regeln sah.

was während der kommenden vierzig Jahre sich in der Litteratur hervorthat, stand mit diesem Moskowitischen Kreise in Verbindung. Alle Lehrer des 1811 gegründeten Lyceums in Zarskoje Selo stammten aus Moskau. Unter den hervorragenden Namen der ersten Entlassung dieses Lyceums steht der Name Puschkins obenan; er war von dem oben erwähnten Turgenjew dorthin empfohlen. Das war der Boden, aus dem die neuen litterarischen Strömungen hervorgingen, welche die neue russische Litteratur schufen, d. h. die Litteratur, welche im eigentlichen Sinne als einzige, selbständige, wahrhaft „russische“ anzusehen ist.

Wir sehen, wie jung diese Litteratur ist; wir haben sie bis zu ihrem Ursprung verfolgt und diesen in den letzten Jahren des vergangenen Jahrhunderts gefunden. Das erste bedeutende Werk Puschkins erschien im Jahre 1818, zwei Jahre nach dem Tode Dershawins. Ich glaube nicht, daß irgend eine andere europäische Litteratur ein ähnliches Beispiel so plötzlichen Wachstums aufzuweisen hat. Wir schmälern damit nicht die Bedeutung des achtzehnten Jahrhunderts in seinem Einfluß auf die Entwickelung des litterarischen Geschmacks und die Ausgestaltung der Sprache insbesondere; doch wir haben gesehen, bis zu welchem Grade jene Schriftsteller in erster Linie Nachahmer waren, wie die Poesie nicht ihre eigene, nicht heimisch war, wie sie gleichsam aus äußerem Anstoß und nicht aus innerem Bedürfnis hervorgegangen war. Hätten die nachfolgenden Dichter nicht gelebt, wir würden es nie erfahren haben, was unsere russische Sprache zu leisten im stande ist, da alles, was das achtzehnte Jahrhundert hervorgebracht hat, im Grunde genommen nicht wirklich russisch zu nennen

ist. Die Poesie schwebte gleichsam in der Luft; sie berührte den Boden erst mit Puschkin.

Und das ist's, was die russische Litteratur von der der anderen Völker unterscheidet. Von dem Augenblick an, in welchem die Poesie den Boden berührte, in welchem sie wahrhaft volkstümlich wurde, war sie auch vollendet und bis zum heutigen Tage wenigstens nicht übertroffen. Bevor wir jedoch zu dem großen Dichter übergehen, müssen wir zweier Schriftsteller erwähnen, welche die litterarische Richtung jener Zeit bestimmten: das waren der Historiker Karamsin und der Dichter Shukowskij.

Ueberblicken wir den litterarischen Horizont Europas im Anfange unseres Jahrhunderts. Die Schrecken der großen Revolution haben sich gelegt; die Ströme von Blut haben aufgehört zu fließen; die Wolken haben sich zerteilt, es ist, als ob heller Sonnenschein auf unveränderlich schönes Wetter deute. Die durch den revolutionären Sturm aus ihrer Ruhe gebrachten Völker geben sich dem bewußten Genusse hin, daß die Gefahr vorüber sei. Nichts trübt die Klarheit des Firmaments: Bonaparte ist noch nicht Napoleon geworden, er ist einstweilen noch Besänftiger, Friedensstifter, und das neue Jahrhundert bricht an wie ein herrlicher Sommertag. Ein frischer litterarischer Hauch weht durch die Luft und bemächtigt sich durch liebkosende Weichheit der ermatteten Gemüter, die sich mit Wonne diesem Zauber hingeben. Die alten pseudoklassischen Posaunen und Perücken, Attribute der enthaupteten königlichen Monarchie, sind in die Archive verbannt. Die Litteratur will keine Attribute mehr; fort mit dem entlehnten Putz, fort mit den Hüllen! Schlichte Wahrheit, Einfachheit, Aufrichtigkeit, Natur allein soll fortan die Herzen be-

wegen, und siehe da, es erscheint der sentimentale Roman![1]) Richardson und seine unzähligen Nachahmer sind an der Tagesordnung, und die Augen der Leser werden feucht von Thränen des Mitleids. Doch diese Thränen haben keine Bitterkeit, die großen Märtyrer der Poesie unseres Jahrhunderts sind noch nicht da. Diese Thränen sind flutenreich, aber sie sind süß; die neue Litteratur schlägt einige gefühlvolle Saiten an, sie schneidet tief in die Seele, doch sie verursacht nie Schmerz. —

Trotz ihrer übertriebenen Empfindsamkeit hatte dennoch auch diese erste romantische Flut ihre Bedeutung; sie wies der Litteratur den Weg zum menschlichen Herzen; sie machte die Gemüter für die wahre Poesie empfänglich. Diese sollten bald erschüttert werden, wie bisher noch nie. Der unruhvolle Genius dessen, der die Stürme seiner Seele besingt, trübt die friedliche Stimmung, von Britannien her naht die gewitterschwangere Wolke. Bevor der große Deutsche sich nach Weimar begeben, wo er von seiner olympischen Höhe herab die von Lessing und Winckelmann enthüllte

---

1) Der sentimentale Roman erschien im Grunde genommen schon viel früher: „Clarissa“ von Richardson, 1748, „Die neue Heloise“ von Rousseau, 1761, und „Die empfindliche Reise“ von Sterne, 1768, welche letztere von unseren Kritikern zur sentimentalen Litteratur gezählt wird, obgleich sie eigentlich nur ihrem Titel nach dazu gehört. Doch in jener Zeit standen den Schriftstellern zur Verbreitung von Büchern nicht die Mittel zu Gebote, wie uns heutzutage; daher müssen wir den eigentlichen Einfluß der litterarischen Schulen in eine spätere Zeit verlegen, als in den Moment des Erscheinens der ersten Werke. Nur wenn die Zeit der Nachahmung herannaht, kann man von einer bestimmten Richtung sprechen. Die Popularität der litterarischen Schulen spricht sich nicht durch die Anzahl der ihr angehörenden Schriftsteller, sondern durch die Zahl der Leser aus, und die letzteren bleiben gewöhnlich hinter den Schriftstellern zurück; während die Schriftsteller schon eine neue Schule gegründet haben, hält die Mehrzahl des lesenden Publikums sich noch an die alte.

Antike wieder belebt, verbreitete sich der schmerzensreiche Roman der Liebe und des Selbstmordes über ganz Europa. Die durch Béranger demokratisierte heroische Poesie der Franzosen nimmt einen weicheren Charakter an und trägt unter Chateaubriand die ersten Anzeichen einer religiösen Schwärmerei. Aus den Ruinen des pseudoklassischen Theaters ersteht der vergessene Shakespeare vor der entzückten Menge. — Noch niemals wurden die Geister in Europa durch solch' einmütiges Streben mit fortgerissen, und Rußland schließt sich dieser allgemeinen Bewegung an.

Durch die beiden oben erwähten Schriftsteller Karamsin und Shukowskij wurde sowohl das sentimentale als das romantische Element in die Litteratur eingeführt. Doch würden wir Karamsin nicht gerecht werden, wollten wir ihm nur diese Bedeutung beilegen; welche Seite des geistigen Lebens der damaligen Zeit wir auch ins Auge fassen mögen, wir müssen Karamsins erwähnen: das Interesse für die Geschichte, der litterarische Geschmack, die Entwickelung der Volksseele, alles nimmt dank seiner litterarischen Thätigkeit eine feste Form an. Von edlem Charakter, mit „gefühlvollem" Herzen und einer angeborenen Neigung für Romantik beherrschte er die Gemüter nicht nur durch die Vorzüge seiner Werke, sondern durch die unbeschreibliche Macht seiner persönlichen Eigenschaften; der Zauber seiner Persönlichkeit war so groß, daß er sich bis auf den heutigen Tag nicht verloren hat und selbst in den veraltetsten seiner Werke fortlebt.

Karamsin wurde im Jahre 1766 (ein Jahr nach dem Tode Lomonossows) als Sohn eines Gutsbesitzers unweit Simbirsk an der Wolga geboren. Da er seine Erziehung dem aufgeklärten Kreise Nowikows verdankt, so gehört er eigentlich beiden Jahrhunderten an. Dasselbe

gilt von seinen Werken: im achtzehnten Jahrhundert giebt er sich ausschließlich litterarischen Interessen hin, er giebt Zeitschriften heraus und schreibt Novellen; im neunzehnten geht er zu dem Studium der Geschichte über; er wird zum Gelehrten und schreibt seine berühmte „Geschichte des russischen Reiches". Das erste Werk, womit Karamsin die Aufmerksamkeit auf sich zieht, sind „Briefe eines reisenden Russen". Sein Interesse für die fremdländische Litteratur, seine eingehende Kenntnis der Werke französischer und deutscher Schriftsteller, sein Briefwechsel mit Lavater,[1]) alles das erregt in ihm die Lust zu reisen. Im Jahre 1789 begiebt er sich ins Ausland, er bereist Deutschland, die Schweiz, Frankreich und England. Nach Moskau zurückgekehrt, gründet er eine Zeitschrift.

„Das Moskauer Journal" bezeichnet eine Aera in der russischen Litteraturgeschichte. Noch nie hatte eine Zeitschrift so vielseitiges Material, solch' wertvolle Nachrichten über die litterarische Bewegung im Auslande, so viele Uebersetzungen neuester „Autoren", so interessante und ansehnliche kritische Abhandlungen gebracht; doch die Hauptanziehungskraft des Journals bildeten die „Briefe eines reisenden Russen" von Karamsin selbst.[2]) Zum ersten Mal werden hier nicht alltägliche Abenteuer eines umherschweifenden Touristen, sondern Bilder aus der litterarischen und wissenschaftlichen Welt Europas mitgeteilt. In Königsberg besucht Karamsin Kant,

---

1) Der französische Text ist in den „Notizen der Akademie der Wissenschaften" enthalten. Bd. LXXIII. Petersburg, 1893.

2) Englische Uebersetzung: „Travels from Moscow through Prussia, Germany, Switzerland, France and England". 3 vols. London 1803. Franz. Uebersetzung: „Les lettres d'un voyageur russe". Paris 1886. Deutsche Uebersetzung: „Briefe eines reisenden Russen". 6 Bde. Leipzig 1799—1802.

in Berlin lernt er Nicolai und Platner kennen; in Weimar begrüßt er Herder und Wieland; in Zürich sucht er Lavater auf, mit dem er bereits von Moskau aus in brieflichem Verkehr gestanden hatte; in Paris lernt er Marmontel, Lévesque, Barthélemy und andere kennen. Er besucht die Orte, an denen Voltaire und Rousseau gelebt, wo die neue Heloise entstanden . . . Alles das trägt dazu bei, ihn mit dem Glorienscheine einer litterarischen Autorität zu umgeben, wie sich dessen vor ihm noch kein Schriftsteller rühmen konnte. Seine Vorliebe zur Romantik im Verein mit dem sentimentalen Elemente, mit dem er in Westeuropa in Berührung gekommen war, ergiebt ein neues, ungeahntes Resultat. Seine geschickte Feder verbindet in bewunderungswürdiger Meisterschaft den Wortschatz bereichernde Neologismen mit Archaismen, die der Sprache Glanz und Frische verleihen. Noch nie hatte die russische Prosa eine solche Macht auf die Leser ausgeübt.[1])

Der Ruhm Karamsins erreicht seinen Höhepunkt mit dem Erscheinen seiner Novelle „Die arme Lisa“. Ein Bauernmädchen aus der Umgegend Moskaus giebt den verführerischen Versprechungen eines jungen Gecken nach, und als dieser, statt sein Wort zu halten, sie verläßt und eine andere heiratet, wirft sie sich ins Wasser und ertrinkt in demselben Teiche, der Zeuge ihrer glücklichsten Augenblicke gewesen war. Diese einfache Erzählung, die uns heute durch ihre übertriebene Gefühlsseligkeit, ihre aufdringliche Moral und den Umstand, daß die Verhältnisse der handelnden Per-

[1]) „Die „Briefe eines russischen Reisenden“ sind ein bedeutendes Werk, obgleich es seinem Inhalte nach oberflächlich und nichtig erscheint. Das Bedeutende liegt oft nicht darin, daß es an und für sich wahrhaft bedeutend ist, sondern darin, daß es Großes erstrebt, gleichviel durch welche Mittel oder auf welchem Wege.“ Belinskij, Band VIII.

sonen den Reden, die sie halten, nicht entsprechen, lächeln macht, rief bei den Zeitgenossen großes Entzücken hervor. Zum ersten Mal geschah es, daß der russische Leser über ein Buch Thränen vergoß; zum ersten Mal spielte sich eine Liebesgeschichte mit all' ihren rührenden Einzelheiten auf heimatlichem Boden ab, — unter Russen und in gewöhnlichen, alltäglichen Verhältnissen. Freilich, das Bauernmädchen redet eine Sprache, wie sie sie gewiß nicht hätte reden können; doch es war eine russische Bäuerin und nicht eine Schäferin aus einem französischen Pastorale. Freilich ist das Simonkloster, das unweit des berühmten Teiches liegt, mit „gotischen Türmen" dargestellt, wie sie kein russisches Kloster je hat haben können; doch es war thatsächlich das allen bekannte Kloster aus der Umgegend Moskaus, und viele pilgerten hin, um an den Ufern von Lisas Teich zu träumen oder ihren Namen in die Rinde der Bäume zu schneiden, deren Zweige bis zum Wasser herabhingen. Der Wunsch, einen Lisa-Teich zu besitzen, wurde allgemein, jeder Garten hatte seinen privaten „Lisa-Teich".

Der Einfluß dieser Erzählung war groß, doch hat sie von ausschließlich ästhetischem Standpunkte aus in unserer Zeit kaum einen Wert.[1])

Eigentümlich sind die Gesetze der litterarischen Reaktion. Der Pseudoklassicismus behandelt menschliche Leidenschaften, die an sich verständlich sind; doch erscheinen die Helden so unnatürlich, daß wir für sie kein Interesse gewinnen. Die sentimentale Romantik wählt gewöhnliche Sterbliche zu Helden; doch schreibt sie diesen so wenig ent-

---

[1]) Französisch: „La pauvre Lise". Paris 1808, Kasan 1817. Andere Novellen: „Marpha ou Novgorod conquise", nouvelle historique. Moscou 1804, Genève 1805. „Le sensible et l'indifférent." St. Pétersbourg 1896.

sprechende Leidenschaften zu, daß uns ihre „Natürlichkeit“ ebenso wenig zu rühren im stande ist, als das Pathos der ersteren. Die sentimentale Schule hatte bei ihrem wohlgediehenen Anfange eine sehr wichtige Sache außer acht gelassen. Sie strebte nach Wahrheit, sie gab den „Lokalton“ überall wieder; die gesellschaftliche Stellung der Helden, ihre Nationalität, ihre Sitten, ihre Kleidung, — alles das ward berücksichtigt, nur eines wurde vergessen, — das menschliche Empfinden, eben das, worin die neue Schule ihre Kraft wähnte. Die Schriftsteller versenkten sich nicht in die Tiefe der menschlichen Seele, und statt die Menschennatur in ihrer Mannigfaltigkeit zu schildern, prägten sie ihr die Einförmigkeit ihres eigenen Fühlens auf. Wer auch ihr Held war, welchem Stande, welchem Lande, welcher historischen Epoche er angehören mochte, er mußte ihre eigenen Ansichten vertreten, die nicht selten der allgemeinen Denkweise der litterarischen Schule entsprachen: ihre Helden waren die Verkünder ihrer Ideen. Dadurch erklärt sich das lehrhafte Wesen, das alle Werke der sentimentalen Epoche kennzeichnet; ungeachtet der Verschiedenheit äußerer Einzelheiten tragen sie alle den Stempel einer inneren Monotonie an sich, die für den Leser die Möglichkeit einer freien Wahl ausschließt. Bei aller Formenweichheit hat die „sentimentale“ Schule etwas Bedrückendes; es liegt etwas Despotisches und Eigenwilliges in der Beharrlichkeit, mit der die Schriftsteller sich selbst dem Leser aufdrängen, *ihn fühlen lehren* und ihm die Freiheit des persönlichen Urteils nehmen. Karamsin konnte sich von diesem allgemeinen Fehler nicht frei machen. In seinen Novellen hat dieser Nachteil eine nur ästhetische Bedeutung; die Frage wird jedoch ernster, sobald es sich um seine historischen Schriften handelt.

Ein stark romantischer Hauch durchweht dieses wunderbare Werk, diese Neuschöpfung des alten Rußlands, welche in den zwölf Bänden der „Geschichte des russischen Reiches" enthalten ist. Karamsin behandelt die Geschichtsforschung, wie der Kritiker sich ausdrückt, mehr vom Standpunkte des Künstlers oder des patriotischen Moralisten, als vom Standpunkte des gelehrten Forschers.[1]) Dessenungeachtet ist das Resultat seiner fünfundzwanzigjährigen Arbeit so groß, das historische Fundament dieses Gebäudes so fest, das pragmatische Gewebe so dauerhaft, daß wir diesem achtunggebietenden Werke seine sentimental romantische Färbung und alle daraus erwachsenden Mängel gern verzeihen. Nach dem Eindruck zu urteilen, den die Geschichte Karamsins hervorbrachte, kann man dieselbe mit keinem anderen Buch vergleichen. Denken wir an die bezaubernde Wirkung seiner vorhergehenden Schriften, so werden wir begreifen, wie den Lesern zu Mute war, als dieselbe zauberische Macht, die ihre Phantasie und ihre Herzen gefangen genommen hatte, sie jetzt nicht in eine Welt poetischer Erfindung, sondern in das wirkliche Leben, in ihre eigene Vergangenheit führte. Am 28. Januar 1813 überreichte Karamsin Kaiser Alexander I. die ersten acht Bände, und in fünfundzwanzig Tagen war eine Auflage von dreitausend Exemplaren vergriffen. Auf dem Gebiete der russischen Geschichtskunde ist seitdem viel geleistet worden, dieses Buch aber wirkte wie eine Offenbarung.[2])

[1]) A. N. Pypin „Anfang des XIX. Jahrhunderts" (Europ. Bote August 1895.)

[2]) Durch die historisch-philosophische Kritik aus der Gattung der Werke verdrängt, welche den Bedürfnissen der gegenwärtigen Gesellschaft entsprechen, wird die Geschichte Karamsins stets ein bedeutendes Denkmal der russischen Litteraturgeschichte und der Litteratur der russischen Geschichte bleiben. Belinskij, Bd. VIII (1843).

„Das antike Rußland," sagt Puschkin, „wurde von Karamsin gleichsam entdeckt, wie Amerika von Columbus." Von rein wissenschaftlichem Standpunkte aus erscheint dieses Werk als ein monumentaler Wiederaufbau der Vergangenheit auf fester Grundlage historischer Denkmäler;[1]) die „Anmerkungen" zeugen von einer staunenswerten Belesenheit und Gewissenhaftigkeit des Autors, der sich als Künstler an die Arbeit gemacht hatte, aber im Staube der Archive allmählich zum Forscher geworden war.[2]) Wie das Werk Karamsins, so hat auch seine Persönlichkeit einen besonderen Klang und einen eigenartigen Wert für uns. „Karamsin ist uns teuer, nicht durch das, was er that, sondern durch das, was er gewesen. Er war nicht nur seiner Geburt, sondern auch seinem Empfinden nach Russe; sein ganzes Leben und seine fruchtbare Thätigkeit gehörten Rußland an. Aber in seiner Eigenschaft als Russe war er Mensch, und nichts Menschliches war ihm fremd; er war das Produkt einer Weltcivilisation. Wohl versenkte er sich in die Tiefen unserer fernen dunklen Vergangenheit und ließ sie aus vergessenen Archiven der russischen Nation auferstehen; doch er blieb ein Kind seiner Zeit, und die Vergangenheit liebte er in der Blüte der Gegenwart."[3])

---

[1]) Uebersetzungen: „Histoire de l'Empire de Russie." 11 vols. Paris 1819—1826. „Geschichte des russischen Reiches". Riga 1820—1827. „Istoria dell' imperio di Russia". 8 vols. Venezia 1820—1824.

[2]) „Wenn wir das Unglück hätten, aller Quellen verlustig zu gehen, könnte die Wissenschaft doch noch fortschreiten und sich durch dieses sein Werk vervollständigen lassen. Seine „Anmerkungen" enthalten fast eine zweite ebenso vollständige Geschichte, da sie ausschließlich aus angeführten Textworten bestehen." (Pogodin II.)

[3]) M. Katkow, Leitartikel der „Moskowskija Wedomosti" Nr. 254. 1866.

Selten hat ein Schriftsteller so viel Aufmerksamkeit und Achtung genossen als Karamsin; nach dem Ausspruche eines unserer Kritiker „war er der erste, der durch sein Talent, seine Bildung und seine moralischen Eigenschaften in unserem Vaterlande dem Litteratenstande Ansehen verschaffte".[1]) Er nahm niemals eine offizielle Stellung ein; ihm wurde ein Lehrstuhl zuerst an der Universität in Dorpat, später in Charkow angeboten, doch er wies beide Anträge zurück; bis zu seinem Lebensende begnügte er sich mit dem Titel eines Historiographen. Im Frühling 1826 wurde auf Befehl Kaiser Nikolaus' I. ein Kriegsschiff bereit gehalten, das den leidenden Historiographen nach Italien bringen sollte; er konnte sich aber dieses letzten Zeichens kaiserlicher Huld nicht mehr erfreuen, — er starb am 22. Mai jenes Jahres.

Eine noch größere Uebereinstimmung der persönlichen Neigungen mit den litterarischen Strömungen seiner Zeit finden wir bei dem Freunde Karamsins Shukowskij (1783—1852), dem zartbesaiteten Sänger der romantischen Melancholie.[2]) Es ist eigentümlich, daß der Ruhm Shukowskijs scheinbar dem Grade seiner Verdienste nicht ganz entspricht. Ungeachtet die russische Poesie durch ihn einen bedeutenden Fortschritt erfahren hat, scheint es, als ob ihm das nicht zum persönlichen Verdienste angerechnet wird. Seine Dichtungen sind in solchem Maße das direkte natürliche Ergebnis seiner angeborenen Neigungen, daß wir ihn als einen unbewußten Neuerer ansehen könnten, wenn wir nicht seine kritischen Essays besäßen. Nichts-

[1]) Galachow „Geschichte der russischen Litteratur". Bd. II.

[2]) Die beste Biographie Shukowskijs ist von Dr. Carl von Seidlitz „Wassilij Andrejewitsch Shukowskij". Ein russisches Dichterleben. Mitau 1870. (2 Auflage).

destoweniger war er sich seiner Bedeutung voll und ganz bewußt. In einem Briefe an einen Freund nennt er sich „Vater der deutschen Romantik in Rußland und Protektor der englischen Teufel und Hexen“. Und in der That, alles, was in den europäischen Litteraturen seiner romantischen Seele verwandt war, das nahm er in sich auf und gab es in seinen Balladen wieder. Er zeigte die Richtung an, in welcher die Romantik Eingang in die russische Poesie finden sollte; er versetzte dem sterbenden Pseudoklassicismus und der übertriebenen Empfindsamkeit den Todesstoß, indem er erklärte, daß „Leben und Poesie eins seien“. Alles das vollbrachte er ohne Kampf, ohne Feindseligkeit; er arbeitete nicht der pseudoklassischen Richtung entgegen, er gab sich einfach den Eigenschaften seiner Seele hin und ließ sich von der allgemeinen romantischen Strömung, welche die beste europäische Litteratur jener Zeit erfaßt hatte, treiben. Und so können wir ihn einen, wenn auch nicht unbewußten, doch jedenfalls passiven Neuerer nennen.[1])

[1]) Mehrere Kritiker sehen in einigen Werken Shukowskijs die Ueberreste des Pseudoklassicismus, z. B. in dem bekannten Gedichte vom „Sänger im Lager russischer Krieger“, in welchem russische Soldaten in Helmen und mit Schwertern bewaffnet erscheinen u. s. w. Doch sollten wir meinen, daß diese römische Rüstung hier nicht als Ueberrest des Pseudoklassicismus, sondern als Einfluß des sogenannten Empirestiles erscheint, der unter Napoleon I. in ganz Europa auf allen Gebieten der Kunst herrschte. Selbst die Architektur unserer Kirchen hat den Einfluß dieses heroischen Stiles erfahren; also kann es uns nicht wundern, daß der Dichter bei der Gestaltung seines kriegerischen Bildes zu ihm die Zuflucht nimmt. Und so ist es nicht der französische Pseudoklassicismus, nicht das Rom Ludwigs XIV., nicht die gepuderte Perücke, weder Racine noch Dershawin, die den genealogischen Stammbaum des Liedes vom „Sänger in dem Lager russischer Krieger“ bilden, sondern jener Geist, dessen Einfluß unsere Architektur, unser Hausgerät und unsere Zimmereinrichtung unterworfen waren, unter dessen Einfluß

Shukowskij ist eine interessante litterarische Erscheinung, insofern der litterarische Einfluß seiner Originalwerke dem seiner zahlreichen Uebersetzungen gleichkommt. Durch seine Werke verpflanzte er die Romantik in die russische Poesie; indessen wählte er für seine Uebersetzungen aus dem Deutschen und Englischen nur das, was seiner eigenen Natur verwandt war.[1]) Daraus entspringt die entzückende Harmonie seiner Poesie, in welcher Fremdes und Eigenes zu einer ruhigen elegischen Weltanschauung verschmilzt.[2]) Die Vorstellung von der Endlichkeit des irdischen Daseins und der Fortdauer nach dem Tode, der christliche Glaube an die Heiligkeit der menschlichen Seele, die Ahnung von einer mystischen Verwandtschaft zwischen der organischen und der anorganischen Welt, alles das waren neue Seiten der russischen Poesie. „Seine romantische Muse hauchte der russischen Poesie Seele ein, indem sie sie die Heiligkeit der Leiden, der Verluste, der mystischen Offenbarungen

---

selbst die Medaillen zur Erinnerung an den „vaterländischen" Krieg mit Abbildungen russischer Krieger in römischer Rüstung geprägt wurden. Das ist der Geist des quasi realistischen, im Grunde aber romantischen Klassicismus, welcher in der Malerei David, in der Skulptur Canova hervorgebracht hat, und welcher nicht als Fortsetzung, sondern als eine direkte Reaktion gegen den falschen Klassicismus zu betrachten ist. Der „Sänger im Lager russischer Krieger" bietet ein interessantes Beispiel für die Wirkung der plastischen Künste auf die Litteratur.

[1]) Shukowskij hat übersetzt: Gray, Dryden, Southey, Goldsmith, Moore, W. Scott, Byron, Goethe, Schiller, Uhland, Hebel, Körner, de la Motte-Fouqué, Zedlitz, Halm, Grimm, Chamisso, — außerdem: Nal und Damajanti und die Odyssee.

[2]) „Shukowskij hat nicht Schiller oder irgendwelche andere Dichter Deutschlands und Englands ins Russische übersetzt: nein, Shukowskij hat die Romantik ins Russische übertragen, — das ist die Bedeutung Shukowskijs und sein Verdienst um die russische Litteratur." Belinskij, Bd. VIII.

und das unruhevolle Streben nach jener ‚geheimnisvollen Welt‘ kennen lehrte, die keine Namen trägt, die außerhalb von Raum und Zeit liegt, in der aber die Jugend ihr gelobtes Land ahnt“.[1]) Die Poesie erschien umgeben von einem ganz neuen Glorienschein. Wenn wir uns der Worte Tredjakowskijs erinnern, in denen die Dichtkunst verglichen wurde mit „Früchten und Konfekt nach einem reichhaltigen Mahle“, wenn wir daran denken, daß Dershawin Katharina die Große feierte, indem er sang:

„Die Dichtkunst magst du gerne leiden,
Sie ist dir heilsam, süß und angenehm,
Wie Limonad' im heißen Sommer“,

so werden wir verstehen, was die Menschen empfinden mußten, als Shukowskij erschien und in seinen Versen, von denen Gogol sagt, daß sie „körperlos wie eine Vision und wie der leise Ton einer Aeolsharfe über die Erde schwebten“, es aussprach —

„Poesie ist — Gott in den heiligen Träumen der Erde.“

Seit Shukowskij steht die Poesie in Rußland selbständig da, höher als das praktische Leben; ihre Grenzen sind erweitert, ihre Elemente vervielfältigt, doch ist's noch nicht die eigenste russische Poesie; für diese war die Zeit noch nicht reif. Das Land hatte schon seinen Dichter geboren, allein noch war er stumm. Mittlerweile war alles vorbereitet, was ins Gebiet der Poesie gehört: die Sprache hatte sich entwickelt und erklang in den geschmeidigsten Versen; den Menschen war der Sinn für die Poesie aufgegangen; die Herzen schlugen höherem Streben entgegen; Ideale winkten und verlangten nach Verkörperung; der Weg war frei, der Horizont weit, — es war, als

[1]) Belinskij, Bd. VIII.

ob selbst der Himmel offen stände. — Nun konnte er erscheinen, der vaterländische Dichter. Und er erschien, — er, von dem Belinskij sagt, seine Poesie sei eine „Erde, vom Himmel durchdrungen".

Im Jahre 1820 erschien im Druck eine Dichtung in Form eines volkstümlichen Märchens; es trug den Titel „Rußlan und Ljudmila"[1]) und die Unterschrift „Alexander Puschkin". Diesem Namen war man bis dahin noch nicht begegnet, doch in den litterarischen Kreisen wußte man, wer der Dichter sei. Einer der Zöglinge des Lyceums von Zarskoje Selo zog seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit der Dichter und Schriftsteller auf sich. Bald wurde es bekannt, daß er bereits einiges in Zeitschriften veröffentlicht hatte, daß er erst vierzehn Jahre alt war, als seine ersten Verse im Jahre 1813 gedruckt wurden. Von ihm waren die A. P. unterschriebenen Gedichte, unter denen sich eins befand, in welchem der Urheber, fast noch Kind, erklärt, daß er bereit sei, die Unsterblichkeit der Seele für die Unsterblichkeit seiner Lieder hinzugeben. Alle, welche Interesse für Poesie hatten, setzten die größten Hoffnungen auf ihn. Wir erinnern uns, wie der greise Derschawin am Rande des Grabes sich beugte vor dem, der „schon im Lyceum alle Schriftsteller überflügelte"; Shukowskij legte ihm seine Werke vor und verwarf ohne weiteres die Verse, die in dem staunenswerten Gedächtnis dieses Knaben nicht sofort haften blieben. „Die Begeisterung und der Unwille, welche die erste Dichtung Puschkins in Rußland hervorrief," sagt Belinskij, „waren einzig in ihrer Art. Wenig genialen Schöpfungen ist es zu teil geworden, so

[1]) Deutsche Uebersetzung: Göring, „Metrische Uebersetzungen aus dem Russischen."

viel Staub aufzuwirbeln, als es diese kindliche und durchaus nicht geniale Dichtung gethan hat."[1]) Wie bezeichnend ist dieses Urteil des Kritikers für das litterarische Wachstum Puschkins! Er legt den Grund zu einer neuen, wahrhaft nationalen Kunst, er ist der Kulminationspunkt der russischen Poesie; aber sein erstes Erzeugnis, das von einigen als leuchtende Morgenröte, von anderen als ein dreister Anschlag auf die Unantastbarkeit klassischer Ueberlieferungen angesehen wurde, erscheint geradezu „kindlich" im Vergleich zu seinen folgenden Schöpfungen. Doch gewinnen wir für die Betrachtung der litterarischen Laufbahn Puschkins einen noch deutlicheren Maßstab, wenn wir ihre kurze Dauer betrachten.

Als Puschkin 1815 das Kollegium verlassen hatte, wurde er alsbald in die höchsten Sphären der großen Welt Petersburgs hineingezogen, welcher er seiner Geburt nach angehörte. Vom Strudel des gesellschaftlichen Lebens fortgerissen, gab er sich einem Zeitvertreib hin, bei welchem Zerstreuungen und Extravaganzen mehr Zeit in Anspruch nahmen, als die litterarische Thätigkeit. Das stürmische Leben des feurigen Jünglings, der, nicht gewohnt, sich selbst zu beschränken, auch in der Aeußerung seiner Ansichten offen und rückhaltslos auftrat, zog bald die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich. Puschkin mußte die Hauptstadt verlassen und mehrere Jahre im Süden zubringen. Die Tage des Exils kamen dem Dichter zu gute; seine besten Erzeugnisse verdanken wir den Empfindungen, die die herrliche Natur der Krim und des Kaukasus in ihm wach riefen. Jene Periode trägt den ausgesprochenen Stempel von Byrons Einfluß. In seiner augenblicklichen

---

[1]) Belinskij, Bd. VIII.

Lebenslage als wanderndem Poeten lag es Puschkin nahe, sich mit Byron zu vergleichen; ja, er verfiel in eine Art „Selbstbyronisierung“. Die Pracht der südlichen Natur, die verschiedenen Völkerstämme des Kaukasus und Bessarabiens, ihre malerischen Trachten, die klassischen, mit den griechischen Kolonien in der Krim verknüpften Erinnerungen, alles das bot den geeigneten Rahmen für Puschkins Byronstimmung, von der eine Anzahl von Gedichten, wie: „Der Gefangene im Kaukasus“, „Der Springbrunnen von Bachtschissarai,“ „Die Räuberbrüder,“ „Die Nereïde“ u. s. w., Zeugnis ablegen. Im Jahre 1824 begiebt sich Puschkin auf das Gut seines Vaters im Gouvernement Pskow. In einem wundervollen lyrischen Gedicht sendete er seinen Abschiedsgruß „An die See“; ein schöner Vers darin ist Byron gewidmet, allein das ist auch der letzte Tribut, den er ihm zollt. Auf seinem Landgute wird er tief ergriffen von dem Zauber der eigenen Heimat, von ihrer ländlichen Scenerie und den volkstümlichen Gesängen. Der Byronismus tritt in den Hintergrund, der russische Dichter macht sich endgültig von allem Einfluß frei; einige Monate später schreibt er an einen Freund: Ce Byron n'a jamais créé qu'un seul caractère, — c'est le sien.[1])

Die beiden Jahre, die Puschkin auf dem Lande zubrachte, zählen zu den fruchtbarsten seiner litterarischen Thätigkeit. Unter dem Einfluß der Umgebung wird sein Geist dem Studium des Volkes, seiner Gesänge und seiner Geschichte zugewandt. Er befindet sich in einem Zustande fieberhafter Thätigkeit, in vollster Blüte seiner schöpferischen Kraft. Hier entsteht der größte Teil seines Romans

[1]) Dieser Byron hat nur einen einzigen Charakter geschaffen, — das ist der seinige.

in Versen: „Eugen Onegin“; hier sein historisches Drama „Boris Godunow“. Sein Talent erreicht seine volle Reife, sein Ruhm den Gipfelpunkt.

Im September 1826 wird der Dichter auf allerhöchsten Befehl nach Moskau berufen und am Morgen seiner Ankunft dem Kaiser gemeldet. „Ich habe heute mit dem intelligentesten Manne Rußlands gesprochen,“ soll Nikolaus I. am Abend desselben Tages zu seinem Minister gesagt haben. Nach der zweijährigen ländlichen Einsamkeit wird Puschkin wieder von dem gesellschaftlichen Treiben Petersburgs und Moskaus erfaßt. Ein sich steigerndes Unbehagen überkommt ihn inmitten der Vergnügungen und der Eitelkeit aller Dinge. Seine Seele leidet unter der Hohlheit der Gesellschaft, allein — das Leiden eines Dichters wird zur Freude anderer, sobald es ausgesprochen wird, und in der That, eine Anzahl schöner Lieder entquollen seiner wunden Seele, wie die Perle der kranken Muschel. Unter den bedeutenderen Werken dieser Zeit ist „Poltawa“ zu nennen, ein Poem, das den Sieg Peters des Großen über Karl XII. von Schweden zum Gegenstande hat. Darauf folgt eine Anzahl dramatischer Bilder: „Der geizige Ritter,“ „Mozart und Salieri,“ „Das Festmahl während der Pest,“ „Don Juan,“ mehrere Märchen im volkstümlichen Stil, Novellen in Prosa, „Der eherne Ritter“ (eine phantastische Dichtung, die das Petersdenkmal in Petersburg behandelt). Bei der Wiederkehr auf sein Landgut im Anfang jedes Sommers erwacht in Puschkin stets ein warmes Naturgefühl, das eine Flut lyrischer Dichtungen hervorruft. Im Jahre 1831 verheiratet er sich; jetzt wurden ihm die gesellschaftlichen Pflichten noch unerläßlicher, aber auch noch unerträglicher. Seine Frau war eine hervorragende Schönheit, die für den Dichter ver-

hängnisvoll werden sollte. In verletzender Weise wurde ihr Name mit dem des französischen Offiziers Baron Dantès-Heeckeren in Verbindung gebracht. In einem Duell, das die Folge davon war und am 27. Januar 1837 stattfand, wurde Puschkin tödlich verwundet; zwei Tage später schied der große Dichter aus dem Leben.[1]) Eine ergreifende Beschreibung seiner letzten Stunden hat uns Shukowskij hinterlassen.

Das war in Kürze der Lebenslauf Puschkins; neunzehn Jahre waren ihm vom Geschick zur Begründung seines Ruhmes bestimmt. In diesen neunzehn Jahren welch' ein Fortschreiten! Seine Kindheit fällt in die Zeit des Pseudoklassicismus; weiter hin neigt er zur bestrickenden Gefühlsseligkeit der sentimentalen Romantik. In seiner Jugend stürzt er sich dem zügellosen unklaren Byronismus in die Arme; als reifer Mann verleiht er in der freien Entfaltung seines mächtigen Talentes dem nationalen Geiste die vollendetste Gestaltung. Und als nach diesen neunzehn Jahren der Tod ihn ereilt, steht sein Name da, — ein unvergänglicher Ruhm seines Vaterlandes; innerhalb neunzehn Jahren erreichte er es, der Stolz seiner Nation, der Begründer einer Litteratur zu werden, unter den großen Dichtern der Welt — einer der größten. Es schmerzt und beleidigt ein russisches Herz, diese Laufbahn als abgeschlossen zu betrachten, die nur durch einen gewaltsamen Eingriff ein plötzliches Ende erreicht hat. Es mußten einige Jahre vergehen, ehe die russische Kritik an diese Thatsache glauben lernte, ehe sie die notwendige Ruhe für

---

[1]) Er verschied im Hause des Fürsten Wolkonskij, Petersburg, Moika Nr. 12. Der Gegner Puschkins, Baron Dantès-Heeckeren, starb in Sulz (Elsaß) am 5. Nov. 1895 im Alter von 84 Jahren.

eine objektive Wertschätzung gewann. Belinskij war es, der im Jahre 1843 den ersten Versuch machte, in Form eines abgeschlossenen litterarischen Cyklus eine Uebersicht über die Werke Puschkins zu geben; sein berühmter VIII. Band, den er kaum zehn Jahre nach dem Tode Puschkins geschrieben hat, ist eins der besten Denkmäler, die dem großen Dichter gesetzt worden sind.[1]) Seit der Zeit erscheinen immer wieder neue Biographien und Kritiken Puschkins; die „Puschkiniana", ein Katalog der Werke Puschkins, welcher vor zehn Jahren herausgegeben wurde,[2]) zählt mehr als vier Tausend Nummern von 1837 bis zum Jahre 1886.

Sie können sich's nicht vorstellen, was ein Russe empfinden muß, der berufen ist, vor ausländischen Zuhörern die Schönheit der Poesie Puschkins zu enthüllen. Eine fast religiöse Andacht, das Gefühl der Liebe, welches uns die höchsten und reinsten Schöpfungen der Kunst einflößen, erweisen sich machtlos gegenüber der Schwierigkeit dieser Aufgabe. Puschkin ist zum Unterschiede von andern Dichtern sozusagen eine selbständige Größe; sie erscheint nicht als Ergänzung des Gedankens, der Anschauung des philosophischen Systems, nicht als Schmuck oder Luxus, sie ist das Wesen der Poesie selbst. Diese Ansicht wird nicht von allen Kritikern gut geheißen. In unserer Zeit der verschärften Analyse und der vorherrschenden Verstandesrichtung, da ein Schriftsteller es nicht vermeiden kann, ein ganz bestimmtes ethisches und litterarisches Glaubensbekenntnis abzulegen, können die Kritiker diesen

---

[1]) Die Aufsätze, aus welchen der VIII. Band seiner Werke besteht, erschienen in den Jahren 1843, 1844, 1845, 1846.

[2]) Zusammengestellt von Meshow, herausgegeben von dem Kaiserl. Alexander-Lyceum im Jahre 1886.

wunderbaren Menschen, der die Gemüter beherrscht, obgleich man ihn weder zu einer philosophischen Schule, noch zu einer bestimmten politischen Partei zählen kann, nicht fassen noch begreifen. Man schrieb ihm fälschlicherweise ein Glaubensbekenntnis, ein politisches Programm zu. Man war bestrebt, in seinen Werken den Beleg für bürgerliche Tugenden zu entdecken, und machte sie für den Eindruck verantwortlich, der durch sein Talent allein hervorgerufen wurde. Doch werden die Kritiker dieser Richtung von ihrer Aufgabe abstehen müssen; ihre Anstrengungen werden vergeblich sein, da man bei Puschkin auf Widersprüche stoßen kann; zudem gehören seine Gedichte politischen Inhalts nicht zu den besten. Wir sollten ein für allemal begreifen, daß ein Mann als Dichter in gleicher Weise Anteil an den Interessen seiner Zeit nehmen kann, als wäre er Gelehrter oder Politiker. Belinskij war sich dessen wohl bewußt, als er den Ausspruch that: „Jemehr Puschkin sich seiner künstlerischen Vollendung näherte, um so mehr trat seine Persönlichkeit hinter der herrlichen, reichen Welt seiner poetischen Anschauung zurück;[1]) diejenigen, welche von der Poesie einen künstlerischen Genuß erwarten und nicht nach etwaigen Ueberzeugungssystemen forschen, werden von den „weltpoetischen Anschauungen“ Puschkins nichts weiter verlangen, als die Fülle ihrer „herrlichen und reichen“ Schönheiten. Der Dichter selbst scheint nichts anderes gewollt zu haben:

„Nicht um das Leben wild zu leben,
Nicht zum Erwerb in heißem Drang, —
Wir sind geboren, hoch zu streben,
Uns zu erheben durch Gesang.“

[1]) Ebendas.

Der Schriftsteller, der bei Gelegenheit der Einweihung des Puschkindenkmals in Moskau diese Worte anführte, ruft aus: „Welchen Nutzen verlangt man denn noch von der Poesie? Sind solche Verse nicht an und für sich ein Segen?“[1])

Einer Ihrer Landsleute, den Sie alle auf dem Gebiete der Kunst anerkennen, stellte einst den Begriff des ethischen Wertes eines ästhetischen Genusses mit folgenden Worten fest: „Schon dadurch allein, daß die Rose schön ist, macht sie den Menschen gut.“ Diese Worte fallen mir eben ein, da ich von der Schönheit der Poesie Puschkins zu reden habe. In dieser seiner Poesie sind Form und Inhalt dermaßen verwachsen, daß keine noch so gewandte Kritik im stande sein wird, sie je auseinander zu halten. Ihr ethischer Wert liegt in ihrer ästhetischen Vollendung; nur wenige und die größten Erzeugnisse der Kunst weisen eine ähnliche Verschmelzung dieser beiden Elemente auf. Es giebt Namen, angesichts welcher sich der ewige Streit um den Vorrang von Form oder Inhalt unwillkürlich legt; ohne sich in metaphysische Betrachtungen über die Frage einzulassen, was den größeren oder geringeren Wert eines Kunstwerks ausmacht, muß man bekennen, daß auf einer gewissen Höhe schöpferischer Thätigkeit die Verkörperung der Schönheit an sich schon eine ethische That bedeutet, und daß der Künstler, der sich dieser Thätigkeit hingiebt, gleichsam an dem Schaffen der Vorsehung teil hat.

Welches war nun das Material, aus dem Puschkin die Schönheit schöpfte, die er in seinen Versen verkörpert? Wir erinnern uns, was bei den vorhergehenden Poeten Gegenstand dichterischer Behandlung gewesen war. Im

[1]) Rede J. Aksakows, 7. Juni 1880.

achtzehnten Jahrhundert schilderten sie Ereignisse und Gebräuche, — die äußere Seite des Lebens; im Anfange des neunzehnten bekunden sie Gefühle und Stimmungen, — das innere Leben des Menschen mit seinem unbewußten Streben nach einer übersinnlichen Welt. Da erscheint Puschkin und vereinigt beides: die äußere Welt spiegelt sich in den Gefühlen des Menschen wieder, die innere Welt wird aus ihrer Gebundenheit befreit, die menschlichen Kräfte werden in ihrem unfruchtbaren Streben nach unerreichbaren Höhen aufgehalten und der Erde zurückgegeben; denn die Schönheit dieser Erde ist ein Teil der Weltenschönheit, und der Beruf des Menschen besteht nicht darin, sich in Träumereien zu verzehren, sondern sich im Leben zu bethätigen. Das Leben ist es, was unser Dichter besingt; er umfaßt dasselbe mit der ganzen Größe seiner universalen Natur und durchdringt es mit der ganzen Tiefe seiner mächtigen Individualität. Er packt das Leben in der Gegenwart und giebt uns Bilder aus der gleichzeitigen Gesellschaft, wie z. B. in seinem bekannten Roman in Versen „Eugen Onegin". Er packt das Leben in der historischen Vergangenheit; in seinem Drama „Boris Godunow", das die „Zeit der Wirren" darstellt, ersteht vor uns und lebt das ganze Land.[1]) Er packt das Leben überall und reproduziert mit staunenswerter Vielseitigkeit Bilder aus dem griechischen und römischen Altertum, orientalische Gesänge, spanische Romanzen und mittelalterliche Legenden; er geht dem Volksleben auf den Grund und führt, indem er sich in die Volkssagen und Ueberlieferungen versenkt, Elemente in die Poesie ein, die bis dahin für unbedeutend und „gemein"

[1]) Französisch übersetzt: „Boris Godounoff et poëmes dramatiques" trad. par Tourgénieff et Viardot, Paris 1862. Deutsch von Friedrich Fiedler, Leipzig, Universal-Bibliothek.

gegolten hatten, seitdem aber zu Lieblingsthemen der Schriftsteller werden sollten. Endlich zieht er sich in sich selbst zurück, und je tiefer er sich in sich versenkt, desto höher steigt er; je subjektiver er wird, desto mehr nähert er sich dem allgemein Menschlichen: seine wunderbaren kurzen lyrischen Gedichte gehören zu den kostbarsten Schätzen menschlichen Schaffens.[1]) Wir wollen wenigstens einige der Werke Puschkins ausführlicher betrachten.

„Eugen Onegin" ist vielleicht sein eigenstes Werk, typisch nach zwei Richtungen hin: dem Inhalte nach als Schilderung der damaligen Zeit und zugleich ein charakteristisches Spiegelbild der Persönlichkeit des Dichters. Bevor wir jedoch zur Analyse des Romans übergehen, werfen wir einen Blick auf den Zustand der Gesellschaft zur Zeit Puschkins.

Die russische Gesellschaft der ersten Dezennien unseres Jahrhunderts bietet ein Bild von eigenartigem Reiz. Nach den Schwankungen, welche die Reformen Peters des Großen in den ersten Jahren nach ihrer Einführung hervorgerufen hatten, nach den ungeschickten und oft lächerlichen Versuchen, sich diesen Reformen anzupassen, nach der Oberflächlichkeit und der Nachahmungssucht, die an dem glanzvollen Hofe Katharinas herrschten, wie wir aus dem prachtvollen Panorama ersehen können, welches Graf Tolstoi in seinem Roman „Krieg und Frieden" entrollt, nehmen die höchsten Gesellschaftsklassen zur Zeit Alexanders I. eine ausgesprochene Gestalt an. Ungeachtet der vorherrschenden Hohlheit weltlicher Interessen begegnen wir Persönlichkeiten von höchster Bildung, insbesondere von feinem Verständnis für die Litteratur. Die Ereignisse der Jahre 1812

[1]) Eine sehr vollständige Angabe der Werke Puschkins enthält die Zeitschrift der „Anglo-Russ. Litt. Gesellschaft" T. P. Marchant.

bis 1814, die Invasion Napoleons I., sein Rückzug, Alexanders I. Einzug in Paris an der Spitze der europäischen Koalition, der Fall Napoleons und der Triumph Alexanders,[1]) alles das rief in Rußland, sowie in andern Ländern einen Sturm nationaler Begeisterung hervor. Es erwacht in den höheren Schichten der Gesellschaft das Interesse für das eigene Volk und seine Sprache. Die französische Sprache, bis dahin nicht nur ein Zeichen guter Erziehung, sondern lange Zeit hindurch das einzige Mittel zur Verbreitung der Bildung,[2]) verliert allmählich ihr ausschließliches Vorrecht. Es treten Elemente nationalen Volkslebens auf. Die begabtesten Köpfe wenden ihre Kräfte mit Eifer dem Studium desselben zu.[3]) Die Geschichte Karamsins erscheint gerade zur rechten Zeit. Es entsteht eine Anzahl litterarischer Kreise, die über den Vorzug des alten oder neuen Stils hin und herstreiten; die Sprachreform Karamsins ruft bei der älteren Generation Unwillen hervor.[4]) Da tritt Puschkin auf und erscheint in

[1]) Ueber diese Epoche handeln zahlreiche französische, österreichische und preußische Memoiren.

[2]) Selbst Puschkin, der größte Meister der russischen Sprache, schrieb einem Freunde: „Je vous parlerai la langue de l'Europe, elle m'est plus familière“ (Brief an Tschaadajew 1820).

[3]) Puschkin schrieb auf seinem Landgute Volkslieder und Volksmärchen nieder, wie er sie von den Bauern und seiner alten Wärterin Arina Rodionowna hörte; letztere hat sich um die russische Litteratur außerordentlich verdient gemacht, indem sie den großen Dichter mit den Schätzen unserer Volkspoesie bekannt machte. „Bis zum Mittag“ — schreibt Puschkin seinem Bruder — „schreibe ich Tagebuch, speise spät; nach Tisch reite ich, des Abends aber höre ich Märchen und fülle damit die Lücken meiner verdammten Erziehung aus.“

[4]) In der Polemik zwischen Karamsin und Schischkow, dem Hauptvertreter des „klassischen Stiles“, machte sich zum ersten Mal die Teilung jener Strömung bemerkbar, welche später die beiden Parteien der Slavophilen und der „Sapadniki“ bildet.

seinem jugendlichen Feuer vollends unehrerbietig. Die junge Partei, deren Anhänger sich Karamsinisten nennen, tritt zu einer Gesellschaft zusammen, berühmt unter dem Namen „Arsamas": Shukowskij, Batjuschkow, Puschkin, der Fürst Wjasemskij[1]), Uwarow[2]); die besten litterarischen Kräfte jener Zeit gehören dem Arsamas an. Durch diesen Bund wird die vornehme Welt in das Interesse für die Litteratur mit hineingezogen. Shukowskij, von Uwarow bei Hofe vorgestellt, wird zum Vorleser bei der Kaiserin-Witwe Maria Feodorowna[3]) ernannt. Ihre Soireen im „Pavillon des Roses" in Pawlowsk hatten zu jener Zeit einen bedeutenden Ruf.[4])

Das waren die Centren, welche den litterarischen Geschmack bildeten. Zur Ehre der höhern Gesellschaftsklassen sei es gesagt, daß diese sich nicht nur für die Litteratur interessierten, sondern daß auch aus ihrer Mitte die Mehrzahl der Dichter und Schriftsteller hervorgegangen ist. In der darauf folgenden Zeit lösten sich die litterarischen Interessen scheinbar von diesen Centren los, doch in den ersten

---

[1]) Satiriker und Kritiker (1792—1878); er war Gehilfe des Ministers der Volksaufklärung.

[2]) Minister der Volksaufklärung von 1833—1849.

[3]) Die Kaiserin-Witwe Maria Feodorowna (eine Prinzessin von Württemberg), Witwe Pauls I., Mutter Alexanders I. und Nikolaus I., war Gründerin zahlreicher Erziehungs- und Wohlthätigkeitsanstalten, deren Verwaltung nach ihrem Tode ein besonderes Ministerium bildete, „Verwaltung der Anstalten der Kaiserin Marie". Ueber letztere siehe: Fürst S. Wolkonskij „Higher Education of Women in Russia." („Addresses" Winship C. Chicago. Unity Publishing Co.)

[4]) Der Liebling dieser Gesellschaft war „Großvater Krylow", der berühmte Fabeldichter (1768—1844); kein russischer Poet ist so viel übersetzt worden, wie er. Seine Fabeln sind in 21 verschiedenen Sprachen veröffentlicht (in allen indogermanischen, mehreren orientalischen und einer semitischen). Es giebt zahlreiche französische, italienische und englische Uebersetzungen. Die beste englische ist die von M. Harrison „Kryloff's original fables". London 1884. — Deutsche Uebersetzung 1874.

Jahren unseres Jahrhunderts bot die russische Aristokratie ein Beispiel dar, das vielleicht einzig in der Geschichte dasteht: sie schuf im wahren Sinn des Wortes die russische Litteratur. Puschkin gehörte dieser Gesellschaftsklasse an, und seine litterarische Laufbahn begann in jener Atmosphäre, von der wir eben gesprochen haben. Allein in seinem „Onegin“ führt er uns in keinen jener Kreise; er bewegt sich in der ihnen zunächst stehenden Gesellschaftsschicht. Er wählt in geistiger und litterarischer Beziehung keine Ausnahmemenschen, er schildert die oberflächliche, banale, individueller Gestalten bare Gesellschaft, die große, farblose Welt der Bälle, Theater, Konzerte und anderer sogenannten Vergnügungen, in deren Einförmigkeit die Menge in ihrem Müßiggang und in ihrer Trägheit Zerstreuung sucht.

„Onegin,“ der Held der Erzählung, ist ein ganz gewöhnlicher Durchschnittsmensch, daher um so interessanter: je weniger individuell ein Mensch ist, desto größer ist die Zahl derer, als deren Repräsentant er erscheint. Der Held Puschkins ist der Vertreter des Geschlechts, dem der Dichter selbst angehörte. Von einem Franzosen erzogen, wird ihm der äußere Schliff der Bildung zu teil, der gerade für den Salon hinreicht: ein ausgezeichnetes Französisch, Anekdoten aus der Geschichte, „von Romulus bis auf die Gegenwart“, feine Manieren, Tanz, zwei bis drei zu rechter Zeit angewandte lateinische Brocken; wessen bedurfte es noch mehr? Die große Welt entschied, er sei „gescheit und durchaus angenehm“. Im Grunde genommen — wie unser Dichter sagt:

„Wir alle lernten irgendwie
Und irgend etwas mit der Zeit;
So ist nur durch Erziehung glänzen
Bei uns gottlob 'ne Kleinigkeit.“

In den Strudel des Petersburger Lebens hineingezogen, genießt der junge Stutzer die gesellschaftlichen Vergnügungen bis zum Ueberdruß. In solcher Seelenverfassung trifft ihn die Nachricht von der schweren Erkrankung und dem Tode seines Oheims, was ihn bestimmt, sich auf dessen Landgut zu begeben. Petersburg mit seinen Palästen, die Newa mit ihrer Graniteinfassung, die Theater, Restaurationen, Schauspielerinnen und Tänzerinnen verschwinden von der Bildfläche, und das russische Landleben mit dem ganzen Zauber seiner jungen Schönheit, mit seinen grünen Wiesenflächen und seinen Wäldern ersteht vor ihm. —

Der Nachbar Onegins, Lenskij, ein Jüngling, der eben die Universität Göttingen verlassen hat, enthusiastischer Verehrer Schillers und selbst Dichter, führt Onegin bei der alten Frau Larin und deren zwei Töchtern Tatjana und Olga ein. Letztere, ein fröhliches, frisches, gesundes Mädchen, ist mit Lenskij verlobt; doch versteht Onegin nicht, warum der Freund sein Auge auf sie geworfen und nicht auf ihre Schwester:

„Ich hätt' die andre mir erwählt,
Wenn ich ein Dichter wär', wie du."

In der That, die Schwester ist ganz anders: sinnig angelegt, ist sie stets in Gedanken versunken; sie meidet die Gesellschaft und zieht die Einsamkeit vor, um sich ihren Träumereien hinzugeben:

„In ihr seit frühster Kindheit drückte
Ein träumerischer Ernst sich aus,
Mit Bildern ihrer Traumwelt schmückte
Sie Einsamkeit und Vaterhaus."[1])

---

[1]) Die aus Eugen Onegin angeführten Verse sind meist der Uebersetzung Bodenstedts entlehnt. Anmerk. d. Uebers.

Stundenlang kann sie im Garten sitzen oder ziellos mit einem französischen Buche in der Hand in den Alleen sich ergehen:

> „Auf dem Balkon weilt sie schon gerne,
> Eh' sich der junge Tag erhebt.“

Da erscheint Onegin und nimmt ihr Sinnen und Träumen gefangen. Das arme von Leidenschaft ergriffene Mädchen folgt der Stimme ihres Herzens, und, allen Regeln des Anstandes zuwider, schreibt sie Onegin einen Brief, der trotz aller Leidenschaftlichkeit die Poesie der Unschuld atmet. Der verwöhnte, von Liebesabenteuern der großen Welt Petersburgs und seiner demi-monde übersättigte Residenzler nimmt das Bekenntnis der jungen Provinzlerin mit Gleichgültigkeit hin. In Gedanken legt er sich eine Antwort zurecht und begiebt sich zu gegebener Zeit auf das Nachbargut. Er trifft Tatjana im Garten. In einer langen Moralpredigt, in welcher er sich mit bewunderungswürdiger Meisterschaft in die Toga der Großmut kleidet, begegnet er ihrer heißen Liebe mit kalter Philosophie und entsagt einem Glück, das anzunehmen er sich unwürdig erklärt. Unterdessen naht der Hochzeitstag von Lenskij und Olga heran. Onegin, von Langeweile geplagt, unzufrieden mit andern und mit sich selbst, giebt sich dem schadenfrohen Vergnügen hin, das Glück des Brautpaares zu zerstören; in einer Aufwallung von Jähzorn reizt er Lenskij auf eine Weise, die diesen zwingt, Onegin zu fordern; es kommt zum Duell, und — Onegin tötet den jungen Dichter. Jahre vergehen, für Onegin Jahre unruhigen Umherirrens; da begegnen wir ihm wieder in Petersburg. In glanzvoller Umgebung sehen wir die Blüte der vornehmen Welt auf einem Rout ver-

sammelt. Unter den Geladenen befindet sich Onegin; er ist, wie immer, düster und apathisch. Plötzlich wird er wie von einer Vision erfaßt; er steht wie versteinert da, er traut seinen Augen nicht. „Sag mir," so wendet er sich an einen korpulenten, vornehmen General,

„Sag, Fürst, kennst du die Dame da,
Die mit dem spanischen Gesandten
Sich jetzt so lebhaft unterhält?"

Der Fürst sieht ihn erstaunt an und geleitet ihn zu seiner Frau; es ist Tatjana Larin, der er zuletzt vor zwei Jahren in Moskau begegnet ist.

Jetzt wird Onegin von Liebe ergriffen. Das schüchterne Mädchen, das in seiner Abgeschiedenheit in der Provinz ihm so wenig interessant erschienen war, sieht er jetzt in gesellschaftlicher Stellung, in der ganzen Größe ihrer sittlichen Natur vor sich. Nun schreibt er ihr; sein Brief, ein Schrei der Verzweiflung und Reue, — bleibt ohne Antwort; er schreibt einen zweiten Brief, einen dritten — alles vergeblich. Nachdem er mehrere Wochen in qualvoller Erwartung zugebracht hat, fährt er eines Tages zu ihr. Er tritt ins Haus: das Vestibül ist leer. Er dringt weiter vor, im Gastzimmer ist niemand. Er öffnet eine Thür, da sitzt blaß, — in ungeordneter Toilette die Fürstin vor ihm, den Kopf in die Hand gestützt, über einen Brief gebeugt, — und weint . . . .

„Wer hätte nicht im Blick gelesen,
Was schmerzlos ihr das Herz durchbrannt,
Wer nicht das liebe, arme Wesen
Von eh'mals jetzt in ihr erkannt!"

In einem Ausbruch wahnsinniger Reue stürzt er ihr zu Füßen, ergreift ihre Hand und bedeckt sie mit Küssen...

Sie läßt es geschehen, sie sieht ihn an, und nach langem Schweigen sagt sie endlich mit gedämpfter Stimme:

„Genug! Erheben Sie sich jetzt.
Ich will ganz offen sein, Eugen!
Erinnern Sie sich noch der Stunde
In der Allee, im Gartenland,
Wo zitternd ich vor Ihnen stand,
Bang hing mein Ohr an Ihrem Munde;
Wie ruhig Ihren Lehren ich
Gehorcht? Nun trifft die Reihe mich."

Tatjanas Antwort ist über alle Begriffe schön. In leuchtenden Farben ersteht die Vergangenheit vor dem geistigen Auge Onegins, — die schmerzensreiche Geschichte ihrer Liebe, zuerst in der ländlichen Einsamkeit, alsdann in dem hohlen Getriebe des Residenzlebens; und während Tatjana diese sengenden Erinnerungen heraufbeschwört, bricht ihr Herz vor Liebe zu dem, der sie in jenen Tagen zurückgestoßen, — und vor Entrüstung über den, der sie jetzt mit seiner Liebe verfolgt, die sie nicht dulden darf. Und doch —

„Das Glück war uns so nah,
So möglich! — — — — —"

ruft sie aus. Ihre letzten Worte fallen wie Hammerschläge auf sein Herz:

„Ich liebe Sie, — ich will's bekennen,
Doch hat ein andrer meine Hand, —
Ihm bleib' ich ewig treu! —"

Damit verläßt sie ihn. Onegin bleibt, wie vom Blitz getroffen, zurück. Hinter der Thür klirren Sporen, — Tatjanas Mann! In diesem „bösen" Augenblicke nimmt der Dichter Abschied von seinem Helden „auf lange . . . auf immer!"

Das sind die aus dem alltäglichen Leben geschöpften Bilder, die Puschkin in acht Kapiteln in leichten, glatten, jambischen Versen vor uns entrollt. Wie ist es möglich,

den eigenartigen Zauber dieser Erzählung[1]) wiederzugeben, die so einfach ist, daß sie kaum den Eindruck einer Erfindung macht? Uns steht nicht einmal ein Vergleich zu Gebote: in der Litteratur des Auslandes finden wir nichts Analoges. Bis zu einem gewissen Grade kann dem „Onegin“ wohl der „Don Juan“ von Byron an die Seite gestellt werden, doch dieser Vergleich erstreckt sich nur auf die äußere Form: wir begegnen dort den gleichen kurzen Strophen, sozusagen derselben Leichtigkeit, den häufigen Abschweifungen vom Thema, derselben beständigen Gegenwart des Autors. Doch welch' ein Unterschied im übrigen! Bei Puschkin ist kein Tropfen Bitterkeit, es ist alles klar und durchsichtig; das poetische Prisma, durch welches er die Wirklichkeit anschaut, ist vom reinsten Krystall; und welche Brechungen ergiebt dieses Prisma! Puschkin, unser größter Romantiker, ist auch unser erster Realist. Jede Zeile ist bei Puschkin Realität, doch wie sehr er sich auch an das Leben hält, jedes aus dem Leben gegriffene Bild wird bei ihm zu einer Perle der Kunst. Er zwingt uns in seinen Versen zur Liebe für die Natur, und im Genuß der von ihm geschilderten Naturschönheiten gewinnen wir die Verse, die diese Schönheiten verkörpern, um so lieber. Und was verkörpern sie nicht alles!

Hier Petersburg mit seinen strengen Winterfrösten, — mit seinen märchenhaften, hellen Frühlingsnächten, wo der Himmel kaum die Dämmerung kennt, und die Morgenröte, „der Nacht nur eine halbe Stunde Rast vergönnend,“ die Abendröte abzulösen eilt, — mit seinen Denkmälern, seiner Vergangenheit, mit der Gestalt Peters des

---

[1]) Von den uns bekannten Uebersetzungen ist die deutsche von Bodenstedt die am wenigsten schwache. Sonst zu empfehlen: „Dichtungen von Puschkin und Lermontow“, in deutscher Uebersetzung von A. Ascharin. Zweite Auflage, Reval 1885.

Großen, wie er dasteht an den Ufern der vor kurzem gewonnenen Newa, im Geiste die zukünftige granitene Stadt schauend und den Hafen, reich an bunt beflaggten Schiffen . . .

Dann Moskau mit seinem festlichen Glockengeläute, das am Sonntagmorgen die klare Luft erfüllt, mit seiner einförmigen Geschäftigkeit in den endlosen Straßen, — mit seinem stolzen, goldgekrönten Kreml, — mit der finstern Gestalt Napoleons, der die alte Residenz demütig zu seinen Füßen zu sehen erwartet, und den die Stadt als Antwort darauf mit einer verheerenden Feuersbrunst empfängt . . . Und dann die Bilder aus der damaligen Gesellschaft. Der Ball bei der alten Frau Larin, welch' meisterhafte Zeichnung der Porträts in wenigen Zügen, selbst der Nebenfiguren, z. B. der alten Wärterin Tatjanas, dieser typischen Leibeigenen, die in ihrer bescheidenen Stellung als Untergebene so viel freiwillige Hingabe an den Tag legt. Die Scene, da Tatjana in qualvoll verbrachter, schlafloser Nacht die Alte über ihre Jugendzeit ausfragt, ob sie verliebt gewesen, und wie sie geheiratet habe, — der Schmerz des jungen Mädchens, welches sich zum ersten Mal ihrer Liebe bewußt wird, die Verwirrung der Alten, die das Kind für krank hält, die nächtliche Stille des Hauses, das Geflüster des Mädchens mit der Greisin, die schwüle Luft der heißen Sommernacht und das kühle Licht des träumerischen Mondes, — das alles gehört zu dem Schönsten in der Weltlitteratur.

Und sodann die Naturbeschreibungen, die ländlichen Bilder, die für Puschkin charakteristische Vorliebe für den Herbst! Was kann den Zauber dieser Schilderungen wiedergeben und die Spannung der Seele, die den Leser ergreift und sein Herz mit dem Herzen des Dichters

in gleichem Rhythmus schlagen läßt! Aus allem tritt uns der Dichter selbst entgegen, aus jedem Wort. Er ist zurückhaltend, er drängt sich niemandem auf, — aber er ist immer zugegen. Der Leser ist sich niemals allein überlassen, er teilt die Freuden und Leiden des Dichters, er ist sein Genosse in Freude und Schmerz. Diese Gemeinschaft ist so beglückend, daß wir, wenn das Ende der Erzählung herannaht, uns darüber keine Rechenschaft zu geben vermögen, was wir mehr bedauern: das Buch aus der Hand legen, oder uns von dem Dichter trennen zu müssen. Er ist sich dieses seines Einflusses, dieser bezaubernden Macht voll bewußt, die aus seiner mit seiner Dichtung verflochtenen Persönlichkeit hervorgeht. Wehmütig ist sein Abschiedswort an den Leser, noch wehmütiger klingen die folgenden Zeilen, aus denen er selbst redet, in denen er sich gleichsam von seinem anderen Ich loslöst, um von den geliebten Gestalten seiner Erzählung Abschied zu nehmen:

„Leb wohl, mein seltsamer Gefährte,
Auch du mein treues Ideal,
Und du, zwar kleine, doch mir werte
Und ernste Schöpfung freier Wahl,
Bei denen ich, voll hohen Strebens,
Vergessenheit im Strom des Lebens
Und liebe Unterhaltung fand.
Ach, lange, lange Zeit entschwand,
Seit mir die liebliche Tatjane
Zuerst in dunklen Phantasien
Mit unserm Freund Eugen erschien,
Und mir der Umriß zum Romane
Noch halb verschwommen, endlos, leicht
Im Zauberspiegel sich gezeigt.
Sie, denen ich, längst vor Erscheinen
Des Werks, die ersten Strophen bot,
(Wie schon Saadi sprach): Die einen
Sind ferne, und die andern tot;'
Sie sah'n den Schluß nicht vom Romane . . .“

Hier wollen auch wir von Onegin Abschied nehmen, um noch einige Worte über die Lyrik Puschkins zu sagen.[1])

Es ist schwer zu entscheiden, welchem Gefühl unser Dichter den Vorzug giebt; ob er von Liebe, Freundschaft, Trauer, Freude, Lachen und Scherzen, Thränen und Leiden spricht, — er ist vollkommen überall. Ueberall faßt er das Leben als poetisches Material vom künstlerischen Standpunkt auf. Er schildert die menschlichen Freuden und Leiden, ohne seine Vorliebe für diese oder jene durchblicken zu lassen; er schildert sie nicht nur mit gleicher Vollendung, sondern er trennt sie auch nie von einander. Die Verzweiflung ist bei ihm immer von einem Hoffnungsstrahl durchdrungen; auf die Freude folgt das Bewußtsein der Flüchtigkeit der Zeit, und dunkle Todesahnungen trüben die zügellose Heiterkeit. Die Freude hat bei Puschkin immer etwas Melancholisches: die Lippen lächeln, — die Stirn ist ernst; die Augen sind voll Thränen, die Lippen lachen schon; Regenschauer bei hellem Sonnenschein, — das ist seine Poesie. Diese seelische Vielseitigkeit, wobei kein Gefühl besonders in den Vordergrund tritt, bedingt die befreiende, klärende Wirkung, die die Poesie Puschkins im allgemeinen hervorruft. Diese ihr eigene wunderbare Harmonie ist darin begründet, daß alle Elemente seiner Poesie in der menschlichen Seele wurzeln; da ist nichts Uebernatürliches, nichts Unerreichbares, kein unfruchtbares Haschen nach phantastischen Idealen. Während so viele andere Dichter unsere seelischen Kräfte ablenken, indem sie sie in eine Welt des Sinnens und Träumens hinleiten, werden sie bei

---

[1]) „Eugen Onegin" ist für die Bühne bearbeitet und von Tschaikowskij in Musik gesetzt; diese Musik gehört zu den poetischsten Erzeugnissen des 1893 verstorbenen Komponisten.

Puschkin auf das wirkliche Leben vereinigt. Der Mensch findet seine Freuden und den Trost für seine Leiden in seiner eigenen Natur, er braucht nicht vor sich selbst zu fliehen. Wir werden jetzt den Ausdruck Belinskijs besser verstehen: „eine Erde, vom Himmel durchdrungen“. Keine Trauer ohne Hoffnung, keine Freude ohne Bitterkeit, alles in der Welt bedingt sich gegenseitig; eins durchdringt das andere, eines beleuchtet das andere, und darum hat die Erde ohne den Himmel keinen Wert, und ist der Himmel, ohne die Erde gedacht, für uns Sterbliche nichts anderes als ein Ideal ohne Mittel zur Verwirklichung. Denn unsere idealen Bestrebungen erhalten ihren realen Wert nur durch ihre Umsetzung in die That; was würde aus ihnen, wenn wir über den Himmel die Erde vergäßen? Was bleibt von der Idee eines Werkes der Bildhauerkunst übrig, wenn der Marmor zu Staub zerfallen ist? Der Glaube ohne die That gleicht der Idee ohne die Materie; das irdische Leben ist die Materie, — der Weg zur Unsterblichkeit. Wir brauchen die Erde, um uns den Himmel zu verdienen; wir gehen des Himmels verlustig, wenn wir die Erde nicht lieben. Das ist's, warum die Poesie Puschkins so gesund, so lebenskräftig ist. Sie ist keine „die Phantasie erhitzende poetische Lüge“, wie Belinskij sagt, keine Lüge, die beim ersten Zusammenprall mit der Wirklichkeit den Menschen mit dem Leben entzweit und seine Kräfte im vernichtenden Kampfe mit dieser Wirklichkeit fruchtlos verzehrt.[1]) In der That, der Einfluß Puschkins ist groß, er fördert eine gleichmäßige und gleichzeitige Entwickelung des Empfindens, Denkens und Wollens. Puschkin war der größte Erzieher, den wir jemals gehabt haben; denn nicht

[1]) Band VIII.

nur schuf er die Poesie, — er schuf Schriftsteller, Kritiker und Leser.

Noch zwei Worte über die Sprache Puschkins. Ihr bezaubernder Reiz ist in keiner Uebersetzung wiederzugeben. Es sind die schönsten und zu gleicher Zeit die natürlichsten russischen Verse. Die besten lyrischen Gedichte Puschkins, die, welche unserem Ohre Musik sind, zeichnen sich durch die einfachste Sprache aus. Wenn wir die Worte an und für sich ohne ihren inneren Wert in Betracht ziehen, erinnert ihre Einfachheit zuweilen an das gesprochene Wort. Wer hat nicht das Titelblatt solcher Musikhefte gesehen, auf denen jedes Stück durch einzelne Takte seiner Melodie angeführt ist. Aehnlich erscheinen mir die Titel zu Puschkins lyrischen Gedichten; sie tragen zum größten Teil keine Ueberschrift, jedes Gedicht ist durch seinen ersten Vers bezeichnet, und jeder dieser Verse enthält gleichsam die Anfangstakte einer herrlichen Melodie. Aus der Zahl dieser Schätze erlaube ich mir ein Gedicht anzuführen, selbstverständlich nicht als Beispiel für seinen musikalischen Wert, da ich es in der Uebersetzung wiedergeben muß, sondern um noch einen Blick in die Seele des großen Dichters zu thun.

„Ich liebte dich: vielleicht ist dieses Feuer
In meinem Herzen noch nicht ganz verglüht;
Doch deine Ruh ist mir vor allem teuer,
Durch nichts betrüben will ich dein Gemüt.
Ich liebte schweigend dich, unsinnig
In aller Qual, die solche Liebe giebt, —
Ich liebte dich so aufrichtig, so innig, —
Gott geb', daß dich ein and'rer je so liebt!" —

Wir müssen jetzt von Puschkin Abschied nehmen. Wir verlassen ihn mit dem schmerzlichen Bewußtsein unserer kurzen und unvollständigen Besprechung. Die Poesie Puschkins,

das ist ein Gegenstand, der den Kritiker zur Verzweiflung bringen kann; so gewissenhaft er in seiner Beurteilung auch vorgehen mag, es wird immer darauf hinauskommen, daß er nicht so viel über den Dichter, als über sein eigenes Empfinden für ihn gesagt hat. —

Der nationale Charakter Puschkins ist oft der Beurteilung unterworfen gewesen; wie weit, heißt es, ist er als der Vertreter seiner Nation anzusehen, wie weit typisch als Russe? Ein Dichter, der in so hohem Grade sich die griechische Anthologie, das romantische Spanien, die mittelalterlichen Legenden zu eigen gemacht hat, gehört der Menschheit und nicht einer Nation an. Ein französischer Schriftsteller spricht ihm geradezu jegliche „ethnische“ Färbung ab und fügt hinzu: „Wird sein Wert dadurch geschmälert, daß wir ihn seinem Volke nehmen und ihn der Menschheit übergeben?“[1])

Diese Frage gleichsam voraussehend, giebt der intuitive Belinskij vierzig Jahre früher eine Antwort auf dieselbe, indem er bemerkt, daß ein Dichter, der so vollendet andere Nationen geschildert hat, nicht weniger vollendet in der Darstellung seiner eigenen sein könne.[2]) Und in der That, noch vor Belinskij, vier Jahre vor dem Tode Puschkins, schrieb Gogol, daß die von russischem Geiste durchwehten Schilderungen Puschkins nur von denen völlig verstanden werden könnten, für die Rußland das Vaterland bedeute.[3]) So wird denn sein nationaler Wert zu einem Elemente, das seinen allgemein menschlichen Wert bedingt. Dieser Gedanke ist von Dostojewskij weiter

---

[1]) Vte M. Vogüé „Le roman russe.“ 1886.

[2]) Band VIII.

[3]) „Arabesken“ („Einige Worte über Puschkin“).

ausgeführt; er hat den Charakter Puschkins mit einem neuen Namen bezeichnet, den ich nicht anders wiedergeben kann, als durch die Bildung eines griechischen Wortes „pananthropos“ (Allmensch). Das Wort sollte bedeuten, daß Puschkin alle menschlichen Eigenschaften in sich vereinigte und darum allen Nationen angehört; doch tritt hierbei seine Vielseitigkeit, die Fähigkeit, sich anzupassen, als spezifisch nationaler Charakterzug hervor.[1]) Dieser Streit erscheint uns müßig, besonders für uns Russen. Mögen andere entscheiden, wie weit Puschkin zum Verständnis des „russischen“ Nationalcharakters beizutragen im stande sei; für uns liegt sein Wert darin, daß er in seiner Eigenschaft als Russe uns den Begriff des allgemein Menschlichen nahe gebracht hat. In Bezug darauf hat er seine Bedeutung vorgeahnt, als er in seiner Bearbeitung des „Denkmal“ des Horaz es aussprach:

„Und lang noch wird mein Volk in Liebe mich verehren,
Weil manchen edlen Keim mein Sang in ihm erweckt“,

und in stolzem Vorgefühl seiner universalen Bedeutung ruft er aus:

„Nein, ganz vergeh' ich nicht; wie Staub wird nicht verwehen
Die Seele, die sich barg in meiner Lieder Klang,
Und dauern wird mein Ruhm, so lang auf dieser Erde
Noch tönet eines Dichters Sang.“

Karamsin sagt, „es sei verdienstvoll, für die russische Nation zu schreiben, noch verdienstvoller aber, — für die ganze Menschheit“. Wenn andere Nationen einmal so weit sein werden, Puschkin im Original lesen zu können, werden sie sich davon überzeugen, daß er für die Menschheit ge-

---

[1]) Aus der bei Gelegenheit der Enthüllung des Puschkin-Denkmals gehaltenen Rede. Moskau, 7. Juni 1880.

schrieben hat. Hoffen wir, daß dieser Tag auch für Sie einmal anbrechen wird. Was mich betrifft, so bin ich überzeugt davon, daß es der Zukunft vorbehalten ist, alles, was die Erde Hohes und Schönes besitzt, allen zugänglich zu machen, daß eine Zeit kommen wird, da die einzelnen Gruppen der großen Menschheitsfamilie nicht mehr werden entbehren müssen, was Allgemeingut ist, nur weil sie diese oder jene Sprache nicht verstehen. „Das wahrhaft Verdienstliche," sagt Goethe, „zeichnet sich dadurch aus, daß es der ganzen Menschheit angehört."[1])

Es wird eine Zeit kommen, wo diese Worte aus dem Gebiet der abstrakten Erkenntnis in das der praktischen Erfahrung übergehen werden, wo allen der Zutritt in jene Welt offen stehen wird, die durch den schöpferischen Geist der Völker eine gemeinsame Heimat für alle Nationen sein wird.

---

[1]) Brief an Carlyle, 20. Juli 1827.



Der heut'ge Morgen, gleich dem Geist des Jünglings,
Der etwas werden möchte, regt sich früh.

Shakespeare.

Siebente Vorlesung.

(1837—1861).

Lermontow. Romantischer Pessimismus. Lermontow und Puschkin. Kolzow. Die Volkssprache in der Poesie. Litterarische und andere Aristokratie jener Zeit. Gogol. Die Bedeutung seines Erscheinens. Das Lachen Gogols. Die Satire in der Entwickelungsgeschichte des Volksgeistes. Die vierziger Jahre. Die Moskauer Universität. Belinskij und sein Einfluß. Die Slavophilen und die „Sapadniki". Das Erwachen nationaler Interessen. Thronbesteigung Alexanders II.

Im März des Jahres 1837, unter dem Eindruck der Nachricht vom Tode Puschkins, schrieb Gogol, der sich zu der Zeit in Rom befand, an einen Freund: „All' meine Lebensfreude, das höchste Glück meines Lebens ist dahin. Nichts habe ich unternommen, ohne seinen Rat vorher einzuholen. Nicht eine Zeile habe ich geschrieben, ohne ihn im Geiste vor mir zu sehen. Was er sagen, worüber er lachen und sein unfehlbares und stetiges Gutachten aussprechen würde, — das alles beschäftigte mich und spornte mich an." Mit solchen Worten sprach der Begründer der russischen naturalistischen Schule seine Trauer über den Tod des großen Mannes aus.

Dieser Ausspruch Gogols ist ein wichtiges und kostbares Dokument der russischen Litteraturgeschichte: die beiden Pole der künstlerischen Lebensauffassung, der Gipfel ihrer idealistischen Schönheit und die tiefsten Tiefen ihrer realistischen Nüchternheit stehen einander gegenüber. Geeint durch die Kraft des Talents, geheiligt durch gegenseitige Achtung, werden beide entgegengesetzten Richtungen bald zu einem mächtigen Strome anwachsen, der alles, was das russische Leben in noch ungeahnten Tiefen birgt, aufnimmt und weiterträgt.

Doch können wir noch nicht an den großen Prosaiker herantreten. Die Muse Puschkins hat uns auf solche Höhen geführt, daß wir die Wirklichkeit außer acht gelassen haben; über die Poesie haben wir die Poeten vergessen. Denn Puschkin stand nicht allein da: eine ganze Reihe junger Poeten umgab den jugendlichen Lehrer. Jung waren sie alle, physisch wie moralisch; das ist das Kennzeichen dieser Epoche. War es der Zeitgeist, der die frühe Entwickelung der Talente begünstigte, oder drückten die Dichter selbst allem, was sie umgab, den Stempel der Jugendlichkeit auf: es hat selten die Gesellschaft sich in dem Grade jung gefühlt, wie die russische Gesellschaft in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts. Alle waren jung in jenen Tagen: Alexander I. besteigt mit dreiundzwanzig Jahren den Thron, als, um mit Victor Hugo zu reden, das Jahrhundert erst sein zweites Jahr angetreten hatte. Puschkin wird mit neunzehn bekannt und stirbt mit achtunddreißig Jahren. Sein Freund Delwig erscheint auf der litterarischen Bildfläche mit sechzehn und stirbt mit dreiunddreißig Jahren. Gogol beginnt schon in seinem zweiundzwanzigsten Jahre eine Berühmtheit zu werden und erreicht den Gipfel seines Ruhmes fünf Jahre später,

am Tage der Aufführung des „Revisor". Das andere Lustspiel, das auf unseren Bühnen dem „Revisor" seinen Rang streitig macht, war „Wehe dem Gescheiten" von Gribojedow,[1]) welches erschien, als der Dichter erst achtundzwanzig Jahre zählte.[2])

Doch der wunderbarste, der jüngste unter allen Zeitgenossen Puschkins war Lermontow (1814—1841), der in seinem einundzwanzigsten Jahre seine ersten Werke veröffentlichte und in seinem siebenundzwanzigsten in einem Duell fiel. Er machte es möglich, innerhalb sechs Jahre seinen Höhepunkt als Dichter zu erreichen. In der russischen Litteratur wird sein Name unmittelbar nach dem Puschkins genannt; er ist gleichsam nicht nur die Fortsetzung, sondern gewissermaßen die Ergänzung seines älteren Zeitgenossen. Von all' den Dichtern, die den Verfasser des „Eugen Onegin" umgeben, ist allein Lermontows Individualität so ausgeprägt, daß sie unabhängig von Puschkin dasteht. Während so talentvolle Dichter, wie Delwig, Baratynskij, Jasykow, ungeachtet ihrer Vollkommenheit in Sprache und Form, nur Planeten der Sonne sind, von der sie ihr Licht empfangen, leuchtet Lermontow als selbständiges Gestirn.[3])

---

[1]) „Gore ot uma", transl. by N. Bemardaky. London 1857. Zwei deutsche Uebersetzungen: Reval 1831. Leipzig 1853.

[2]) Die Jugend und der frühe Tod der Schriftsteller jener Zeit rücken uns diese ganze litterarische Epoche so fern und lassen sie uns noch viel ferner erscheinen, als sie es thatsächlich ist. Hätte doch Puschkin der ältere Zeitgenosse von Turgenjew, Nekrassow und Leo Tolstoi sein können!

[3]) Die beste Uebersetzung der Gedichte Lermontows ist die von Bodenstedt: „Poetischer Nachlaß", 2 Bde. Berlin 1852. Die Prosa Lermontows, „Der Held unserer Zeit", übersetzt von W. Lange. — Die Gedichte Lermontows von Fr. Fiedler, Leipzig, Universalbibliothek.
„Choix de nouvelles russes" trad. par Chopin. Paris 1853.

Seine Poesie ist weit entfernt von der Harmonie Puschkins. Himmel und Erde sind bei Lermontow streng von einander geschieden; selten berühren sie sich, und eben ihre Unfähigkeit, sich einander zu nähern, giebt seinen Versen jene eigenartige Stimmung einer hoffnungslosen Sehnsucht. Wie wenige sonnige, friedenatmende Dichtungen finden wir bei ihm! Sind Erde und Menschen schlecht oder traurig, scheinen alle Himmel herrlich, doch unerreichbar weit und böser Zweifel voll. Ist die Erde schön, ist sie es nicht für ihn; die Sonne leuchtet anderen, nur nicht ihm. Er ist ein Fremder, ein Verbannter; und doch spricht sich bei dem Gedanken an den Tod bei Lermontow mehr Bedauern über den Verlust des irdischen Lebens aus, als Hoffnung auf eine Befreiung von den Leiden dieser Welt. Der deutsche Kritiker Lermontows, Bodenstedt, wundert sich darüber, daß man Lermontow hat mit Puschkin vergleichen können; und in der That sind gerade die sie unterscheidenden Züge für jeden der beiden bezeichnend. Erinnern wir uns, wie mannigfaltig Puschkin ein und dasselbe Gefühl schildert: nie wird er sich lange bei einem Gefühle aufhalten, sich ihm ganz und rückhaltslos hingeben. Leidet er in der Einsamkeit, so sucht er Menschen auf; leidet er in der Gesellschaft, so sucht er Trost in der Einsamkeit; er lächelt unter den bittersten Thränen. Wie ein Jüngling im Vollbewußtsein seiner Kraft, schüttelt er den Kummer ab, gleichsam ausrufend: Genug davon! Gebt mir einen Becher funkelnden Weines! Lermontow will keinen Trost; seine Wunden klaffen, und sein Gram ist beharrlich. O wie leidet er! Es ist, als ob er ahnte, wie kurz seine irdische Laufbahn sein werde; er verschwendet absichtlich seine seelischen Kräfte, als müsse er sich beeilen, im Verlauf weniger Jahre

ein ganzes Leben zu durchleben. Mit Byron sich vergleichend, ruft er aus:

„Jünger begann ich, und jünger werde ich enden . . . .“

Trotzdem hat er kein Mitleid mit sich selbst; er giebt alles, was er zu geben hat; seine Seele verzehrt sich; ein Prometheus der Poesie, wird er selbst zum Geier, der ihn zerfleischt. Er schürt sein inneres Feuer, als wolle er seine Seele zu Asche verbrennen, damit nichts von ihm übrig bliebe an dem verhängnisvollen Tage, an welchem die Kugel seine Brust treffen sollte, — damit alles zu Poesie werde.

Lermontow war klein von Wuchs und unscheinbar, empfindlich und fast krankhaft gefühlvoll. Nur in dem Reich der Dichtung, wie derselbe deutsche Kritiker sagt, gab er sein wahres Selbst; in den Petersburger Salons verkehrte der junge Offizier, die Maske der Verachtung zur Schau tragend; finster und zerstreut, gleichsam abwesend, kehrte er nur von Zeit zu Zeit in die Gegenwart zurück, wobei ihm dann zu Mute war, als sollte er — wie er sich selbst ausdrückt — den Menschen einen harten, in Gift und Galle getauchten Vers ins Gesicht schleudern. Er war eine verschlossene Natur und sprach sich nur in der Poesie aus. Seine erstaunliche Kraft der Empfindung, seine mit satten Farben geschilderten Seelenvorgänge entschädigen uns vollständig für die verhältnismäßige Einförmigkeit, wie sie sich in den Dichterwerken nach Puschkins Tode fühlbar machte. Zugleich ist Lermontows poetische Form, das Gewand, in das er seine Gefühle kleidet, außerordentlich vielseitig. Seine Verse sind zwar nicht so einfach, wie die Puschkins; dafür aber hat Lermontow neue Versmaße und solche Klangeffekte erfunden, wie selbst

Puschkin sie nicht hervorzubringen vermocht hatte. In seiner Dichtung „Der Dämon", die halb orientalisch, halb in Byrons Manier geschrieben ist, erreicht er fast jene Grenze, wo Poesie zu Musik wird. Der vierfüßige Jambus des „Eugen Onegin" erscheint im „Dämon" wie verwandelt; in den feierlich dahinfließenden, klangvollen Versen wird niemand das leichte, schnelle, scherzende Versmaß des Puschkinschen Romans wiedererkennen.

Die Lokaltöne, die Bilder, in denen sich die Dichtungen Lermontows bewegen, gehören nächst den schönen Versen zu dem Reizvollsten in seiner Poesie. Die heitere Schönheit der Landschaft tritt neben seiner düsteren Gemütsstimmung desto schärfer hervor. Selbst seine melancholischsten Dichtungen sind erfüllt von Sonnenglanz, Licht und Blumen, und blauer Himmel und Freude strahlen uns aus den Liedern dessen entgegen, der den Byronschen Vers

„Finster ist meine Seele"

so wunderbar wiedergegeben hat. Indem Lermontow und Puschkin die Naturschilderung der Krim und des Kaukasus in ihre Dichtungen aufgenommen, haben sie sozusagen die geographischen Grenzen der russischen Poesie erweitert. Zur Zeit Lomonossows war das Nordlicht Gegenstand der Poesie; jetzt verherrlicht sie Weinberge und Cypressen, Himmelsblau und duftende, weiße Akazien.[1])

Selbstredend hatte Lermontow nicht die Zeit gehabt, sich bis zur vollen Reife zu entwickeln; also hatte auch seine

---

[1]) Denjenigen, die sich von der Vorstellung, Rußland sei das Land des ewigen Eises und Schnees, nicht frei machen können, empfehlen wir das Buch Vachons „La Russie au soleil" (Paris 1886), falls ihnen die Beschreibungen des russischen Sommers bei Gogol und Turgenjew nicht beredt und nicht vertrauenerweckend genug erscheinen.

Persönlichkeit in seinen Schöpfungen noch nicht vollkommenen Ausdruck gefunden; doch wenn wir das litterarische Vermächtnis selbst der größten Dichter der Welt von dem Gesichtspunkte aus betrachten, daß sie, wie er, in ihrem siebenundzwanzigsten Jahre gestorben wären, hätten sie uns wohl mehr hinterlassen?

Hier wäre es am Platz, in Kürze noch einiger anderer Dichter dieser Zeit zu gedenken. In erster Linie nennen wir Batjuschkow (1787—1855), der gewissermaßen als ein Vorläufer zu betrachten ist. Er erreichte einen hohen Grad der Vollendung als Dichter im Stile der antiken Anthologie und kann dem französischen Dichter Parny an die Seite gestellt werden. Puschkin stellte ihn sehr hoch und pflegte zu sagen, daß Batjuschkow für die russische Sprache das gewesen sei, was Petrarka für die italienische. Seine litterarische Laufbahn war kurz: in seinem achtunddreißigsten Jahre verfiel er dem Wahnsinn.

Baron Delwig (1798—1831) war Puschkins Schulkamerad und sein intimster Freund. Er spielte eine bedeutende Rolle in der litterarischen Welt jener Zeit, weniger durch sein eigenes Talent, als durch seine Verdienste um die Poeten seiner Zeit; er begünstigte junge Talente und trug für die Verbreitung ihrer Werke Sorge.

Baratynskij (1800—1844) war ein talentvoller Vertreter jenes romantischen Pessimismus, der, von Byron ausgehend, die jugendlichen Gemüter jener Zeit erfaßt hatte, und der seinen vollendetsten Ausdruck in Lermontow fand.

Jasykow (1803—1846) beherrschte die Sprache meisterhaft, was die Zeitgenossen zu der Bemerkung veranlaßte, nicht umsonst trage er seinen Namen („jasyk" bedeutet auf russisch Sprache). Er war ein ergebener

Freund Puschkins, und seine besten Gedichte sind durch diese Freundschaft inspiriert. Mehrere Sommer verlebte er bei Puschkin auf dessen Landgute, und er hat diesen Aufenthalt und seinen Verkehr mit dem Freunde in reizender Weise besungen.

Einigermaßen außerhalb dieses Kreises steht Gribojedow (1795—1829), der Autor des berühmten Schauspiels „Wehe dem Gescheiten". Dieses außerordentlich wirkungsvolle Drama, in welchem der Stachel der Satire vorzugsweise gegen die Willkür der Beamten gerichtet ist, giebt eine lebendige Schilderung des altmodischen Moskau mit seinen wunderlichen Typen, den Ueberresten der Zeit Katharinas, „so nah und doch so fern!" In der Lebendigkeit und Farbenfrische der Darstellung kann es Puschkins „Eugen Onegin" an die Seite gestellt werden; durch die Schärfe seiner Satire macht es Gogols Revisor den Rang streitig. Gribojedows frühere Schriften sind unbedeutend; „Wehe dem Gescheiten" war sein letztes Werk. Er wurde in seinem siebenunddreißigsten Lebensjahre bei einem Aufstande in Teheran, wo er eben seinen Posten als Gesandter angetreten hatte, ermordet.

Ganz außerhalb jeder litterarischen Schule stand Kolzow (1809—1842), der erste russische Volksdichter. Er war in gewissem Sinne Autodikat in der Dichtkunst. Als Sohn eines Kaufmanns in Woronesh hatte er eine Bildung erhalten, die nur eben den Handelsinteressen seines Vaters entsprach. Doch seine Leidenschaft für Bücher und vorzugsweise für Verse ließ ihm keine Ruhe; ihm fallen die Werke Shukowskijs, Puschkins, Delwigs in die Hände, und er selbst macht sich ans Schriftstellern. Kolzow hat nicht viel geschrieben, eine kurze Frist nur war ihm zugemessen; er begann in seinem fünfundzwanzigsten, und

gleich den anderen ist er früh, in seinem dreiunddreißigsten Jahre gestorben. Dennoch ist er von großer Bedeutung für die Litteratur geworden. Er war der erste, der die Volkssprache als Mittel zum Zweck in die Poesie einführte, der erste, der das reale Leben des Bauern zum Gegenstand der poetischen Darstellung machte. Puschkin hat uns gezeigt, daß die Poesie keines emphatischen Wörterbuchs bedarf, daß sie die alltägliche Sprache gewöhnlicher Sterblichen sprechen und dabei doch schön sein könne; Kolzow ging weiter: in seinen Versen spricht der Bauer seine natürliche, unbewußt schöne Sprache, und es ist doch Poesie. Bei Kolzow lebt der Bauer ein Seelenleben von höchster künstlerischer Vollkommenheit, und diese Anschauung hat sich eine Stellung erobert, die ihr von nun ab in der Litteratur erhalten bleibt; doch hat keiner von den Nachahmern Kolzows seine naive, fast unbewußte Frische.

Nikitin (1824—1861) neigt mehr zur Kunstpoesie und bringt eine starke Beimischung des städtischen, kleinbürgerlichen Elementes in seine Schilderung des Dorflebens; Nekrassow (1821—1877) aber verhält sich selbst in seinen tiefst empfundenen Schöpfungen dieser Art als Zuschauer und Beobachter. Er spricht für den Bauer, er ist sein Sachwalter, während Kolzow den Bauer selbst durch den Mund des Dichters reden läßt. Die Leiden des Bauern und seine Freuden, sein Lieben, alle Ereignisse seines einfachen, von Wetter und Boden abhängigen Lebens erstehen vor uns in herrlichen Versen, die uns in ihrer Anmut so natürlich anwehen, wie der Duft einer Blume.[1])

---

[1]) Ueber Kolzow: W. R. J. Ralston „Fortnightly Review." Sept. 15th 1866. Deutsch übersetzt von Friedrich Fiedler. Leipzig, Reklams Universalbibliothek.

Auch in anderer Hinsicht ist Kolzow interessant. Er ist der erste Schriftsteller, der nicht den aristokratischen Kreisen Petersburgs angehörte, wie alle bisher genannten von Karamsin bis Shukowskij, was nicht ohne Einfluß auf die Litteratur und ihre Beziehungen zur Gesellschaft geblieben war. Madame de Staël hatte nicht unrecht, wenn sie sagt, „daß sich in Rußland einige Edelleute mit Litteratur beschäftigen!"[1]) Die Dichter und Schriftsteller bildeten gleichsam einen Bund, dessen strenge Abgeschlossenheit derjenige durchbrechen mußte, der sich der Litteratur weihen wollte; eine Laufbahn auf diesem Gebiet war ohne Anerkennung der schon Anerkannten nicht denkbar. Kolzow erfährt an sich in der Einsamkeit der Provinz jene Anziehungskraft der olympischen Höhen, und erst nach seiner Ankunft in Petersburg, nach der persönlichen Bekanntschaft mit Puschkin und anderen beginnt die wichtigste Zeit seines Schaffens. Und hätte diese selbst früher begonnen, er hätte, wäre er in seiner Heimatstadt geblieben, in jener Zeit keine litterarische Anerkennung gefunden.[2]) Diese aristokratische Abgeschlossenheit ist übrigens nicht allein in Bezug auf die Litteratur ein charakteristisches Merkmal jener Zeit.

Seit 1825 bewegen wir uns nicht mehr in der Regierungszeit Alexanders I. Dieser aufgeklärte, von dem Schweizer Laharpe im Geiste der französischen Philosophie erzogene Enkel Katharinas der Großen hatte allmählich seine Ansichten geändert. Nach der wunderbaren Epoche von 1812 bis 1814, die zum Falle Napoleons und zur Herstellung

---

[1]) „Dix années d'exil." —

[2]) Der oben genannte Nikitin scheint der erste russische Dichter zu sein, der Anerkennung gefunden hat, ohne seine Geburtsstadt verlassen zu haben.

der früheren politischen Grenzen Europas geführt hatte, nach der Pracht und dem Glanz der Koalitionen und Kongresse fällt Alexander allmählich einer abstrakten romantischen Religiosität anheim und beschließt seine Tage in diesem Mysticismus, unter dem Einfluß der bekannten Frau von Krüdener,[1]) umgeben von Vertretern eines strengen Militarismus einerseits, wie ihn Graf Araktschejew, und eines mißtrauischen Obskurantismus anderseits, wie ihn Schischkow vertrat. Im Jahre 1825 folgt ihm sein Bruder Nikolaus I. auf dem Throne. Dieser Regierungswechsel ist in der Geschichte durch den sogenannten Dekabristenaufstand bezeichnet. Die besten Köpfe jener Zeit nehmen Anteil an dieser Bewegung, deren Hauptzweck die Befreiung der Bauern ist; doch — noch war es dazu nicht an der Zeit, und diejenigen, die zu Gewaltmaßregeln gegriffen hatten, mußden der Gewalt weichen.[2])

Die Regierungszeit des Kaisers Nikolaus I. gehörte jener Periode der europäischen Geschichte an, in der die Fragen der äußeren Politik die der inneren Angelegenheiten des Landes entschieden überwogen.[3]) Die Herrscher Europas schienen ihr ganzes Interesse der Befestigung ihrer gegenseitigen guten Beziehungen zuzuwenden, nicht wie heute — zum Zwecke des inneren Wohlstandes, — sondern mehr um der eigenen Sicherheit willen. Von den Eingriffen Napoleons hatten sie sich befreit, doch die Erinnerung an seine Persönlichkeit lebte fort, und der revolutionäre Geist

[1]) Ueber dieselbe: Ch. Eynard „Vie de madame de Krüdener." 2 vols. Paris 1849. „Frau v. Krüdener auf dem Rappenhof."

[2]) Graf Leo Tolstoi hat diese Epoche als Gegenstand eines Romans benutzt; leider jedoch ist er in seinen „Dekabristen" beim dritten Bande stehen geblieben.

[3]) Ueber Nikolaus I.: P. Lacroix „Histoire de Nicolas I." 8 vols. Paris 1864.

gärte und kam hier und da zum Durchbruch. Daher wurden die Bande dynastischer Solidarität so fest als möglich geknüpft. Auf Grund der heiligen Alliance, deren romantisch-ideales Programm Alexanders I. durch den praktischen, in der Wahl seiner Mittel nicht sehr heiklen Minister Metternich bedeutend abgeschwächt wurde, bildeten die damaligen Herrscher auch eine in ihrer Art geschlossene Gesellschaft. Die Mitglieder derselben verfolgten, ungeachtet der Verschiedenheit in der Stellung jedes einzelnen zu seinem Lande, alle das *eine* Princip: die unantastbare Aufrechterhaltung des legitimistischen „status quo“. Doch dieses dauerte nicht lange. Die Einmischung eines anderen Napoleon sollte bald die allgemeine Ruhe stören; die schweren Heimsuchungen des Krimkrieges sollten beweisen, daß die innere Wohlfahrt eines Landes mindestens eine ebenso große Bedeutung habe, als sein äußerer Ruhm. Wohl gewann in den dreißiger und vierziger Jahren, als die europäischen Regierungen gleichsam aristokratische Vereinigungen bildeten, alles, was die inneren Interessen des Landes bedeutete, einen gewissen demokratischen Beigeschmack; doch blieben diese Bestrebungen ohne Erfolg.

Die russische Litteratur schlug mit ihren Vertretern gleichfalls diesen Weg des ausschließlichen Aristokratentums ein. Und wenn auch die Schriftsteller das russische Leben schilderten, es war doch nicht das Leben in seinem ganzen Umfange; es war nur die sichtbare Seite desselben, die Fassade, der offizielle „Eingang“, es war ein Bild, wahrheitsgetreu und künstlerisch schön, aber immerhin nur ein Bild, keine plastische Gestalt, die man von verschiedenen Seiten betrachten kann. Die Schriftsteller studierten das Leben in seinen Endresultaten und ausgebildeten Formen, nicht in seinem Werdeprozeß; es war, als ob sie von

Blumen redeten, ohne etwas von deren Wurzel zu wissen. Keiner von ihnen hatte je die brennenden socialen Fragen besprochen, die Lebensbedingungen der verschiedenen Gesellschaftsklassen und ihre Beziehungen zu einander. Wie wir gesehen haben, war Kolzow der erste Vertreter einer anderen Klasse von Schriftstellern; er war der erste, der der Litteratur ein neues Element zuführte. Doch war sein Verdienst noch nicht so bedeutend, daß man mit ihm eine neue Epoche bezeichnen könnte; diese Ehre gebührt einem anderen.

Im Frühling 1831 kam ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling, der eben aus Kleinrußland in Petersburg angelangt war, zu Puschkin, um, wie man sich damals ausdrückte, von ihm die „Weihen" zu empfangen. Er nahm in einer Behörde eine untergeordnete Stellung ein und benutzte seine Mußestunden dazu, sich in Prosa und in Versen zu versuchen. Das war der zukünftige Verfasser des „Taras Bulba" und des „Revisor". Gogol (1809 bis 1852) wurde in den litterarischen Kreisen mit offenen Armen empfangen. Der bescheidene Beamte, der den Morgen bei seinen Akten verbrachte und am Tage Geschichtsstunden erteilte, erschien des Abends in den damaligen modernen litterarischen Salons der Fürsten Odojewskij und Wjäsemskij und des anziehenden, intelligenten Hoffräuleins Rosette;[1]) in dieser bildenden Umgebung, unter dem belebenden Einfluß von Puschkin und Shukowskij reifte und entwickelte sich sein Talent.

---

[1]) Hoffräulein der Kaiserin Alexandra Feodorowna, der Gemahlin Nikolaus I. (Schwester des deutschen Kaisers Wilhelm I.), die nachmalige Frau Smirnow.

Wir sind bis zu dem Abschnitt unserer Litteratur gelangt, von welchem an sie allen bekannt ist, oder wenigstens allen bekannt sein könnte; so viel ist sie in den letzten Jahren übersetzt worden. Dieser Umstand erleichtert bis zu einem gewissen Grade unsere Aufgabe. Wir werden zugeben müssen, daß wir für die Besprechung der Werke solcher litterarischen Größen, wie Gogol, Dostojewskij, Tolstoi, mehr Zeit brauchen, als uns noch zu Gebote steht, da wir schon bei unserer vorletzten Vorlesung angelangt sind. Wir wollen uns daher weniger mit der Analyse der Werke dieser Schriftsteller, als mit der Frage beschäftigen, welche Stellung sie in der Entwickelungsgeschichte des russischen Geistes einnehmen. Wir wollen ihre litterarische Genealogie verfolgen, ihre gegenseitigen Beziehungen, ihren Einfluß auf das damalige Leben betrachten und zusehen, welche geistigen Richtungen sie vertreten. Auf diese Weise werden wir ein mehr oder minder vollständiges Bild des russischen geistigen und litterarischen Lebens vom Ende der dreißiger bis zum Anfange der achtziger Jahre gewinnen, und wenn wir am Schluß unserer Vorlesungen sind, wird mich das Bewußtsein trösten, Sie, wenn auch nicht mit der ganzen neuen russischen Litteratur, so doch wenigstens mit der Seite derselben bekannt gemacht zu haben, die ein ausländischer Leser schwerlich durch die Lektüre unserer Schriftsteller allein sich aneignen kann.[1])

Es herrscht die Ansicht, daß die naturalistische Schule, deren erster Vertreter Gogol ist, eigentlich von Puschkin begründet sei. Diese Anschauung verringert das Verdienst des ersteren und ändert die Charakteristik des letzteren.

---

[1]) Wir werden von nun ab auf keine Uebersetzungen mehr hinweisen, die ja genügend bekannt und zugänglich sind.

Puschkin übte einen gewaltigen Einfluß auf Gogol aus; erinnern wir uns, mit welchen Worten letzterer den Tod des Dichters betrauert. Puschkin brachte in die Thätigkeit des jungen Romanschriftstellers Licht und Klarheit; er flößte ihm das Bewußtsein eigener Kraft und jene Zuversicht ein, deren jedes Talent zu seiner Entwickelung bedarf, und die Gogol in der Achtung und der Anerkennung anderer fand. Obgleich die Namen Gogol und Puschkin durch alles dies unauflöslich mit einander verbunden sind, trägt doch Gogols Abhängigkeit von Puschkin den Charakter rein persönlicher Dankbarkeit und nicht etwa einer Beeinflussung auf litterarischem Gebiete. Der Dichter beeinflußt den Romanschriftsteller; doch gehen die Werke des Romanschriftstellers nicht aus den Schöpfungen des Dichters hervor. Das Mißverständnis beruht darauf, daß Puschkin, wie wir wissen, der erste war, der aus dem realen Leben schöpft. Doch wie verschieden sind beide in ihrer Darstellungsweise! Der Dichter, wie realistisch er auch sei, vergißt nie, welcher Schule er angehört; und wenn er das wirkliche Leben zum Gegenstande nimmt, so ist's ihm nicht um die Realität zu thun, sondern um die Einführung des wirklichen Lebens in die Poesie. Der Romanschriftsteller hingegen erfaßt das Leben nur in seiner Realität und läßt außer acht, daß das Leben noch eine andere Seite hat; er kehrt der abstrakten Welt, der Poesie den Rücken, und seine wunderbare Sprache, die leuchtenden Farben seiner Phantasie werden bloß Mittel zum Zweck und erscheinen um so reicher, je abstoßender die Nacktheit des von ihm geschilderten Lebens ist.

Was hat Gogol der Litteratur Neues gebracht? Auch vor ihm hatten Schriftsteller das Leben dargestellt und die Menschen nachempfinden lassen, was sie, mit der Reali-

Wir sind bis zu dem Abschnitt unserer Litteratur gelangt, von welchem an sie allen bekannt ist, oder wenigstens allen bekannt sein könnte; so viel ist sie in den letzten Jahren übersetzt worden. Dieser Umstand erleichtert bis zu einem gewissen Grade unsere Aufgabe. Wir werden zugeben müssen, daß wir für die Besprechung der Werke solcher litterarischen Größen, wie Gogol, Dostojewskij, Tolstoi, mehr Zeit brauchen, als uns noch zu Gebote steht, da wir schon bei unserer vorletzten Vorlesung angelangt sind. Wir wollen uns daher weniger mit der Analyse der Werke dieser Schriftsteller, als mit der Frage beschäftigen, welche Stellung sie in der Entwickelungsgeschichte des russischen Geistes einnehmen. Wir wollen ihre litterarische Genealogie verfolgen, ihre gegenseitigen Beziehungen, ihren Einfluß auf das damalige Leben betrachten und zusehen, welche geistigen Richtungen sie vertreten. Auf diese Weise werden wir ein mehr oder minder vollständiges Bild des russischen geistigen und litterarischen Lebens vom Ende der dreißiger bis zum Anfange der achtziger Jahre gewinnen, und wenn wir am Schluß unserer Vorlesungen sind, wird mich das Bewußtsein trösten, Sie, wenn auch nicht mit der ganzen neuen russischen Litteratur, so doch wenigstens mit der Seite derselben bekannt gemacht zu haben, die ein ausländischer Leser schwerlich durch die Lektüre unserer Schriftsteller allein sich aneignen kann.[1])

Es herrscht die Ansicht, daß die naturalistische Schule, deren erster Vertreter Gogol ist, eigentlich von Puschkin begründet sei. Diese Anschauung verringert das Verdienst des ersteren und ändert die Charakteristik des letzteren.

---

[1]) Wir werden von nun ab auf keine Uebersetzungen mehr hinweisen, die ja genügend bekannt und zugänglich sind.

Puschkin übte einen gewaltigen Einfluß auf Gogol aus; erinnern wir uns, mit welchen Worten letzterer den Tod des Dichters betrauert. Puschkin brachte in die Thätigkeit des jungen Romanschriftstellers Licht und Klarheit; er flößte ihm das Bewußtsein eigener Kraft und jene Zuversicht ein, deren jedes Talent zu seiner Entwickelung bedarf, und die Gogol in der Achtung und der Anerkennung anderer fand. Obgleich die Namen Gogol und Puschkin durch alles dies unauflöslich mit einander verbunden sind, trägt doch Gogols Abhängigkeit von Puschkin den Charakter rein persönlicher Dankbarkeit und nicht etwa einer Beeinflussung auf litterarischem Gebiete. Der Dichter beeinflußt den Romanschriftsteller; doch gehen die Werke des Romanschriftstellers nicht aus den Schöpfungen des Dichters hervor. Das Mißverständnis beruht darauf, daß Puschkin, wie wir wissen, der erste war, der aus dem realen Leben schöpft. Doch wie verschieden sind beide in ihrer Darstellungsweise! Der Dichter, wie realistisch er auch sei, vergißt nie, welcher Schule er angehört; und wenn er das wirkliche Leben zum Gegenstande nimmt, so ist's ihm nicht um die Realität zu thun, sondern um die Einführung des wirklichen Lebens in die Poesie. Der Romanschriftsteller hingegen erfaßt das Leben nur in seiner Realität und läßt außer acht, daß das Leben noch eine andere Seite hat; er kehrt der abstrakten Welt, der Poesie den Rücken, und seine wunderbare Sprache, die leuchtenden Farben seiner Phantasie werden bloß Mittel zum Zweck und erscheinen um so reicher, je abstoßender die Nacktheit des von ihm geschilderten Lebens ist.

Was hat Gogol der Litteratur Neues gebracht? Auch vor ihm hatten Schriftsteller das Leben dargestellt und die Menschen nachempfinden lassen, was sie, mit der Reali-

tät in Berührung gebracht, erfahren könnten: Lebensfreud' und Lebensleid, Stolz und Ekel; doch Gogol war der erste, welcher die Menschen sich ihres Lebens schämen lehrt. Erinnern wir uns, was über das Aristokratentum jener Zeit gesagt war, um die Bedeutung der Erscheinung Gogols voll und ganz zu schätzen. Das Aristokratentum war tonangebend; dem allgemeinen Beispiele folgend, schlossen sich die Schriftsteller mehr und mehr in ihrer olympischen Beschränktheit ab. Das wirkliche Leben war vergessen; keinem fiel es ein, auch nur einen Blick in jene Welt des Elends zu werfen, in der Menschen unter dem Druck der Sklaverei, der Roheit, der Unwissenheit und der Vorurteile vegetierten. Unter dem Einflusse der sentimentalen Poesie schien es, als hätte man der Wirklichkeit gegenüber keine Verpflichtungen mehr; wohl hatten die Menschen nach dem ersten Auftreten des Puschkinschen Realismus einen Blick ins Leben gethan, — doch es war ein Zauberglas, durch das sie geblickt, — das Zauberglas der Romantik. Und danach schloß sich wieder diese Welt für sie.

Die Gesellschaft hatte den höchsten Grad einer verfeinerten Erziehung erreicht; sie war westeuropäischer als Westeuropa selbst und gefiel sich nun in einem angenehmen Ruhestand, gleich dem Wanderer, der den Gipfel eines Berges erklommen hat und nun nicht höher steigen kann. Sie begnügte sich mit rein theoretischer Liebe zu den „geringeren Brüdern", und selbst diese entsprang nicht einem Mitgefühl für die menschlichen Wesen als solche, sondern einem Interesse an lebendigem Material, das ein Land verkörperte, ein Land mit all' seiner Größe, seiner Macht, seinem europäischen Prestige. Es lag in der damaligen Be-

geisterung für das Volk mehr patriotischer Egoismus, als wirkliche Menschenliebe.

Das System der Aufrechterhaltung des „status quo", das in der äußeren Politik durchgeführt wurde, beobachtete man auch im Innern des Landes; die Gesellschaft war davon überzeugt, daß die Welt, in der sie lebte, vollkommen sei, und mit glückseliger Selbstzufriedenheit ruhte sie im Schoße eines patriotischen Quietismus. Da erschallt plötzlich das Lachen Gogols: der Schleier wird von den dunkelsten Seiten des Lebens hinweggezogen, und die Wirklichkeit in ihrer ganzen Blöße enthüllt.

Doch bevor wir darauf näher eingehen, wollen wir einen Blick in die Seele des Autors werfen, was unsere Aufgabe bedeutend erleichtern wird. Mit folgenden Worten beginnt das berühmte siebente Kapitel aus den „Toten Seelen":

„Wohl dem Wanderer, der nach langer Reise und überstandenen Beschwerden, wie Kälte, Schnee und Regen, Schmutz, verschlafenen Stationsaufsehern, Glockengeklingel, notgedrungenen Reparaturen, nach Händeln mit Postknechten, Schmiedegesellen und anderen Schuften, — wohl dem Wanderer, der endlich das Dach des ihm wohlbekannten Hauses vor sich sieht, aus dem ihm Licht entgegenstrahlt. Er sieht die ihm vertrauten Räume, er hört den fröhlichen Gruß der ihn bewillkommnenden Menschen, den Jubel der hin und herlaufenden Kinder, die beschwichtigenden, von heißen Küssen unterbrochenen leisen Worte, die alles Schwere aus der Erinnerung zu bannen vermögen. Wohl dem Familienvater, der solch' ein Heim besitzt; doch — wehe dem Hagestolz!

Wohl dem Schriftsteller, der neben langweiligen, widerwärtigen, durch ihr personifiziertes Elend ins Auge

springenden Typen uns Charaktere vorführt, die den hohen Menschenwert in sich schließen, und der aus dem Sumpfe der alltäglichen Erscheinungen nur einige wenige Ausnahmen zu Helden erwählt. Wohl dem Schriftsteller, der niemals den erhabenen Ton seiner Leier herabstimmt, der sich nie von seinen Höhen zu seinen armen, unbedeutenden Mitbrüdern herabläßt, und der, ohne die Erde zu berühren, bei seinen Phantasiegestalten weilt. Doppelt beneidenswert ist sein schönes Los: er ist inmitten dieser Gestalten wie zu Hause, und zudem verbreitet sich nach allen Himmelsrichtungen hin sein Ruhm. Mit betäubendem Weihrauch hat er die Augen der Menschen umnebelt; er hat den Leuten wunderbar wohlgethan, indem er allen Lebensschmerz vor ihren Blicken verbarg und ihnen nur den vollkommenen Menschen zeigte. Alles eilt Beifall spendend ihm entgegen und begleitet jubelnd seinen Siegeswagen. Man nennt ihn einen großen Dichter; man sagt von ihm, er schwebe über allen Genien der Welt, gleich wie der Adler über allen Vögeln. Wenn nur sein Name genannt wird, erzittern die jungen, glühenden Herzen, und erglänzen Thränen dankbarer Anerkennung in aller Augen. Er hat nicht seinesgleichen an Macht! . . . Doch anders ist das Los des Schriftstellers, der es wagt, die Aufmerksamkeit auf das zu lenken, was beständig vor aller Augen sichtbar dasteht, was jedoch von gleichgültigen Augen nicht gesehen wird, — die erdrückende Misère dieses Lebens, die uns gefangen nimmt, die Menge der kalten, haltlosen, banalen Charaktere, denen wir auf unserem bitteren und schmerzensreichen Erdenwege begegnen; — anders ist das Schicksal des Schriftstellers, der es wagt, mit scharfem Meißel solche Gestalten hell und plastisch vor aller Augen darzustellen! Ihm ist es nicht beschieden, den Beifall der Menge zu

ernten; er wird keine Thräne der Anerkennung, keine Ausbrüche einmütiger Begeisterung der von ihm bewegten Herzen schauen; ihm wird kein sechzehnjähriges, von heldenhaftem Enthusiasmus erfülltes Mädchen entgegenfliegen; er wird sich nicht in dem süßen Rausch der von ihm selbst hervorgelockten Laute vergessen dürfen. Er endlich wird dem Gericht der Zeitgenossen nicht entgehen, diesem heuchlerischen, seelenlosen Gericht, welches seine geliebten Schöpfungen für unbedeutend und gemein erklären wird, ihm einen verächtlichen Platz in der Reihe solcher Schriftsteller anweisen wird, die gleichsam die Menschheit beleidigen, ein Gericht, welches ihm Eigenschaften der von ihm dargestellten Helden beilegen und ihm Seele und den göttlichen Funken des Talents absprechen wird. Denn das Gericht der Zeitgenossen will nichts davon wissen, daß der Wert des Glases der gleiche bleibt, ob man durch dasselbe Sonnenkörper oder die Bewegungen mikroskopisch kleiner Insekten beobachtet; das zeitgenössische Gericht will es nicht wahr haben, daß viel Tiefe dazu gehört, um ein aus dem alltäglichen Leben gegriffenes Bild so zu beleuchten, daß es zu einer Perle der Schöpfung werde; dieses Gericht will es nicht wahr haben, daß eine erhabene Satire wert ist, einer erhabenen Lyrik an die Seite gestellt zu werden, und daß eine abgrundtiefe Kluft zwischen ihr und den Hanswurstiaden einer Jahrmarktstheaterbude liegt.

Das alles will das zeitgenössische Gericht nicht anerkennen; es verwandelt alles für den nicht anerkannten Schriftsteller in Tadel und Schmähung, und so steht dieser ohne Teilnahme, ohne Wiederhall, unverstanden wie ein einsamer Wanderer auf seinem Wege allein da. Dornenvoll ist seine Laufbahn, und bitter empfindet er seine Einsamkeit.

Von einer wunderbaren Macht getrieben, muß ich noch lange Hand in Hand mit meinem wunderlichen Helden gehen und das große, gewaltige Leben mit einem vor der Welt offenkundigen Lachen betrachten, hinter welchem sich Thränen verbergen, die diese Welt weder sieht noch ahnt. Und weit entfernt ist noch die Zeit, da sich ein anderer heftiger Sturm der Begeisterung in meiner Brust erheben, und da man mit zaghaftem Beben den majestätischen Donner einer anderen Sprache vernehmen wird . . ."

In diesem wunderbaren Bruchstück ist alles ausgesprochen: die Sehnsucht eines Menschen, der die Freuden des Familienlebens nie gekannt, — der Schmerz des Satirikers, der unter den auf dem Parnaß thronenden Poeten sich einsam fühlt, — die Qualen eines Schriftstellers, der sich von seinen Zeitgenossen nicht anerkannt glaubt, und der sich dessen nicht bewußt ist, daß er der kommenden Generation vorausgeeilt, — das vergebliche Sinnen und Trachten eines Dichters, seiner Leier andere Weisen zu entlocken, — der innere Zerfall eines Menschen, der in späterer Zeit alles verwirft, was er in den Tagen seines Ruhmes geschaffen, — das quälende Schwanken einer Seele, die im beständigen Kampf des Schriftstellers mit dem Pietisten hin und hergezerrt wird, — mit einem Wort, alle Heimsuchungen, die sein unharmonisches Leben mit sich bringt, ein Leben, das in der ländlichen Einsamkeit eines kleinrussischen Dorfes seinen Anfang nahm, in den litterarischen Salons Petersburgs erblühte, unter traurigem Umherirren in Europa fortgesetzt wurde, und das nach einer Pilgerfahrt nach Jerusalem unter physischen Leiden in geistiger Unfruchtbarkeit zum Abschluß kam . . . alles ist in diesem Bruchstück enthalten.

Im Jahre 1831 erschienen die „Abende auf dem Landgute bei Dikanjka".[1]) Als der Verleger — so erzählt Puschkin — in die Buchdruckerei eintrat, in der diese Erzählung gedruckt wurde, traf er alle Setzer laut lachend an.

Wir können am „Lachen" Gogols mehrere Phasen beobachten. Während der ersten Jahre seines Aufenthalts in Petersburg, angesichts der nebelerfüllten Straßen der nordischen Hauptstadt, lebte Kleinrußland in seiner Erinnerung fort, in der ganzen sommerlichen Pracht seiner blühenden Steppen. Die Erzählungen aus dem Leben der Kosaken und Bauern sind von einem Gefühl unendlicher Liebe durchdrungen. Sein Humor ist fein, seine Heiterkeit von kindlicher Reinheit, seine Scherze sind fröhlicher und gutmütiger Art; hinter diesem „sichtbaren Lachen" verbirgt sich noch keine „unsichtbare Thräne". In den nächstfolgenden drei Jahren wird diese idyllische Stimmung durch den Einfluß des Stadtlebens verdrängt: schmutzige Straßen, unsaubere Wohnungen, notleidende Beamte, Künstler und Schriftsteller, die im Kampf ums Dasein untergehen, ohne daß viel Aufsehens davon gemacht wird, sind zum größten Teil Gegenstand seiner Novellen.[2]) Wohl begegnen wir in anderen Erzählungen noch malerischen Bildern aus dem kleinrussischen Leben, doch vorherrschend behandelt Gogol auch in ihnen entweder Scenen aus dem täglichen Leben,[3]) oder er giebt uns in epischer Form Bilder aus der menschlichen Leidensgeschichte, wie z. B. in „Taras Bulba", einer tragischen Episode aus den

[1]) Dikanjka ist der Name eines Dorfes und eines Landgutes im Gouvernement Poltawa, Besitztum eines Fürsten Kotschubei.

[2]) „Das Porträt," „Der Newskij-Prospekt," „Der Mantel" u. s. w.

[3]) Die „Altmodischen Gutsbesitzer", „der Streit Iwan Iwanowitsch' mit Iwan Nikiforowitsch".

Kämpfen der Kosaken gegen die Polen. Eine Wärme, eine Tiefe des Gefühls und ein fast homerischer Hauch durchdringen das ganze Epos und gestalten es mit seinen wundervollen Naturbeschreibungen zu einer der schönsten Schöpfungen der modernen Litteratur. Jetzt sieht man Gogol durch Thränen lachen; sein Herz ist von Bitterkeit erfüllt, — die Zersetzung seiner optimistischen Lebensanschauung hat begonnen. Von nun an ist's nicht mehr die Schönheit als solche, die ihn beschäftigt, sondern der Schimpf, der dieser Schönheit durch die Gemeinheit der Menschen widerfährt. Die ganze Welt erscheint ihm in der Gestalt gefallener Schönheit sittlich erniedrigt. „Niemals," sagt er, „ergreift uns das Mitleid so gewaltig, als beim Anblick der vom verderblichen Hauch des Lasters angewehten Schönheit." Diese Schönheit schwindet allmählich für ihn aus dem Leben, an ihre Stelle treten klaffende Wunden und Auswüchse. Doch kann er seiner Feder keine andere Richtung geben: der Mensch leidet, — aber der Schriftsteller lacht. Dieses Lachen freilich ist nicht mehr dasselbe, wie ehemals; früher schrieb er, um die Menschen lachen zu machen, jetzt schreibt er, um über sie zu lachen. Das ist in Kürze die Aufeinanderfolge der Stimmungen Gogols, die in den „Abenden auf dem Landgute bei Dikanjka", den „Petersburger Novellen" und „Taras Bulba" zum Ausdruck kommen.

Zu den bedeutendsten Werken Gogols gehören neben „Taras Bulba" der „Revisor" und die „Toten Seelen".

Der „Revisor", zum ersten Mal aufgeführt im April 1836, ist ein Lustspiel, das mit Komik und beißendem Sarkasmus die Aufregung schildert, in welche eine kleine Provinzialstadt durch die Ankunft eines Abenteurers versetzt wird, der sich für einen aus Petersburg abgesandten In-

spektor ausgiebt. Der Autor gewährt uns hier einen Blick in das elende Leben der niederen Beamten in der Provinz, die im Sumpfe der Bestechlichkeit dahinvegetieren. „Kein einziger ehrlicher Mensch im ganzen Stück!" riefen die Zuschauer aus, als sie nach der ersten Aufführung des „Revisor" das Theater verließen. „Nicht doch," antwortet der Autor, „es tritt ein Ehrlicher im Stück auf, — während der ganzen Dauer der Vorstellung ist er thätig gewesen: ehrlich war — das Lachen!"[1])

Die „Toten Seelen" erschienen 1842. Der Titel dieses Werkes könnte diejenigen irreführen, die mit dem Inhalt des Romans noch nicht vertraut sind. Man könnte fast glauben, es handele sich hier um Gespenster. Das ist nicht der Fall. Vor der Befreiung der Leibeigenen mußten die Gutsbesitzer für ihre verstorbenen Bauern die Steuern so lange fortbezahlen, bis deren Tod von der Behörde offiziell bestätigt worden war. Diese Bestätigung ließ in der guten alten Zeit oft recht lange auf sich warten. Tschitschikow, der Held des Romans, faßt den originellen Gedanken, diese „toten Seelen" für sich anzukaufen, um

---

[1]) „Im Theaterfoyer" heißt eine dramatische Scene, in welcher der Verfasser verschiedene Urteile über sich von seiten zeitgenössischer Kritiker wiedergiebt. Unwillkürlich drängt sich uns bei diesem Stück ein Vergleich mit Molières „La critique de l'école des femmes" auf; doch, wie häufig in solchen Fällen, sind die Momente, durch welche sich diese beiden Stücke von einander unterscheiden, interessanter, als die, welche beiden gemeinsam sind. Wir wollen hier nur die sociale Bedeutung des Theaters betonen, wie sie sich in den beiden Stücken kund giebt. Der Ort der Handlung bei Molière ist — der Salon; bei Gogol — die Vorhalle im Theater. Die von Gogol geschilderte Gesellschaft, die sich durch Interesse für die Litteratur und durch kritischen Geist auszeichnet, gehört einem unvergleichlich höheren Bildungsgrade an, als die Molières; vor allem ist es die demokratische Tendenz Gogols, die dem Salonwesen Molières gegenüber besonders auffällt.

sie als seine Leibeigenen anzugeben. Indem Gogol seinen Helden von einem Gutsbesitzer zum anderen wandern läßt, entrollt er vor den Augen des Lesers ein Bild des russischen Landlebens, eines Landlebens in seinem ganzen Umfange, mit einer außerordentlichen Mannigfaltigkeit von Typen, mit der grenzenlosen Einförmigkeit ihrer ausschließlich auf Gewinn und Klatsch gerichteten Interessen.

Bevor wir weiter gehen, möchte ich auf zwei Fragen näher eingehen, die in Bezug auf Gogol häufig von Ausländern aufgeworfen werden.

„Wie ist es möglich, daß ein Stück, wie der ‚Revisor‘, in Rußland hat aufgeführt werden können?“

Daß es unter Kaiser Nikolaus I. zur Aufführung gelangen durfte, ist wunderbar genug; doch geschah es auf Befehl des Herrschers, der sich persönlich für das Lustspiel lebhaft interessierte. Daß dieses Stück seitdem nicht von der Bühne verschwunden ist und heute noch gegeben wird, erscheint uns Russen nicht wunderbar. Das Staunen des Ausländers ist zu begreifen. Offenbar beurteilt er das Stück nach den grausamen Kürzungen, die das russische Lustspiel von seiten der deutschen Censur erfuhr, als der Direktor einer der Berliner Bühnen nach langem Zögern endlich die Aufführung gestattete.[1])

Die zweite Frage ist ernsterer Natur. „Welch’ eine Vorstellung von Rußland ergiebt die Lektüre des ‚Revisor‘ und der ‚Toten Seelen‘? Wie entsetzlich! Kein einziger Ehrlicher im ganzen Stück!“ Verzeihen Sie meine Schroffheit, doch —wie wenig Verständnis für Litteratur beweisen diejenigen, die so etwas sagen. In welchem Lande, muß

[1]) Siehe „Korrespondenz aus Berlin“ („Nowoje Wremja“, 21. April 1895) von Frau Schabelskij, der Uebersetzerin des Gogolschen Lustspiels.

ich Sie fragen, zu welcher Zeit und in welcher Litteratur giebt die Satire ein vollständiges Bild des Lebens, des Lebens in seinem ganzen Umfange? Weil Rußland noch wenig von anderen Nationen gekannt wird, darum also sollte die Schilderung der dunkelsten Schattenseiten des russischen Lebens als ein erschöpfendes Bild der Wirklichkeit angesehen, sollte einer der größten Satiriker der Welt zu einem Zeitungsreporter degradiert werden, der Thatsachen berichtet? Nein, wir wollen den Wert des Künstlers nicht unterschätzen, indem wir seine schöpferische Seherkraft anzweifeln, mit welcher er die Zukunft voraussah und die Wirklichkeit durchdrang. Und ebensowenig wollen wir das Volk verurteilen, das Gegenstand solcher Satire wurde; denn dieses selbe Volk hat den Satiriker hervorgebracht. Die kritische negierende Litteratur eines Landes liegt nicht außerhalb des Volksbewußtseins; sie bildet einen Teil — und einen wertvollen Teil desselben. Wenn ein Volk für die Ungeheuerlichkeiten seiner Fehler verantwortlich gemacht wird, so darf es anderseits stolz sein auf die sittliche Größe seiner Selbsterkenntnis und Selbstverurteilung. Ein großer Satiriker ist, wie ein großer Dichter, das Resultat der Entwickelung eines Volkes, und mag er noch so sehr dessen moralische Unzulänglichkeit aufdecken, es macht doch sein Wort, wie das Wort des Dichters, seinem Volke Ehre. Nur große Charaktere sind im stande, ihre geistigen Kräfte gegen sich selbst anzuwenden; nur ein starkes Volk, das sich gestählt genug fühlt, den schweren Kampf der Selbstvervollkommnung auf sich zu nehmen, konnte einen so giftigen Stachel, wie die Satire Gogols, gegen sich selbst richten.

Gogol selbst wurde sich der vollen Bedeutung der von ihm gelösten Aufgabe nicht bewußt; er ahnte es nicht, daß

er den Grund zu einer neuen litterarischen Schule gelegt hatte.

Die durch seinen beißenden Spott hervorgerufenen Anfeindungen verwundeten ihn in seinem äußerst empfindlichen Ehrgeiz und vergifteten ihm die schönsten Augenblicke seines litterarischen Erfolges. Allmählich wurde er vom Zweifel erfaßt, ob er auch den richtigen Weg eingeschlagen, ob er auch gut gethan habe, bei seinen künstlerischen Betrachtungen nur der Verneinung Raum gegeben zu haben. Immer stärker wurde der Wunsch, einen anderen Ton anzuschlagen, die Rolle eines Moralisten zu übernehmen. Seine angeborene Neigung zum Pietismus, im Verein mit seinen maßlosen Ansprüchen und seinem schriftstellerischen Selbstgefühl, reifte in ihm die Ueberzeugung, daß er zum Missionar, — ja zum Propheten berufen sei. Physische Leiden erschütterten vollends sein moralisches Gleichgewicht; er verfiel in einen gewissen religiösen Mysticismus und verleugnete alles, was er bis dahin geschrieben hatte. Doch sein Werk war gethan, er konnte es nicht mehr ungeschehen machen: schon tauchten sie auf — unsere großen Prosaiker. Zu der Zeit, da der Lehrer in einen trüben Pietismus zu versinken begann, und sein Geist zu verlöschen drohte, befestigten seine Schüler in voller Entfaltung ihrer jugendlichen Kräfte die neue „naturalistische" Schule. Im Jahre 1852 — dem Todesjahre Gogols — hat die russische Litteratur bereits Werke aufzuweisen wie: das „Tagebuch eines Jägers" von Turgenjew (1844—1850), die „Armen Leute" von Dostojewskij (1846) und die „Kindheit" von Leo Tolstoi (1852).

Das Jahrzehnt, das zwischen dem Erscheinen von Gogols „Toten Seelen" und dem ersten litterarischen Erzeugnis Leo Tolstois liegt, ist eine wichtige Zeit in unserem

geistigen Leben. Da dieses um das Jahr 1840 eine ausgesprochene Richtung annahm, so wird diese ganze Epoche danach benannt. Das Wort die „Vierziger Jahre" hat in Rußland eine ganz eigenartige, reizvolle Bedeutung; es schließt eine gewisse erhebende Kraft in sich, die uns in das idealistische Gebiet wissenschaftlicher und philosophischer Streitfragen führt. Diese auf eine abstrakte Welt gerichteten, mit naiver Begeisterung geführten Disputationen sind wertvoll durch die Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit, die dabei an den Tag traten. In den dreißiger Jahren wurde die Moskauer Universität Mittelpunkt einer verstärkten geistigen Bewegung. Professoren und Studenten waren in gleicher Weise von ein und demselben Interesse auf das lebhafteste ergriffen: die deutsche Philosophie wird Hauptgegenstand des Studiums und der Disputationen. Die jugendlichen Geister, entflammt für die Lehre Schellings, werden hingerissen durch die schwungvollen Vorlesungen von Professoren wie Nadeshdin,[1]) Pawlow,[2]) Schewyrew.[3]) Um diese Männer scharen sich andere; diejenigen, die jetzt noch Studenten sind, werden im nächsten

[1]) Kunst und Archäologie.

[2]) Physik und Landwirtschaft.

[3]) Litteratur. Wir haben aus seinen Schriften Auszüge angeführt, als wir von den Chroniken und dem „Lied vom Feldzuge Igors" sprachen. Seine Kritik über den II. Teil des Faust veranlaßte Goethe zu folgender charakteristischen Bemerkung: „Der Schotte strebt, das Werk zu durchdringen, der Franzose, es zu verstehen, der Russe, es sich anzueignen. Und so hätten die Herren Carlyle, Ampère und Schewyrew ganz ohne Verabredung die sämtlichen Kategorien der möglichen Teilnahme an einem Kunst- und Naturprodukt vollständig durchgeführt." („Kunst und Altertum"). N. Barssukow: „Leben und Werke Pogodins" Bd. III. Petersburg 1889—1891. Siehe ebenfalls: „Correspondence between Goethe and Carlyle." ed C. E. Norton. Mc. Millan & Co. 1887, Brief XIV vom 25. Juni 1828.

Jahrzehnt die Führer der denkenden Jugend; sie bereiten den litterarischen Boden vor, aus dem unsere Schriftsteller der funfziger und sechziger Jahre hervorgehen; sie heben das moralische Niveau der Gesellschaft, die zwanzig Jahre später auf den Ruf zur Befreiung der Bauern ihrem Monarchen freudig entgegenkommt. Die hervorragendsten unter diesen Männern sind: Granowskij, der spätere Professor der Geschichte, der einen so großen Einfluß auf die folgende Generation ausübte, daß sein Name Repräsentant der ganzen Epoche wurde; Belinskij, der zukünftige Kritiker, den wir häufig angeführt haben, besonders bei Gelegenheit der Besprechung Puschkins. Ihn müssen wir, wie ein Schriftsteller sich ausdrückt, als den wichtigsten Wegweiser unserer litterarischen und sozialen Entwickelung in den vierziger Jahren betrachten.[1]) Solowjew, seit 1845 Professor der russischen Geschichte, ist einer der bedeutendsten Vertreter der Geschichtsforschung.[2]) Die Gebrüder Akssakow, die zukünftigen Vertreter der slavophilen Partei, sind die Söhne des bekannten Schriftstellers Sergei Akssakow.[3])

---

[1]) A. N. Pypin „Charakteristik litterarischer Ansichten von den zwanziger bis zu den fünfziger Jahren." Petersburg 1890.

[2]) Seine „Geschichte Rußlands in ältester Zeit" gehört zu dem Besten, was wir in Bezug auf diesen Gegenstand besitzen; der 29. Band (Regierung Katharinas der Großen) schließt mit dem Jahre 1780.

[3]) 1791—1859. Seine „Familienchronik" (in deutscher Uebersetzung: „Russische Familienchronik", 2 Bde. Leipzig 1858) ist der Urtypus des russischen Familienromans; in seinen Werken über den Fischfang und die Jagd begegnen wir zum ersten Mal jenen unmittelbaren, innigen Beziehungen zur Natur, welche Turgenjew in so hohem Grade charakterisieren. Die Werke S. T. Akssakows tragen zu sehr den Charakter von Autobiographien, um in der Belletristik die Stellung einzunehmen, die sie ihrem litterarischen Wert nach zu haben verdienten.

Diese jungen Leute befanden sich in einem sozusagen „philosophischen Rausche". Am Ende der dreißiger Jahre war es schon nicht mehr Schelling, sondern Hegel, der die Gemüter entflammte und Streitfragen anregte. „In allen drei Teilen von Hegels Logik, in den zwei Teilen seiner Aesthetik, in seiner Encyklopädie u. s. w.," sagt ein Zeitgenosse, „giebt es keinen einzigen Paragraphen, der nicht verzweifelte Disputationen hervorgerufen hätte, Disputationen, die mehrere Nächte hindurch dauerten. Leute, die sich gegenseitig lieb hatten, mieden sich wochenlang, weil sie sich in der Feststellung des Begriffs vom „transscendentalen Geiste" nicht einigen konnten und sich durch die differierenden Ansichten über das „absolute Ich" und dessen „Sein an sich" beleidigt fühlten. Die unbedeutendsten in Berlin und anderen Städten erschienenen Broschüren, in denen bloß der Name Hegels genannt war, wurden verschrieben und so eifrig gelesen, daß das Buch nach einigen Tagen zerrissen und befleckt in lose Blätter auseinanderfiel." Eine gleiche Begeisterung erweckte die Litteratur. „Im Goethe, insbesondere im zweiten Teil des Faust zu Hause zu sein, wurde als ebenso wichtig und selbstverständlich angesehen, als der Besitz eines Rockes. Die Philosophie der Musik stand auf dem ersten Plan." In ihrem Interesse für abstrakte Fragen, in ihrem Idealismus erschien die Jugend oft lächerlich: „Ging jemand in Sokolniki[1]) spazieren, so that er's, um sich dem pantheistischen Gefühl seiner Einheit mit dem Kosmos hinzugeben, und begegneten ihm unterwegs ein angetrunkener Soldat oder ein Weib, die ihn anredeten, so sprach der Philosoph nicht

---

[1]) Park bei Moskau.

einfach mit ihnen, sondern bestimmte die Substanz des Volkstümlichen in ihren unmittelbaren und zufälligen Erscheinungen.“

Alles das war wohl lächerlich, kindisch, übertrieben, doch trug es durchaus den Stempel der Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit. Mit den Jahren gesellten sich Festigkeit und praktischer Sinn hinzu: aus den früheren Studenten wurden Professoren, begeisterte Idealisten, eifrige Förderer der Wissenschaft und der Aufklärung.[1]) Aus der Zahl der Namen, die in dieser Epoche glänzten, greifen wir jetzt den heraus, welcher der Wegweiser der litterarischen und sozialen Entwickelung der vierziger Jahre war.

Aus den zahlreich angeführten Citaten muß die litterarische Erscheinung Belinskijs[2]) bis zu einem gewissen Grade für uns schon Gestalt gewonnen haben. Wir haben bereits die Feinheit seiner litterarischen Empfänglichkeit, die Präcision seiner Analyse, seinen wunderbaren Scharfblick, das hohe Kriterium seines ästhetischen Urteils schätzen gelernt; man könnte behaupten, daß das folgende Geschlecht der Schriftsteller, diejenigen, die die Bedeutung der russischen Litteratur begründeten, ihre ästhetische Bildung aus den Werken Belinskijs geschöpft haben. Wenn wir in Betracht ziehen, daß er seine kritischen Fähigkeiten an so hervorragenden Schriftstellern, wie Puschkin, Lermon-

[1]) Einer der ersten, die den Anstoß zu der neuen philosophischen Bewegung gaben, war der junge Dichter Wenewitinow, ein Jüngling von außergewöhnlicher Begabung, der im Alter von zweiundzwanzig Jahren starb (1805—1827). „Wie konntet Ihr ihn sterben lassen!“ schrieb Puschkin dessen Freunden.

[2]) Geb. 1811 in Moskau, gest. 1848 in St. Petersburg. Ausgabe seiner Werke in 12 Bänden 1859—62.

tow und Gogol, geübt hat, wenn wir uns ins Gedächtnis zurückrufen, daß er ihr Zeitgenosse gewesen ist, also sich nicht der Vorteile eines retrospektiven Urteils bedienen konnte, so erscheint sein Verständnis für litterarische Erscheinungen und ihren Zusammenhang staunenerregend. Niemals hat eine Theorie, und sollte er sie selbst einstmals aufgestellt haben, die Unparteilichkeit seines Urteils getrübt. „Nur derjenige," pflegte er zu sagen, „der die Wahrheit nicht schätzt, hat niemals seine Ansichten geändert." Und so richtig ist sein Urteil über Leben und Kunst in ihrer Wechselwirkung, daß es schwer zu entscheiden ist, ob es ein Rat für die damaligen Schriftsteller oder eine Prophezeihung für die zukünftigen sein soll, wenn er sagt: „Der Nationalökonom beweist auf Grund statistischer Tabellen und Zahlen, an den Verstand seiner Leser oder Hörer appellierend, daß sich infolge von diesen oder jenen Ursachen die Lage einer gewissen Gesellschaftsklasse verbessert oder verschlimmert habe. Der Dichter, der die Gabe einer lebhaften und farbenreichen Darstellung der Wirklichkeit besitzt, zeigt, an die Phantasie seiner Leser appellierend, durch das Bild, daß die Lage einer gewissen Gesellschaftsklasse infolge von diesen oder jenen Ursachen sich wirklich um vieles verbessert oder verschlimmert habe. Der eine beweist, der andere stellt dar, und beide überzeugen, ersterer durch logische Argumente, letzterer durch — Bilder. Doch während der erstere nur von wenigen gehört und verstanden wird, ist der letztere allen zugänglich. Das höchste und heiligste Interesse der Gesellschaft ist ihre eigene Wohlfahrt, auf die jedes einzelne ihrer Glieder das gleiche Anrecht hat. Der Weg, der zu dieser Wohlfahrt führt, ist die Erkenntnis. Um aber diese zu erlangen, ist

die Kunst ein ebenso wichtiger Faktor, als die Wissenschaft; beide sind hier gleich unentbehrlich."[1])

Von großer Bedeutung war Belinskij in seiner Eigenschaft als Polemiker. „In ihm," sagt ein Kritiker, „konzentrierten sich die wärmsten Sympathien für die junge Generation, der glühendste Haß gegen die veraltete litterarische Partei und die Feindschaft gegen die neue Schule, die sich gegenüber der ‚westeuropäischen Richtung' ablehnend verhielt."[2]) Was war das aber für eine „neue Schule", und was verstand man unter der „westeuropäischen Richtung"? Ein Zeitgenosse charakterisiert sie folgendermaßen.[3]) „In jener Zeit zerfiel die Gesellschaft der Moskauer Gelehrten und Schriftsteller in zwei Gruppen, die sogenannten „Sapadniki" und die Slavophilen. Die erstere, zahlreichere, deren Mitglieder sich um die aus dem Auslande zurückgekehrten Professoren der Moskauer Universität scharten, war im kleinen Maßstabe ein Gegenstück der zu jener Zeit in der deutschen Gelehrtenwelt modernen Schule, deren Centrum Hegel war. In der anderen Gruppe entwickelten sich allmählich russisch-orthodoxe Ansichten." Diese beiden Gruppen nahmen bald den Charakter zweier einander gegenüberstehenden Lager an, und als die Meinungsverschiedenheiten sich immer schärfer zuspitzten, wurde Belinskij einer der eifrigsten Verteidiger der westeuropäischen Richtung.

Die Sapadniki bilden nicht gerade, was man eine Partei nennt; sie wurden von ihren Gegnern, den Slavophilen, als eine solche betrachtet; von diesen erhielten sie

---

1) Belinskij, Bd. IX.

2) A. N. Pypin, in dem angeführten Werke.

3) J. Samarin († 1876) war selbst Slavophile; er gehörte der Kommission an, die den Plan zur Befreiung der Leibeigenen auszuarbeiten hatte.

auch ihren Beinamen. Da sie sich durch keine charakteristischen Züge auszeichnen, die sie von den Anhängern der Civilisation anderer Länder unterscheiden, so wollen wir lieber die ihr entgegengesetzte Partei charakterisieren und dadurch den Unterschied zwischen beiden Gruppen hervorheben.

Wir haben bereits flüchtig einiger Grundsätze der Slavophilen gedacht, als wir von den Reformen Peters des Großen und ihrer verschiedenen Wertschätzung sprachen.[1]) Wir wissen, daß diese Partei die Reform als einen gewaltthätigen Eingriff in den Gang der natürlichen Entwickelung des Landes betrachtet, als ein Ablenken vom geraden Wege, das nur zu einer schädlichen Nachahmung des westlichen Europas führen könne. Solch' eine Beurteilung eines der größten Momente in der russischen Geschichte war die Folge eines bestimmten Systems. Ungeachtet der nationalen Beschränktheit, zu der diese Auffassung führen mußte, ungeachtet des Obskurantismus und der Unduldsamkeit, durch welche sich die Vertreter dieser Partei in der Folge auszeichneten, ist das Slavophilentum doch aus streng wissenschaftlichem Boden hervorgegangen; die Urheber dieser Richtung waren Männer, die entschieden auf einer sehr hohen Stufe europäischer Bildung standen.[2]) Es ist sonderbar, daß diese Anhänger des Nationalitätsprincips, welche die lateinisch-germanische Kultur geringer schätzen, als die griechisch-slavische, ihre Theorien auf den Errungenschaften dieser selben westeuropäischen Kultur aufbauen, die sie — und besonders

[1]) Siehe daselbst die bibliographischen Angaben.

[2]) Vergl. den Eindruck, den die Vertreter dieser Partei in den siebziger Jahren auf M. Wallace gemacht. („Russia“, vol. II, ch. XXVI.

ihre Nachfolger — so arg verschmähen. Im Grunde genommen war es die zu damaliger Zeit durch Schelling aufgebrachte Theorie der Rassenablösung in der Kultur, auf die die Slavophilen sich stützten, eine Theorie, die Hegel auf die Deutschen bezogen hatte. Der Unterschied war nur der, daß, was bei den Deutschen als Beweis nationalen Hochmutes verurteilt wurde (weil es, jedes religiösen Elementes bar, einen ausschließlich nationalistischen Charakter an sich trug), bei den Russen als ein Zeichen christlicher Demut ausgelegt wurde. Ihrer Ansicht nach hatte freilich die Vorsehung vor allen anderen Völkern das russische mit den höchsten, mit ganz besonderen Gaben ausgestattet, und diese Ansicht war in den Augen der Slavophilen von solch' einer dogmatischen Unbestreitbarkeit, sie glaubten so aufrichtig an dieselbe, daß dieser ihr Glaube, so merkwürdig das klingen mag, in der That mehr Demut, als Dünkel und Hochmut in sich schloß.[1]) Wir wollen uns bei den Einzelheiten der Slavophilentheorie nicht aufhalten: überlassen wir ihnen ihre Verachtung Europas, ihre Antipathie gegen Peter den Großen, ihren Haß gegen Rom und den römischen Katholicismus,[2]) — das sind lauter

---

[1]) Es mag wie ein Widerspruch erscheinen, — in der That aber verkünden sie Rußlands Größe mit Demut: „Wir sind groß", — sagen sie — „weil wir demütig sind." Die „russische Demut" wird zu ihrem Lieblingsthema. (K. Aksakow, Schewyrew). Die Sünde ihres Eigendünkels waschen sie rein durch Reue, und je übertriebener der Dünkel, desto wertvoller erscheint diese in ihren Augen. Doch — wächst nicht durch das Bewußtsein unseres Verdienstes die Verantwortlichkeit für unsere Sünde? Das Slavophilentum in seinem krassesten Vertreter (K. Aksakow) schwankt zwischen nationalem Eigendünkel und christlicher Demut, ohne einen versöhnenden Ausgang zu finden.

[2]) Schewyrew, glaube ich, war es, der den Ausdruck „fauler Westen" aufbrachte. Trotzdem hat diese seine Ansicht über den Westen die Klarheit seiner wissenschaftlichen Ueberzeugungen nicht getrübt, er hat



negative, unfruchtbare Dinge. Halten wir uns hingegen an das eine gute Element ihrer Lehre, an das Prinzip der Liebe, das sich in der Folge als bedeutungsvoll und fruchtbar erwies.

Die niedersten Volksklassen, die vom schädlichen Einfluß der „Civilisation“ verschont geblieben waren, erschienen den Slavophilen als die Träger nicht nur ursprünglich nationaler, sondern auch christlicher Reinheit. Diese Ansicht war gewissermaßen übertrieben idealistisch, doch brachte sie — in die That umgesetzt — günstige Resultate hervor. Alle Gelehrten und Schriftsteller wandten je nach ihrer Spezialität ihre Kräfte und Fähigkeiten dem Studium des Volkes zu. Kirejewskij erforscht und sammelt Erzeugnisse der Volkspoesie; der Dichter Chomjakow macht geschichtliche und ethnographische Studien, — seine Forschungen bezüglich der Lebensverhältnisse der Bauern haben wesentlich zur Aufklärung der Frage von der Aufhebung der Leibeigenschaft beigetragen; Schewyrew giebt einen vorzüglichen Ueberblick über die Volkspoesie und die Chroniken; Walujew, Pogodin[1]) und andere vertiefen sich in das Studium der vaterländischen Geschichte. Ihre Gewissenhaftigkeit, ihre Hingebung und Liebe zur Sache

auf dem Gebiete der vergleichenden Litteratur, der russischen und der westeuropäischen, viel gearbeitet und sich durchaus nicht gleichgültig zu dem oben erwähnten Ausspruch Goethes über ihn verhalten.

[1]) Wie Schewyrew, so zählte sich auch Pogodin nicht zu den Slavophilen, doch unterscheidet sich die von ihm herausgegebene Zeitschrift „Der Moskowit“ in ihrer Richtung nicht viel von dem Slavophilentum. Pogodin gehörte zu der Gruppe der Männer, die sich „Potschwenniki“ nannten (siehe Vorlesung VIII). In der Wissenschaft ist Pogodin bekannt durch die von ihm so benannte „Mathematische Methode“, die er auf die russische Geschichtsforschung in Anwendung brachte.

sichern ihnen eine ehrenvolle Stellung in den Reihen der Männer, die sich um die Aufklärung in ihrem Vaterlande verdient gemacht haben, und was die Nachwelt auch von ihren Ueberzeugungen halten mag, — sie erkennt die hohen Eigenschaften ihres Geistes vollkommen an und nimmt dankbar ihre Verdienste um die Wissenschaft entgegen.[1])

Bei diesen ihren Arbeiten zum Nutzen der russischen Wissenschaft gehen die Slavophilen Hand in Hand mit ihren Gegnern, die sie „Sapadniki" nennen. Die Vertreter beider Parteien hatten sich bei all' ihren Meinungsverschiedenheiten jene begeisterte Liebe zur Wissenschaft bewahrt, welche sie in ihrer Studentenzeit beseelt hatte, als die Ueberzeugungsverschiedenheiten noch nicht hervorgetreten waren. Durch eine große Anzahl befähigter junger Professoren wird die lebhafteste Thätigkeit auf allen Gebieten der Wissenschaft angeregt; mit wunderbarer Energie erreichen es diese Männer, in einem Zeitraum von unfähr funfzehn Jahren die russische Geschichtsforschung und die Philosophie auf dieselbe Stufe zu erheben, auf welcher sich diese Wissenschaften in Westeuropa damals befanden. Männer, wie Ustrjalow, Solowjew, Kawelin, Kostomarow, Bestushew-Rjumin[2]), Buslajew, Sresnewskij,

---

[1]) Das bezieht sich natürlich auf die Werke, in denen die wissenschaftliche Unparteilichkeit durch slavophile Vorurteile nicht erschüttert ist. Das idealistische Bild, das K. Aksakow von den alten Slaven aus der heidnischen Zeit entwirft, kann selbstverständlich nicht Anspruch auf wissenschaftlichen Wert erheben.

[2]) Historiker.

Wir müssen auch den Vorgänger dieser Männer, Kotschenowskij, erwähnen (1775—1842), der der erste war, welcher an geschichtlichen Thatsachen Zweifel erhob. Mit Strenge tadelt er Karamsin für dessen Rhetorik und für die Aufstellung des Satzes (in der Einleitung zu seiner „Geschichte"), daß „die Kenntnis aller Weltgesetze, die Gelehrsamkeit der Deutschen, die Geistesschärfe

werden hochgeschätzt wegen der Verdienste, die sie nicht nur um Rußland allein, sondern um die Wissenschaften im allgemeinen erworben.[1]) Jetzt ist es schon nicht mehr der persönliche Einfluß einzelner französischen oder deutschen Gelehrten, es sind die unmittelbaren Beziehungen zur Wissenschaft der ganzen Welt, welche die geistigen Kräfte des Landes in Bewegung setzen, eine Bewegung, in welcher solche Berühmtheiten, wie Ranke, Grimm, Niebuhr, Bopp, nicht nur als Lehrer ihren ergebenen Schülern gegenüber, sondern als Repräsentanten von Methoden und Richtungen auftreten. Es werden wissenschaftliche Gesellschaften gegründet: die Archäographische (1834), die Archäologische (1846), die Geographische (1846), die Kaiserliche Historische (1867) in Petersburg und in Moskau. Aehnliche Gesellschaften entstehen an Universitäten in anderen Städten. Gegenwart und Vergangenheit des Landes und seines Volkes gewinnen Leben vor dem von Gleichgültigkeit und Vorurteilen befreiten Volksgeiste.

Der Verheißung Belinskijs getreu schließt sich die Litteratur der Wissenschaft an. Turgenjew, Dostojewskij, Tolstoi, Gontscharow und andere schildern Land und Leute mit jener Wahrheitsliebe, die der jungen „naturalistischen

---

eines Voltaire, sogar die Tiefe eines Macchiavelli einem Historiker von keinem Nutzen sein können, wenn er nicht die Gabe besitze, Begebenheiten plastisch zu schildern. Spaßhaft ist, daß in der französischen Ausgabe des Karamsinschen Werkes die Worte „Gelehrsamkeit der Deutschen“ durch „umfassende Gelehrsamkeit“ wiedergegeben sind.

[1]) Wir sprechen hier nur von Geschichte und Litteratur, doch könnten wir noch viele Namen nennen, die sich auf anderen Gebieten Ruhm erworben haben: Struve — in der Astronomie, Pirogow — in der Medizin, Mendelejew — in der Chemie, Lobatschewskij — in der Mathematik. (Ueber Lobatschewskij: Dr. G. B. Halsted, „Address by prof. Wassiliew“. Texas 1894. Gleichfalls von ihm übersetzt: „Geometrical researches on the theory of parallels“, 4th. ed.).

Schule“ eigen ist; kraft ihres Talentes verkörpern sie in ihren Werken die besten Bestrebungen ihrer Zeitgenossen und bringen sie der Gesellschaft menschlich nah. Das Selbstbewußtsein der Nation hat sich endgiltig entwickelt. Wohl wird dasselbe durch den Verlauf des Krimkriegs (1853 bis 1856) etwas niedergedrückt; doch zugleich trägt dieser Krieg dazu bei, die Gesellschaft zum Kampf für die Vervollkommnung der inneren und ökonomischen Lage des Landes aufzufordern. Auf Nikolaus I. folgt 1855 sein Sohn Alexander II., und mit dessen Thronbesteigung bereitet sich die Befreiung der Bauern vor. Beseelt von Hoffnung und dem Bewußtsein eigener Kraft, verharren die Gemüter in einem Zustande freudiger Erwartung; das junge und tapfere Geschlecht, durchdrungen von dem Idealismus der „vierziger Jahre“, steht bereit, dem Rufe seines Monarchen mit glühender Begeisterung zu folgen.

In einer Rede an die Vertreter der Stadt Moskau verkündet der Kaiser im März 1856 die bevorstehende Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland, und am 19. Februar 1861 tritt sein Gebot in Kraft.

Auch auf der höchsten Höhe stehend, mögest du nie vergessen
den heiligsten der Berufe — Mensch zu sein.

Shukowskij (an Alexander II.).

„Mensch“ — ist ein größeres Wort, als Präsident oder König.

Channing.

Achte Vorlesung.

(1861— . . . .).

Die sechziger Jahre. Befreiung der Bauern. Aufhebung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten und in Rußland. Sittlicher Einfluß der Reorganisation. Die Bedeutung der Litteratur. Russische Lyriker. Die drei Hauptvertreter der naturalistischen Schule. Turgenjew, — der Denker, in den Schatten gestellt von dem Künstler. Kritik der sechziger Jahre. Der Nihilismus. Dostojewskij, — der Künstler, in den Schatten gestellt von dem Denker. Dostojewskij und Turgenjew. Allgemein menschliche und nationale Züge Dostojewskijs. Leo Tolstoi. Biographisches. Denker und Künstler als Rivalen. Tolstoi als Litterat. Tolstoi als Philosoph und sein Einfluß. Die Principien der verneinenden Richtung und der Geist der Analyse. Schluß.

Die „sechziger Jahre“ in Rußland bezeichnen wie die „vierziger“ gleichfalls eine Epoche. Aber so bedeutend war das soziale Wachstum dieser zwanzig Jahre, daß jener geistige Aufschwung, der die vierziger Jahre kennzeichnet, uns beinahe wie ein Kinderspiel im Vergleich mit der Bewegung erscheint, die das Geschlecht der sechziger Jahre hinriß. Die ersteren waren das Werk weniger, das Ergebnis der Thätigkeit einzelner, einer kleinen Anzahl von

Menschen; die sechziger Jahre — das Resultat einer allgemeinen Thätigkeit, das Ergebnis gemeinsamer Anstrengung von Regierung und Gesellschaft, — gut geheißen durch die Macht von oben. Nicht mehr einzelne Gruppen, sondern das ganze Land schafft sich in den aufgeklärtesten Vertretern die geistige Atmosphäre einer Epoche, die gekennzeichnet wird durch Reformen, wie Aufhebung der Leibeigenschaft, Gründung der „Semstwo" (Selbstverwaltung[1]) und Einführung eines neuen Gerichtskodex.[2]) Die Begeisterung, mit der die besten Kräfte des Landes dem Aufruf des Monarchen folgen, gestaltet diese Epoche zu einer der ruhmreichsten Episoden im Buche der russischen Geschichte, in welcher der Name Alexanders II. durch seinen persönlichen Heldenmut und die Dankbarkeit seines Volkes ewig leuchten wird.[3])

Wer die heutige Lage Rußlands richtig beurteilen will, muß unbedingt auf die sechziger Jahre zurückkommen. Die Gestaltung unserer Gesellschaftsklassen, ihre Stellung zu einander, die der persönlichen Vervollkommnung und dem Fortschritte neu eröffneten Bahnen, die russische Wissenschaft von heute, das russische Leben, sofern es in der russischen Litteratur seinen Ausdruck findet, und die russische Litteratur, sofern sie das zeitgenössische Leben wiederspiegelt, alles das ist das Ergebnis dieser Periode unserer Geschichte.

In der Wertschätzung dieser Epoche gehen die Meinungen vielfach auseinander. Bis auf den heutigen Tag

[1]) S. Bleclon: „Travaux statistiques des Zemstwo russes." Paris 1893.

[2]) „Code d'organisation judiciaire de l'Empire de Russie de 1864"' trad. et annoté par le Cte J. Kapnist. Paris 1893.

[3]) Ueber Alexander II.: C. Cardonne „l'Empereur Alexandre II." Paris 1883.

werden die sechziger Jahre noch stark angegriffen. Es heißt, die litterarischen Bestrebungen jener Zeit hätten die Phantasie entfesselt, sie hätten nicht nur die besten, sondern auch die schlechtesten Kräfte des Landes zur Thätigkeit herausgefordert; die revolutionäre Gärung der siebziger und achtziger Jahre hielt man für die Entwickelung jener Geistesrichtung, welche die oben erwähnten Reformen hervorgerufen hatten. Es fehlt auch nicht an solchen Menschen, die in dem tragischen Ende Alexanders II. eine Art Sühne dafür sehen ... Nicht uns gebührt es zu richten; auch sind die Ereignisse noch nicht fern genug gerückt, die Erinnerung an sie ist noch zu frisch: es bedarf der Zeit, damit die Forscher der heutigen Geschichte jene Ruhe und den klaren Blick gewinnen, die eine richtige Wertschätzung bedingen. Doch eins ist zweifellos: es hat die Partei, welche die Principien der allgemeinen Verbrüderung proklamierte, in der That aber die Welt durch die Ungeheuerlichkeit ihrer Verbrechen schaudern machte, die schreiendste ihrer Sünden begangen, als sie den erschlug, der die Macht seiner Selbstherrschaft dazu gebrauchte, zweiundzwanzig Millionen Menschen die Rechte ihrer Menschenwürde wiederzugeben.

Wie groß auch diese Handlung Alexanders II. vom allgemein menschlichen Standpunkt beurteilt sein mag, sie erscheint uns noch größer, wenn wir sie im Zusammenhange mit unserer vaterländischen Geschichte betrachten. „Die Leibeigenschaft war für Rußland von universaler Bedeutung," sagt einer unserer Schriftsteller; „die Leibeigenschaft bedingte alle Beziehungen unserer Lebensweise, von den bedeutendsten bis zu den geringsten herab. Sie war entschieden der Hemmschuh, der die Entwickelung Rußlands aufhielt. Der Fortschritt gemeinnütziger In-

stitutionen, die Zunahme des nationalen Reichtums, die Verbreitung der Bildung im Volke, die Vervollkommnung von Familienbeziehungen, Sitten, Ansichten, Erziehung, — mit einem Wort, jegliche Verbesserung des gesellschaftlichen Lebens war undenkbar zur Zeit der Leibeigenschaft."[1]) Aus alledem können wir auf den Charakter der Reform und ihre Bedeutung schließen: hat die Krankheit einen universalen Charakter gehabt, so muß auch ihre Beseitigung eine universale Bedeutung haben und „sich in allen Verhältnissen unseres Lebens von den bedeutendsten bis zu den geringsten herab" fühlbar machen.

Die Befreiung der Bauern in Rußland wird oft der Befreiung der Neger in den Vereinigten Staaten an die Seite gestellt. Der Umstand, daß diese beiden Ereignisse ungefähr in eine Zeit fielen, führt uns unwillkürlich zu diesem Vergleich. In der That sind sie, vom allgemein menschlichen Standpunkte betrachtet, einander vergleichbar; wenn man aber die lokalen Bedingungen und die nationalhistorische Bedeutung dieser Emanzipationen ins Auge faßt, sieht man, daß sie ihrem innersten Wesen nach verschieden sind. Der Sklave in Amerika wurde aus einem anderen Kontinente eingeführt, er gehörte einer anderen Rasse an, er bildete keinen organischen Teil des großen Ganzen, und daher war auch die Sklaverei der Vereinigten Staaten weniger eine Krankheit als ein Auswuchs, — erforderte demgemäß weniger eine Behandlung, als eine Amputation. Das politische Leben des Landes konnte neben der Sklaverei weiterbestehen und sogar aufblühen, zumal die Sklaverei in Amerika eine kommerzielle Institution und

[1]) J. Iwanjukow: „Die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland." St. Petersburg 1882.

kein geschichtliches Erbe war. Anders steht es damit in Rußland. Trotzdem Rußland in den ersten sieben Jahrhunderten seines Bestehens die Leibeigenschaft nicht kannte, trotzdem der erste offizielle Ukas, die Bauern an ihre Scholle zu fesseln, aus dem Jahre 1597 stammt, ist diese Institution der Leibeigenschaft doch in Fleisch und Blut der gesellschaftlichen Gestaltung tief eingedrungen, und unmöglich mußte es erscheinen, sie auszumerzen, ohne die politische Sicherheit des Landes zu erschüttern.[1])

Die Einführung der Leibeigenschaft in Rußland war eine politisch-ökonomische Maßregel, hervorgerufen durch Mangel an Streitkräften. In alten Zeiten hatten die Grundbesitzer das Heer zu stellen; sie erhielten ihr Land von den Fürsten unter der Bedingung, daß sie beim ersten Aufruf kampfbereit an der Spitze einer Truppenabteilung zu erscheinen hätten.[2]) Diese Truppenabteilung bestand aus Bauern, die ihre Ländereien zu bearbeiten hatten; da aber die Bauern frei waren, sich ihre Herren zu wählen, gingen sie selbstverständlich zu denen über, die sie besser bezahlten. Die ärmeren Grundbesitzer blieben auf diese Weise ohne Bauern und konnten infolgedessen ihren Verpflichtungen der Regierung gegenüber nicht nachkommen. Und so geschah es, daß Boris Godunow im Jahre 1597 den Ukas erließ, der den Bauer an die Scholle fesselte, die er bearbeitete. „Das Fesseln des Bauern an die Scholle,"

[1]) Das Auftreten der Leibeigenschaft in einer verhältnismäßig späten Epoche unserer Geschichte wird oft als Beweis dafür angeführt, daß die Sklaverei eigentlich nicht in der Natur des russischen Volkscharakters liege. Einige Historiker identifizieren sogar den Anfang der Sklaverei mit dem Beginn des ausländischen Einflusses, und in diesem Gedanken wurzeln ihre wichtigsten Anklagen gegen die Reformen Peters.

[2]) Der offizielle Ausdruck in diesem Ukas hieß: „beritten, bewaffnet und bemannt".

sagt unser Historiker Solowjew, „ist ein Schrei der Verzweiflung seitens des Staates, der sich in einer ökonomisch-ausgangslosen Lage befand."[1]) Von diesem Fesseln des Bauern an die Scholle war nur noch ein Schritt bis zum Anheimfallen seiner Person an den Grundbesitzer. So geschah es, und so blieb es während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Die Art der Wehrpflicht änderte sich allmählich, eine regelrechte Einberufung der Rekruten wurde von Peter dem Großen eingeführt, doch die Stellung des Bauern änderte sich nicht. Die Gesetzgebung strebte mehrere Mal die Verbesserung seiner Verhältnisse an; die Versuche der Regierung aber wurden durch die Macht der Gewohnheit und der Anschauung paralysiert, nach welcher man den Bauern als bewegliches Eigentum zu betrachten pflegte. Verbessern ließ sich nichts, — es mußte das Princip mit der Wurzel ausgerottet werden. Im Verlaufe von Jahrhunderten krankte die Gesellschaft an einem bestimmten Leiden, und bis auf einzelne Ausnahmen[2]) waren sich die Menschen kaum jener sittlichen Anomalie bewußt, in der sie lebten. Doch endlich schlug die Stunde der Erlösung.

Als die Stimme des Zaren die Aufhebung der Leibeigenschaft kund that, erhob sich wie ein Mann alles, was edel, groß, gesund war, und bewies, daß das Land bereit sei, die Verantwortung für eine der schwersten Aufgaben der Geschichte der Menschheit auf sich zu nehmen. Vier Jahre lang arbeiteten vorbereitende Kommissionen an den

[1]) Vortrag über Peter den Großen.

[2]) Zu diesen gehörte Radischtschew, der in seiner „Reise von Petersburg nach Moskau" (1790) mit treffendem Realismus die damaligen Lebensverhältnisse des Bauern schildert; ebenfalls gehörten die Dekabristen dazu. Auch Puschkin spricht in einem Gedicht die Hoffnung aus, daß einstmals auf den Wink des Zaren die Ketten der Sklaverei fallen werden.

Entwürfen.[1]) Während dieser vier Jahre harrten zweiundzwanzig Millionen Menschen auf die Entscheidung ihres Schicksals.[2]) „Ich kann mich nicht genug darüber wundern und darüber freuen," sagte der Kaiser, als er dem Reichsrat die von den Kommissionen ausgearbeiteten Entwürfe übergab, „ich kann mich nicht genug darüber freuen und bin überzeugt, daß auch Sie alle sich ebenfalls freuen werden über das Vertrauen und die Ruhe, die unser wackeres Volk in dieser Sache bewiesen." — Das Volk sollte nun nicht mehr lange warten. Dem persönlich ausgesprochenen Wunsche des Kaisers gemäß schlossen die Arbeiten der Kommissionen Mitte Februar, damit das Gesetz noch vor dem Anfange der Feldarbeiten in Kraft treten könne.[3]) Am 19. Februar war das Manifest von Alexander II. unterschrieben, am 5. März in den Kirchen der beiden Hauptstädte verlesen, und in den ersten Tagen des April war es schon in allen Gebieten des Reiches bekannt.[4])

Daß der Bauer nicht nur von der Leibeigenschaft befreit, sondern auch mit einem Stück Land bedacht wurde, ferner, daß diese Reform dem Reiche keinen Tropfen Blut gekostet hat, sind zwei wichtige Faktoren, die die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland von demselben Akt in anderen Ländern unterscheidet. Die Emancipation in Rußland war eine praktische, vom Leben geforderte That,

---

[1]) Ueber diesen Zeitabschnitt: A. Leroy-Beaulieu „Un homme d'état russe". („Revue des deux Mondes". Oct. 1880).

[2]) Im ganzen betrug die Zahl der befreiten Bauern 21 625 609.

[3]) Die sogenannte „Redaktionskommission" arbeitete neunzehn Monate lang und berief in dieser Zeit 409 Sitzungen.

[4]) Die Stimmung, in welcher die Bevölkerung diese Reform aufnahm, erhellt aus der Thatsache, daß an dem Tage die Schenken und Wirtschaften leer waren. Das wurde an allen Orten des Reiches an den Tagen beobachtet, als die Bekanntmachung verlesen wurde.

nicht nur die Realisierung einer abstrakten Theorie; der Bauer erhielt nicht nur das Recht, sondern auch die Möglichkeit, frei zu sein, denn — Freiheit ist ein leeres Wort, wenn sie nicht durch Besitz sicher gestellt wird (solche Freiheit bezeichnet einer unserer Schriftsteller mit dem Wort „vogelfrei"). Daher werden noch Jahrhunderte vergehen, ehe bei uns die Arbeiterfrage entsteht, die sich in den westlichen Reichen so sehr zugespitzt hat, weil dort Millionen von Menschen nicht anders existieren können, als indem sie auf ihre Freiheit verzichten. Rußland wird es in diesem Falle nicht zu bedauern haben, Europa nachzustehen; es hofft nur, daß, wenn bei ihm die Arbeiterfrage zur Krisis wird, die ersten Länder der Welt diese Frage gelöst haben werden.

Nichts kann einen Begriff von der Begeisterung geben, die in jenen Tagen der Befreiung der Bauern die Herzen erfaßte. „Es giebt Epochen," sagt ein Zeitgenosse, „da ein jeder die Vorsehung in seinem Leben deutlich zu erkennen, da ein jeder in tiefster Seele vernehmbar die Antwort der Gegenwart auf die Fragen der Vergangenheit zu hören meint, eine Antwort, die Friede und Segen in die Herzen der Menschen senkt, die dem Leben Sinn verleiht und Wahrheit und Gleichgewicht wieder herstellt, — Zeitläufe, da den Menschen das Herz höher schlägt, da sie in einer gemeinsamen Sache, in einem gemeinsamen Gefühl gleichsam aufgehen! Wohl dem Geschlecht, dem es vergönnt ist, in einer solchen Zeit zu leben! Gelobt sei Gott, uns ist es vergönnt!"[1])

Aus solcher Stimmung schöpften die Menschen jener Zeit die erforderlichen Kräfte, dank welcher sie über

[1]) M. Katkow, Rede gehalten bei Gelegenheit eines Festessens in Moskau, am 28. Dezember 1857.

die Unschlüssigkeit derjenigen triumphierten, welche die ökonomischen und politischen Komplikationen der Reform fürchteten. Von Bedeutung ist, daß im Laufe dieser ganzen Zeit, da die Verschiedenheit der Meinungen im Publikum und in den Regierungskreisen stürmischen Protest hervorrief, die Presse eine solche Einmütigkeit bewies, wie sie sich später bei keiner einzigen Gelegenheit in ökonomischen und politischen Fragen geäußert hat. Nur eine Zeitschrift war nicht für die vollkommene Befreiung, sondern für allmähliche Hebung des Bauernstandes;[1]) alle übrigen Organe der Presse betraten sofort die Bahn der liberalen Ideen und förderten durch ihre Erörterungen Anpassung an die Reform und Verständnis für dieselbe.

Uns fällt es bereits schwer, eine Vorstellung von dem Umschwung zu gewinnen, den die Aufhebung der Leibeigenschaft auf dem sozialen Gebiete des Landes hervorrief. Selten hat eine Reform so vernichtenden Einfluß auf das gehabt, wogegen sie gerichtet war. Wenn wir heute den Bauer in der Versammlung der Landstände mit dem gleichen Stimmrechte, wie sein Herr, neben diesem sitzen sehen, ohne die geringste Spur des früheren Antagonismus, — wie sollen wir uns da jene Zeiten vergegenwärtigen, in denen er nichts als eine Sache war, die man kaufen und verkaufen durfte? Nur fünfunddreißig Jahre sind seitdem verflossen, und die Leibeigenschaft ist gleichsam ins Gebiet sagenhafter Ueberlieferung verdrängt. Die, welche sie erlebt, erinnern sich ihrer wohl noch; das nächste Geschlecht versteht sie kaum, das dritte — wird nicht mehr im stande sein, sich dieselbe vorzustellen. Keine pädagogischen Maßregeln, keine Moralpredigten, keine Schulen

---

[1]) „Zeitschrift für Gutsbesitzer", erste Nummer. Moskau 1858.

wären je im stande gewesen, eine so fundamentale Wiedergeburt des Volksbewußtseins hervorzurufen, wie jener Federstrich, mit dem Alexander II. die denkwürdige Urkunde vom 19. Februar unterschrieb.[1]) Und der Kaiser war sich dessen bewußt, als er in der oben erwähnten Rede an den Reichsrat sagte: „Die Leibeigenschaft ist durch autokratische Kraft eingesetzt, und nur die autokratische Macht kann sie wieder aufheben." In diesen Worten lag kein Zweifel an den Kräften oder der Bereitwilligkeit seines Volkes, sondern das Bewußtsein, daß Jahrhunderte erforderlich sein würden, um diese Reform auf erziehlichem Wege zu bewerkstelligen. In derselben Weise, in der die Reform gegeben wurde, machte man sie, ohne Unterschied der Ueberzeugung, allen verbindlich, und ein Geschlecht genügte, damit sie mit Bewußtsein angenommen wurde: die Reform selbst ist zu einem pädagogischen Werkzeuge geworden.

Es ist nicht unsere Aufgabe, auf die ökonomischen und landwirtschaftlichen Bedingungen näher einzugehen, die durch die Reform hervorgerufen wurden; untersuchen wir nun, welchen Einfluß sie auf die geistige Thätigkeit in Rußland gehabt, sofern sich diese in der Litteratur kund gab. Lange schon vor der Aufhebung der Leibeigenschaft hatte die Wissenschaft sich für die Fragen des Volkslebens in Vergangenheit und Gegenwart zu interessieren begonnen. Die Litteratur schlug dieselbe Richtung ein; schon in den vierziger Jahren schildern die besten Schriftsteller der Zeit in ihren Werken den Bauer und helfen auf diese Weise jene moralische Scheidewand niederreißen, die, durch Standesunterschiede hervorgerufen, dem freien Verkehr der Geister

---

[1]) Die Feder wird im Moskauer Historischen Museum aufbewahrt.

hinderlich gewesen war.[1]) Die Zeit gestattet uns nicht, aller Schriftsteller der zeitgenössischen russischen Litteratur zu gedenken; doch wollen wir sehen, auf welche Weise die drei Hauptvertreter der neuen Schule, Turgenjew, Dostojewskij und Tolstoi, ihre Aufgabe gelöst haben.

Bevor wir jedoch von den großen Prosaikern reden, wollen wir noch einige Worte über die zeitgenössischen Dichter sagen.

Eine eigentümliche Erscheinung ist es, daß zu derselben Zeit, da die brennenden Fragen auf dem Gebiete des praktischen Lebens die bedeutendsten Denker beschäftigen, eine Gruppe poetischer Talente auftaucht, die, obgleich sie lebhaft Anteil an den Tagesfragen nehmen, vorzugsweise Lyriker sind. Wir nennen in erster Linie den bereits erwähnten Nekrassow und den Grafen Alexei Tolstoi. Beide waren Gegner der Strömung ihrer Zeit, obwohl ihre Angriffe auf verschiedene Erscheinungen der Gegenwart gerichtet sind. Nekrassow (1822—1877) verherrlicht den Bauer, doch ist hierbei zu beachten, daß sich in seinen Liedern weniger die Liebe zum Volke, als der Haß gegen die anderen Gesellschaftsklassen ausspricht. Seine Lyrik ist nicht ohne Schärfe, doch von hoher poetischer Kraft.

Die Angriffe des Grafen Alexei Tolstoi (1817—1874) richten sich vorzugsweise gegen die moralistischen Tendenzen, die von den Kritikern der sechziger Jahre verbreitet wurden, und von denen wir bei Gelegenheit Turgenjews mehr sagen werden. Tolstoi kleidet seine Satiren in

---

[1]) Der erste, der den Bauer als Gegenstand einer Erzählung einführt, war Grigorowitsch („Anton der Unglücksvogel") und nicht Turgenjew, wie gewöhnlich angenommen wird. Ein Kritiker nennt ersteren den litterarischen Kolumbus der Bauern, den zweiten — Amerigo Vespucci. (Skabitschewskij.)

die Form altertümlicher Volksgesänge, denen die Verschmelzung mit den zeitgenössischen Ideen einen originellen Reiz verleiht. Seine Lyrik als solche ist klar, durchsichtig, und enthält überhaupt alle Eigenschaften, die ihn von sich selbst sagen ließen, daß er nach Puschkin der erste Dichter sei, der wieder einen heiter-harmonischen Ton angeschlagen habe. Wir können die in seinen Dichtungen herrschende Stimmung mit einem Abendrot vergleichen, das weniger Bedauern für das Heute, als Hoffnung für das Morgen weckt. Die russische Geschichte hat ihm das Material zu mehreren Dichtungen und Dramen gegeben, wie „Der Tod Joanns des Schrecklichen" (deutsch von Frau C. Pawlow, Dresden 1868) und „Zar Feodor Joannowitsch" (deutsch von derselben 1869).

Tjutschew (1803—1873), obgleich Puschkins Zeitgenosse, fing in so vorgerücktem Alter zu dichten an, daß wir ihn deshalb nicht zu der jugendlichen Gruppe, sondern zu der zweiten zählen müssen, deren Repräsentanten, im Gegensatz zu der ersten, alle ein sehr hohes Alter erreichten. In mehreren seiner Gedichte gab er mit warmen Gefühlen der slavophilen Tendenz poetischen Ausdruck. Einen besonderen Reiz haben die Gedichte, in welchen sich ein verfeinertes Naturgefühl ausspricht, und zwar ist seine Poesie nicht eine Spiegelung der Natur in des Poeten Seele, sondern ein völliges Aufgehen in der Natur.

Fet (1820—1893) steht vielleicht als Lyriker einzig da. Keinem Dichter ist es in solchem Maße gelungen, die subtilsten Eindrücke und Empfindungen unserer Seele festzuhalten; begabt mit wunderbarer Feinheit und zugleich mit großer Kühnheit des Ausdrucks, ist er der Dichter der „bedeckten" Stimmungen. Er hinterließ — so eigentümlich

das erscheinen mag — eine vorzügliche Uebersetzung der Oden des Horaz.

Maikow (1821—1897) schöpfte den Stoff zu seinen besten Werken aus der griechisch-römischen Welt, weshalb wir ihn den Alma-Tadema der Poesie nennen können. Sein Drama „Zwei Welten“ behandelt den Konflikt des sinkenden Heidentums mit dem aufgehenden Christentum. Seine Lyrik hat etwas Kaltes.

Zwei Dichter dieser Gruppe weilen noch unter uns: Polonskij und Graf Golenischtschew-Kutusow. Beide sind hauptsächlich Landschaftsmaler. Ersterer giebt in seinen Bildern seinem Temperament und seiner individuellen Stimmung Ausdruck, der zweite sucht sich in seinen Dichtungen mit der Natur zu verschmelzen, um sich in ihr zu verlieren.

Und nun treten wir an die großen Prosaiker heran. Turgenjew, Dostojewskij und Tolstoi, alle haben eigentlich dasselbe Ziel, — sie wollen den Schleier der menschlichen Seele lüften, jeder auf seine Art und Weise; die beiden letzteren sind um so verschiedener, als jeder von ihnen seine Theorie bis ins Extrem verfolgt.

Turgenjew, der verfeinerte Anhänger des Westens, ausgestattet mit allen Vorzügen einer aristokratischen Erziehung und europäischen Kultur, steigt in die unerforschten Tiefen des Volkslebens hinab. In den primitiven Lebensverhältnissen auch des Bauern entdeckt er die geistige Schönheit des Menschen und die Gleichartigkeit des Fühlens bei ihm, wie bei seinem Herrn; die gleiche Kraft der Reaktion ihres Seelenlebens ist ihm Bürge für eine ferne, aber unvermeidliche Vereinigung aller Elemente des menschlichen Lebens, von den Errungenschaften der Civilisation an bis zu dem natürlichen Reichtum der Volksseele.

Dostojewskij, der finstere Epileptiker, enttäuscht in Bezug auf die Civilisation, auf die höchsten Gesellschaftsklassen und alles, was aus dem Westen kommt, predigt Selbstverleugnung; er wendet sich dem Auswurf der Gesellschaft zu: inmitten von Mördern, Sträflingen und gefallenen Frauen entdeckt er Schätze geistiger Schönheit, und in einem Ausbruch mystischer Begeisterung wendet er sich liebend den niedersten Volksschichten zu, als den einzigen Trägern der wahren christlichen Ergebung, welche allein die Welt umzugestalten vermag.

Die entgegengesetzte Richtung schlägt Leo Tolstoi ein. Indem er jede Aufklärung verneint, jede Autorität untergräbt, schüttelt dieser Originalphilosoph jegliche historische Ueberlieferung und jegliches Princip menschlicher Gemeinschaft ab. Er zerstört die nationale, politische, gesellschaftliche Scheidewand und überläßt den Menschen seiner persönlichen Selbstvervollkommnung; in seinem unbegrenzten Freiheitsdrang sprengt er schließlich die Familienbande: der befreiten Menschheit bleibt es anheim gestellt, ob sie auf dem Wege auferlegter Enthaltsamkeit oder freiwilliger Unfruchtbarkeit versiegen will.

Das sind die Endpunkte, auf welche der Ideengang dieser drei Romanschriftsteller in ihren Werken hinausläuft. Alle drei hatten einen Ausgangspunkt, — alle drei hatten es sich zum Ziel gesetzt, das Leben in seiner Realität darzustellen. Turgenjew und Dostojewskij konnten mit demselben Recht wie Tolstoi sagen: „Der Held meiner Erzählung, den ich mich in aller seiner Schönheit darzustellen bestrebe, der immer schön war, ist und sein wird, dieser Held ist — die Wahrheit.“[1])

---

[1]) „Sewastopol im Dezember 1853.“

Wenngleich es als Gegenstand der Betrachtungen nur eine Wahrheit giebt, gewinnt sie in der Wiedergabe verschiedener Künstler doch mannigfache Gestalt; wenn daher unsere drei Schriftsteller schon als Romanschreiber auseinandergehen, so thun sie es in noch höherem Grade als Denker.

An Turgenjew (1818—1883) kann man noch weniger, als an die beiden anderen, den Maßstab des Denkers legen. Er ist, wenn auch nicht ausschließlich, doch vor allem Künstler; der Denker in ihm begleitet sozusagen den Maler und spricht sich selten ganz aus; es ist, als ob er darauf wartete, daß andere ihn auffänden, beleuchteten, erklärten. Man macht Turgenjew, besonders in unseren Tagen der verfeinerten psychologischen Analyse, den Vorwurf, er habe nicht genug Tiefe. In dieser Beziehung läßt er sich weder mit Tolstoi noch mit Dostojewskij vergleichen. Ist es denn aber gerecht, an alle Schriftsteller die gleichen Forderungen zu stellen? Dürfen wir dem Landschaftsmaler einen Vorwurf daraus machen, daß er keine Porträts malt? Turgenjew war vorzugsweise Landschaftsmaler.

Die ganze litterarische Kritik über Turgenjew ist indessen bestrebt, in diesem bezaubernden Maler den Denker zu suchen. Vergebliche Mühe: vom socialen und politischen Gesichtspunkt aus liegt der Wert der Turgenjewschen Werke weniger in ihnen selbst, weniger in den Theorien, die sie durchführen, als in der geistigen Anregung, die sie wecken. In der geistigen Bewegung jener Zeit waren sie weniger wichtig durch das, was sie wiedergaben, als durch das, was sie hervorriefen.

Turgenjews erstes Auftreten als Schriftsteller wurde wie eine Erscheinung begrüßt, die mehr als einen bloß litterarischen Charakter hat. Das „Tagebuch eines

Jägers" erschien im Jahre 1847. Diese reizenden Erzählungen, die auf dem idyllischen Hintergrunde der Dorfpoesie eine Reihe von Schilderungen der Herren und Bauern geben, werden noch bis auf den heutigen Tag von vielen als poetischer Protest gegen die Leibeigenschaft angesehen;[1]) ein Kritiker vergleicht sie in dieser Beziehung mit „Onkel Toms Hütte".[2]) Wer beide Bücher kennt, wird leicht den Unterschied herausfinden. Bei Turgenjew giebt es keine beabsichtigte Didaktik (das, was man in der russischen Litteratur Tendenz nennt); schon die Auswahl der Charaktere weist darauf hin: er schildert das Gute und das Böse, gleichviel, wo er es findet, — sei's bei dem Bauer, sei's bei dem Herrn. Ein Buch, das den Zweck hat, der Gesellschaft Moral zu predigen, wird unfehlbar einseitig sein; Turgenjew aber ist in seinen Erzählungen ganz und gar Eklektiker. In der Zeichnung von Menschen ist er ein ebenso unparteiischer Künstler, wie in der Wiedergabe der Natur: sei die Gegend schön oder häßlich, jede dient ihm zum Gegenstand eines schönen Bildes. Dieses gilt auch für die Darstellung der menschlichen Charaktere und des gesellschaftlichen Lebens. Turgenjew hat die Menschennatur vor unseren Augen enthüllt, wie sie in Wirklichkeit ist. Indem er den Bauer und den Herrn auf dem gemeinsamen Boden des ländlichen Lebens, in unmittelbarem Verkehr mit der Natur einander gegenüberstellt, zeigt er das Gute und das Böse auf der einen wie auf der anderen Seite; daß aber die am Bauer geschilderten guten Seiten beim Lesen des Buches überwiegen, ist kein ge-

---

[1]) A. Neseljenow: „Turgenjew in seinen Werken." Petersburg 1885.

[2]) Gr. Dshanschjew: „Aus der Zeit großer Reformen." Moskau 1894.

nügender Grund, einen Protest oder eine Satire in dem zu sehen, was nichts weiter, als ein naturgetreues, wahres Bild ist. Die besondere Eigenart Turgenjews liegt darin, daß er als wahrer Künstler das Leben so zeichnet, wie es ist, — das Leben mit seinen Rätselfragen, nicht aber mit der Antwort auf dieselben. Er ist ein auffallendes Beispiel für die Macht der Kunst als solche. Er dringt in die Herzen des Lesers einzig durch die Schönheit; doch diese Schönheit, der wir uns erschließen, ist so von Leben erfüllt, daß sie, einmal zum Bewußtsein gekommen, nicht anders kann, als zum Schaffen, Denken und Fühlen anregen.[1]) Sein ganzes Leben lang ist Turgenjew zur Verantwortung gezogen worden, beständig sind ihm die verschiedensten Theorien, Ansichten und Absichten untergeschoben worden, und man muß gestehen, daß der freiwillig Verbannte, der sich in Paris niedergelassen hatte und nur von Zeit zu Zeit den Sommer auf seinem russischen Landgute im Gouvernement von Orel zubrachte, nicht ohne Genugthuung das Kreuzfeuer der Kritik verfolgte, das seine Schriften im fernen Vaterlande hervorriefen. Schwache Charaktere sind bereit, die Verantwortung für Fehler zu tragen, die sie gar nicht haben, und nehmen anderseits für angedichtete Tugenden gern Lob entgegen: es schmeichelt ihnen, sowohl für besser als für schlechter gehalten zu werden, als sie sind. So ging es mit unserem Schriftsteller, — er protestierte nicht und übernahm gern die Rolle, die ihm die Kritik zuerteilte.

[1]) Hierin liegt der wahre Grund seines allseitigen Erfolges. Hierin liegt der Grund, warum in einer Zeit der stark zugespitzten Meinungen er gleich gern von der liberalen, wie von der konservativen Partei anerkannt wurde, der Grund, warum seine Erzählungen, trotzdem sie Tagesfragen streifen, bis heute nichts von ihrer Frische eingebüßt haben, — warum endlich seine Werke, so ganz und gar russisch, doch einen so großen Eindruck auf die Leser des Auslandes machen.

Die russische Kritik der sechziger Jahre hatte einen wichtigen Einfluß auf die Entwickelung der jungen Generation und bildet schon an sich eine interessante Erscheinung. Die Forderung Belinskijs, die Kunst müsse das wirkliche Leben erklären, war der Ausgangspunkt für die folgenden Kritiker. Eine ganze Schule von Schriftstellern vergaß, daß ihr Vorgänger die Gleichberechtigung von Kunst und Wissenschaft proklamiert hatte und, infolge ihrer leichteren Zugänglichkeit, sogar der Kunst den Vorrang zuerkannte; sie überließ allmählich der Kunst die Rolle einer Lückenbüßerin, was sie schließlich zur Verbreiterin nutzenbringender Kenntnisse herabwürdigte. In den Werken ihrer Hauptvertreter Tschernyschewskij[1]), Dobroljubow und Pissarew zeigt die russische Kritik jener Jahre das allmähliche Sinken des ästhetischen Kriteriums; an seine Stelle tritt der praktische Nutzen.[2]) Das Kunstwerk wurde nur insoweit gewürdigt, als es das wirkliche Leben illustrierte; künstlerischer Wert wurde weder beansprucht noch gesucht; anstatt sich mit diesem zu beschäftigen, gab sich die litterarische Kritik mit der Analyse der im Buch erörterten wissenschaftlichen und sozialen Theorien ab. In

---

[1]) Seine Dissertation „Aesthetische Beziehungen der Kunst zur Wirklichkeit" drückt in krassester Weise jene Richtung aus. Besonders bekannt ist sein Roman „Was ist zu thun?", der die jungen Gemüter der damaligen Zeit begeisterte. (Die englische Uebersetzung ist von Benj. Tucker.)

[2]) Die oben erwähnten drei Kritiker werden oft für die Urheber des revolutionären Nihilismus der siebziger und der achtziger Jahre gehalten; diese Annahme ist ebenso oberflächlich als willkürlich. Sie waren begeisterte Idealisten in ihrem Realismus, und wenngleich sie auch krasse Vertreter ihrer Zeit sind, kann man sie doch nicht für die anarchischen Verirrungen der folgenden Generationen verantwortlich machen.

sofern sie nicht einen unmittelbaren Nutzen zum Zweck hatte, wurde der Litteratur jeder Wert abgesprochen.

Pissarew spricht direkt seine Freude darüber aus, daß von der Zeit Gogols an die Prosaiker die Oberhand über die Dichter gewinnen, und sieht darin ein „glückliches" Omen für jene Zeit, wo sie wiederum einer noch nützlicheren Gattung der Litteratur, als die der Romane und Novellen ist, Platz machen werden.[1])

Eine solche Richtung konnte schließlich nur zu einer Verneinung jeglicher Kunst führen. Es liegt auf der Hand, daß nicht nur verschiedene litterarische Gattungen, sondern auch ganze Gebiete schöpferischen Könnens, wie Musik und Architektur, aus der Zahl der Künste schonungslos verbannt werden sollten, da sie keinen unmittelbaren Nutzen bringen können.[2]) Die junge Generation sog gierig diese Lehren ein: sie waren leicht und bequem und ersparten ihnen das erniedrigende Sichbeugen vor der Autorität und die Verehrung dessen, was andere begeisterte. Anstatt den schwierigen Prozeß der Erziehung durchzumachen, die uns befähigt, ein großes Kunstwerk mit Bewußtsein aufzunehmen, war es einfacher, zu erklären, der Ruhm großer Künstler sei bloß ein Vorurteil; es gebe keine großen Künstler, und vor allem sei die Kunst nicht wert, daß man von ihr spreche: die Wirklichkeit stelle zu schwere Aufgaben, als daß man sich erlauben könne, seine Zeit an solche Nichtigkeiten zu verschwenden; die praktischen Forderungen des

---

[1]) „Blüten unfreiwilligen Humors."

[2]) Die Architektur als Kunst hat natürlich keine praktischen Zwecke: das Gebäude ist Kunstwerk, nicht insofern es b e q u e m, sondern s c h ö n ist. Der Baumeister, der ein zweckentsprechendes Gebäude aufführt, ist nicht viel mehr als Techniker, der Erbauer eines schönen Gebäudes ist — K ü n s t l e r.

Lebens seien wichtiger, als jegliche Kunst, und, wie ein damals landläufiges Wort lautete: „Meine Stiefel gehen mir über Shakespeare“. Bis zu einem solchen Grade übertrieben die jungen feurigen Geister die Theorie ihrer Lehrer. Der nivellierende Einfluß dieser Theorien, dem litterarischen Boden entsprossen, griff mit der Zeit immer mehr um sich und verdrängte endlich die Anerkennung jeglicher Autorität.

In mehr oder weniger übertriebener Weise, mit größerer oder geringerer Beimischung politischen Protestes oder religiösen Skepticismus waren diese Theorien das Glaubensbekenntnis der Mehrzahl der jungen Generation. Zum ersten Mal erscheint dieser Typus in der Litteratur bei — Turgenjew, der in seiner Novelle „Väter und Söhne“ ihm den Namen „Nihilismus“ gab.[1]) Der junge Basarow war der erste Repräsentant dieser Gattung; er fand bald Nachahmer; Gontscharow zeichnete in seinem Roman „Der Absturz“ einen Nihilisten, Dostojewskij eine ganze Gesellschaft politischer Verbrecher in dem Roman „Böse Geister“. Allein die letztgenannten Schriften entbehren nicht der Didaktik und der Tendenz, während Turgenjew mit einer so olympischen Objektivität seinen Helden schildert, daß die Kritiker bis auf den heutigen Tag nicht einig sind, ob er auf dessen Seite stehe, oder ihn verurteile. Bei dem Erscheinen von „Väter und Söhne“ erhob sich geradezu ein Sturm; die Meinungen verwirrten

[1]) Wie man sieht, hatte in jenen Tagen dieses Wort noch nicht die terroristische Färbung, die man ihm später, besonders in Westeuropa, beilegte, wo es zu einem Synonym des Wortes „Anarchie“ geworden ist. Wenn wir nicht irren, so ist es der heil. Augustin, („Civitas Dei“), der zum ersten Mal das Wort „Nihilist“ gebrauchte, um diejenigen zu bezeichnen, „welche an nichts glauben“.

sich; im liberalen Lager feierten die einen den Autor, weil er auf Seiten der „Söhne“ sei, die anderen schalten ihn, weil er zu den „Vätern“ hinneige. Genau ebenso ging es im konservativen Lager zu; die einen begrüßten in ihm den Richter der verirrten Jugend, die anderen verurteilten ihn, weil er die ältere Generation belächele.

Man muß gestehen, daß Turgenjew den von ihm geschilderten Typus in dem Augenblick erfaßte, als er eben erst Gestalt zu gewinnen, als er, voller Energie und von edlem Streben zu nutzbringender Thätigkeit erfüllt, sich von dem älteren Geschlecht loszulösen begann. Der Protest gegen das Althergebrachte erschien in jener Zeit so vielverheißend, daß er, trotz Cynismus und äußerer Roheit, nicht anders als freudig begrüßt werden konnte. Damals ahnte niemand, bis zu welch' unnatürlichen Uebertreibungen dieser Typus im Laufe seiner weiteren Entwickelung sich steigern würde. Pissarew sagt in seiner Analyse der „Väter und Söhne“: „Der leitende Gedanke des Romans ist folgender: Die jungen Leute von heute lassen sich hinreißen und verfallen in Extreme; doch aus eben dieser Begeisterung erwächst ihnen frische Kraft und ein unbestechlicher Sinn. Diese Kraft und dieser Sinn werden die jungen Leute ohne alle fremde Hilfe und fremden Einfluß auf den rechten Weg leiten und im Leben aufrecht erhalten.“ Leider haben diese Kraft und dieser Sinn sie nicht „aufrecht erhalten“, wenigstens nicht alle unter ihnen: sie führten sie wohl auf einen Weg hinaus, doch wohin auch ihre Bestrebungen zielten, das konnte nicht „der rechte Weg“ sein, welcher zur Zerstörung führte. Die frische Kraft und der unbestechliche Sinn werden sich einen anderen Weg suchen müssen.

Das sind die Ideen, welche Turgenjews Name in uns wach ruft. Noch können wir eine litterarische Eigentümlichkeit erwähnen, die, gleichfalls ein Symptom der Zeit und in Zusammenhang mit der Bewegung stehend, auch einen hohen Grad der Uebertreibung erreichte. Zum ersten Mal in der russischen Litteratur macht uns Turgenjew in seiner Novelle „Helene" mit einer Frauengestalt bekannt, deren Interessen über die Grenzen des Familienlebens hinausreichen. Helene ist in unserer Litteratur das erste Weib, dessen Kraft der Liebe so groß ist, daß sie die geistige Gefährtin ihres Mannes wird, nicht nur im Familienleben, sondern auch in seiner Arbeit außerhalb desselben. Sie ist die Vertreterin jener russischen Frau, die, ohne ihre häuslichen Pflichten aufzugeben, das ganze Leben ihres Mannes ausfüllt; sie folgt dem Auserwählten ihrer Seele ebenso mutig in die abstrakten Gebiete der Wissenschaft, wie in den schweren Lebenskampf und in die Finsternis der sibirischen Verbannung. Später ward auch dieses übertrieben; wissenschaftliche Interessen wurden gewissermaßen zum Protest gegen die Familie und riefen vor zwanzig, fünfundzwanzig Jahren den Typus eines Mädchens ins Dasein, das alles andere lieber sein möchte, als Gattin und Mutter. Vielleicht liegt es an der Kraft des jungfräulichen russischen Bodens, der durch Jahrhunderte geschlummert, daß jegliches darauffallende Samenkorn sich bis zu den äußersten Grenzen der Möglichkeit auswächst.[1])

Wir gehen nun zu Dostojewskij über. Wenn bei Turgenjew der Künstler den Denker überwiegt, so stellen in Dostojewskij der Denker und Moralist den Künstler in den Schatten. Wir wollen nicht in die gramvolle Welt

[1]) Ueber Turgenjew siehe: Zabel „Iwan Turgenjew."

seiner Gestalten eindringen. Wer die „Memoiren aus dem toten Hause“ oder „Schuld und Sühne“ gelesen hat, wird unter jenem schrecklichen Banne gelitten haben, der von der Schar der Verbrecher, Irrsinnigen, Epileptiker, Selbstmörder und aller „Erniedrigten und Gekränkten“, dem Auswurf des Menschengeschlechts, ausgeht, bei welchen in den grausamen Leiden ihres irdischen Hinsterbens sich die unsterbliche Schönheit der menschlichen Seele offenbart. Trotz einiger Mängel im architektonischen Aufbau beinahe aller seiner Schöpfungen, trotz einer gewissen Ungeschicklichkeit seiner allzu überladenen Romane sind doch Kraft und Richtung dieses Talents derart, daß sie Dostojewskij zu einer vollkommen eigenartigen Erscheinung in der Weltlitteratur machen. Seine ganze litterarische Thätigkeit ist gleichsam ein gigantischer Versuch, die menschliche Seele aus einem Zustande der Vergessenheit zu befreien, in welchem der Druck menschlicher Vorurteile und Gleichgültigkeit sie gefangen halten. Sein ganzes Streben geht dahin, die ursprüngliche Reinheit der geistigen Natur des Menschen unter der moralischen und physischen Zersetzung aufzudecken. Nichts schreckt ihn zurück, er vergrößert selbst die Schwierigkeit seiner Aufgabe durch abstoßende Einzelheiten,[1]) und doch durchdringt ein Strom lebendigen Wassers einen ganzen Sumpf der Fäulnis, und das Licht siegt über die Finsternis. Gleich Gogol steigt er in den Schlamm des Lebens hinab, doch verschieden von ihm, der den Schlamm zu einer „Perle poetischer Schöpfung“ erhebt,

---

[1]) Nur ein Werk aus der uns bekannten westeuropäischen Litteratur kann man mit dieser Seite des Dostojewskijschen Talentes vergleichen, das ist — „Giovanni Episcopo“ von Gabriele D'Annunzio; doch fehlt in der italienischen Novelle jener religiöse Hauch, jene mystische Schönheit, die sogar die abstoßenden Scenen Dostojewskijs durchdringen.

zieht Dostojewskij aus demselben Perlen der Wirklichkeit hervor. Nichts fürchtet er bei seinen Forschungen; gleich jenen sich selbstverleugnenden Helden, die ihre Hilfe den Aussätzigen weihen, geht er zu den „erniedrigten und gekränkten" Brüdern und bringt ihnen den christlichen Trost, daß auch sie ein Recht an Menschenwürde haben. Armut, Krankheit, Roheit, Grausamkeit, — an alles tritt er gleich furchtlos heran; es giebt kein Hindernis, das groß genug wäre, diesen geistigen Livingstone der Finsternis und des Elends aufzuhalten.

„Man darf," sagt ein Kritiker, „Dostojewskij nicht als einen gewöhnlichen Romanschreiber, als einen talentvollen, intelligenten Schriftsteller betrachten. In ihm liegt noch ein Höheres, und dieses Höhere eben bildet seine abweichende Eigenart, was seine Wirkung auf andere erklärt."[1])

Der Einfluß Dostojewskijs war außerordentlich groß. Im Gegensatz zu Turgenjew, der vorzugsweise in seinen Schöpfungen lebte, und an dessen Persönlichkeit sich bis an sein Lebensende ein gewisses Mißtrauen knüpfte, wurde der Autor von „Schuld und Sühne" die allerpopulärste Erscheinung seiner Zeit, — vielleicht noch populärer, als Leo Tolstoi es heute ist, weil seine Popularität frei von Parteilichkeit ist, die die Anhänger des Verfassers von „Mein Glaubensbekenntnis" kennzeichnet. Wie die Meeresflut strömte das junge Geschlecht auf seinen Ruf heran; es war eine edle, eine fruchtbare Bewegung. In einer Zeit, da die revolutionäre Gärung die Geister verfinsterte und die Grundfesten des Glaubens und der Ueberzeugung erschütterte, da das große namenlose Ungeheuer der euro-

[1]) Wl. Solowjew „Drei Vorträge über Dostojewskij."

päischen Anarchie so viel „frische Kraft“ und „unbestechlichen Verstand“ der russischen Jugend anwarb und verschlang, da Haß und Zerstörung zu neuen Principien proklamiert wurden, die die Welt neu gestalten sollten, — in einer solchen Zeit klangen die Worte christlicher Liebe und Ergebung, die Dostojewskij predigte, wie eine prophetische Warnung. Da sie aus dem Munde eines Mannes kamen, der durch vier Jahre Zwangsarbeit hindurchgegangen war,[1]) hatten seine Ideen eine solche Kraft, daß niemand sie anzugreifen wagte, aus Furcht, den verehrten Mann zu kränken.[2]) Und in der That, angesichts seines warmen Empfindens traten alle politischen Differenzen in den Hintergrund. Mit seiner berühmten Rede bei der Enthüllung von Puschkins Denkmal in Moskau im Juni 1880 entflammte und riß er förmlich alle ohne Unterschied hin: Slavophilen, Sapadniki, Liberale und Konservative, alle verschmolzen in einem Gefühl der Begeisterung. In den späteren Kritiken traten Meinungsverschiedenheiten zwar wieder hervor, und die Rede über Puschkin wurde verschieden beurteilt; im Augenblick aber, als sie gesprochen wurde, waren alle besiegt; so groß war die Macht dieser Persönlichkeit. Sein sonderbares Aeußere (er war klein von Gestalt, mager, durch Epilepsie entkräftet), seine Grabesstimme und dabei die wunderbare Diktion, bei der sein inneres Feuer die asketische Rauheit seiner äußeren Er-

[1]) Dostojewskij wurde im Jahre 1849 aus Veranlassung des „Falles Petraschewskij“ verbannt.

[2]) Mir fallen die von Prof. O. Th. Miller (von der Petersburger Universität) nach der Beerdigung Dostojewskijs gesprochenen Worte ein, als die Rede auf den Vorschlag einiger Studenten kam, die vor dem Sarge Dostojewskijs seine Zwangsketten hatten tragen wollen. Er sagte: „Eine größere Kränkung hätte man überhaupt dem Andenken Theodor Michailowitschs nicht zufügen können.“

scheinung durchbrach, machten einen ganz hypnotisierenden Eindruck. In den letzten Jahren seines Lebens nahm er an öffentlichen Vorlesungen thätigen Anteil; gerade in dieser Zeit schrieb er seinen letzten Roman „Die Brüder Karamasow“, und so manches Kapitel dieses schrecklichen Buches, in dem Religion und Verbrechen, Askese und Wollust sich zu einer furchtbaren Tragödie verflechten, lernte das Publikum aus den Vorlesungen des Autors selbst kennen. Ich erinnere mich eines solchen Abends im Winter 1879—80. Turgenjew war auch in Petersburg und beteiligte sich gleichfalls an den Vorlesungen; er wurde mit jener Begeisterung begrüßt, wie wir sie alle bei dem Gedanken an unsere schönsten Jugenderinnerungen empfinden. Es ist eigen, — Turgenjew wird immer der Freund der Jugend bleiben; unser Geschlecht liebt ihn um jenes Gefühls willen, mit dem es ihn zum ersten Mal gelesen, wie einst mit sechzehn Jahren. Wir lieben Turgenjew wie eine Erinnerung, — und so auch begegneten wir ihm an jenem Abend, als dem teuersten Gefährten unserer glücklichsten Tage. Allein, der heldenhafte Greis, der uns mit einer reizenden Erzählung aus dem „Tagebuch eines Jägers“ bezauberte, mußte doch den Vorrang dem kränklichen Autor von „Schuld und Sühne“ zuerkennen, der seine Zuhörer durch ein neues Kapitel der „Brüder Karamasow“ erschütterte. Ganz unabhängig von dem litterarischen Wert eines jeden, sprach in diesen Tagen die Persönlichkeit Dostojewskijs mehr Herz und Phantasie an: er war keine Erinnerung, er griff thätig in unser Leben ein, er war gleichsam ein Stück von uns und wurde daher mit jener schrankenlosen Begeisterung begrüßt, welche Menschen ergreift, wenn ihr ganzes Wesen mit all' den Prüfungen in der Vergangenheit und all' den Hoffnungen für die Zu-

kunft bis auf den Grund erschüttert wird. Als er am 29. Januar 1881 starb, war es, als sei etwas Großes aus der Welt geschieden, und man gedachte seiner Worte: „Der Gerechte geht dahin, — aber sein Licht bleibt!" Das Vermächtnis Dostojewskijs gehört zu den wertvollsten Schätzen, die je ein Mensch kommenden Geschlechtern hinterlassen hat.

Wie Dostojewskij beurteilt wird, ersehen wir aus den folgenden Zeilen Leo Tolstois: „Ich habe diesen Mann nie gesehen und habe nie direkte Beziehungen zu ihm gehabt; doch als er starb, ging es mir plötzlich auf, daß er mir ein nahestehender, treuer und unentbehrlicher Mensch gewesen ist. Nie, aber nie ist es mir eingefallen, mich mit ihm messen zu wollen. Alles, was er that, war derart, daß ich das Empfinden hatte: je mehr er thut, desto besser für mich. Verstandesarbeit, eine Kunstleistung wecken Neid in mir, aber was Sache des Herzens ist, — ruft nur Freude bei mir hervor."[1]) Dostojewskij war in der Litteratur ein thätiger, unermüdlicher Verbreiter der christlichen Principien der Liebe, Demut und Selbstverleugnung. Seine ganze Ethik erschöpft sich in den wenigen Worten: ein jeder ist des anderen Schuldner. Von einem engeren, nationalen Gesichtspunkte aus kann man ihn seiner Theorie wegen zu jener Partei zählen, die gleichsam einen Teil des Slavophilentums bildet.

Da ihr Hauptargument darin besteht, daß die höheren Stände sich vom Volksleben losgelöst haben und wieder zu diesem zurückkehren müssen, so bezeichnet man sie mit dem Namen: „Potschwenniki"[2]) (vom Worte potschwa =

[1]) Aus einem Brief an Strachow.

[2]) Ihre Hauptvertreter sind Pogodin, Schewyrew, der Kritiker Apollonius Grigorjew, der Kritiker und Philosoph Strachow.

Boden, hier der Volksboden). Das einfache, durch die Civilisation unverdorbene Volk, so sagen sie, ist der Träger des wahren Christentums; sind wir sündig, so sind wir es daher, weil wir das verloren haben, was das Volk sich bewahrt hat; wir müssen Europa vergessen, an nichts anderes, als an uns denken; nicht im Gefühle patriotischen Stolzes, sondern in Demut müssen wir die Bahn persönlicher Vervollkommnung betreten. Wir müssen unseren geringeren Brüdern gleich werden, und wenn unser ganzes Land zu einem neuen Christentum wiedergeboren wird, dann erst dürfen wir an andere denken und im patriotischen Selbstbewußtsein unserer Wiedergeburt eine Wiedergeburt anderer erstreben wollen. In der Monatsschrift „Tagebuch eines Schriftstellers" entwickelte Dostojewskij diese Ideen mit immer größerer Beharrlichkeit. Von den Interessen der Zeit und der Polemik angefeuert, war der Ton, den er anschlug, nicht immer übereinstimmend mit den Gesetzen christlicher Demut. Im allgemeinen zählt das Tagebuch eines Schriftstellers nicht zu den besten Sachen Dostojewskijs, doch giebt es uns ein interessantes Bild, wie sich die wichtigsten Fragen unseres politischen, socialen und geistigen Lebens in unseren besten Schriftstellern wiederspiegeln.

Die Frage von der persönlichen Selbstvervollkommnung bildet den Ausgangspunkt der beiden entgegengesetzten Strömungen der russischen Geistesrichtung. Wir haben gesehen, daß sie bei Dostojewskij der Anfang eines langen Prozesses ist, der allmählich zur socialen, nationalen und endlich zur allgemeinen Vervollkommnung führt. Und in der That ist die einzelne Seele für ihn nur ein integrierender Teil, ein Hilfsfaktor der einigen Menschheitsseele; das Princip der Zusammengehörigkeit geht

durch all' die Schöpfungen dessen, der gesagt hat, daß ein jeder des anderen Schuldner sei. Die einzelne Persönlichkeit ist nur ein Mittel, das Ziel der persönlichen Thätigkeit aber die große Menschheitsfamilie, und der einzige Weg, auf dem allgemeine Wohlfahrt zu erlangen ist, — die Aufrichtung einer einigen Kirche, bedingt durch sociale Solidarität. Das waren die Ideen Dostojewskijs; doch jetzt erscheint ein anderer litterarischer Gigant. Von demselben Princip der persönlichen Vervollkommnung ausgehend, kommt er zu ganz entgegengesetzten Schlüssen. Da die Zusammengehörigkeit gewöhnlich durch persönliche Zugeständnisse erkauft wird, und da ihre Schattenseiten bedeutend sind, ja oft sogar die Lichtseiten überwiegen, so verurteilt Tolstoi das Princip der Zusammengehörigkeit als Hemmung einer natürlichen Entwickelung des Individuums. Die nationalen, socialen und kirchlichen Bande werden gelöst, der Mensch wird auf sich selbst angewiesen, und die persönliche Vervollkommnung, die vermittelst der Wiedergeburt des einzelnen unbedingt zu einer Wiedergeburt der Gesellschaft führt, wird dem Menschen als einzige Pflicht, als einziges Ziel all' seiner Bestrebungen auferlegt. Wir sehen die Verschiedenheit der beiden Theorien: bei Dostojewskij führt die persönliche Vervollkommnung zur Gemeinschaft, — bei Leo Tolstoi dagegen zur Vereinzelung.

Eigentümlich sind bei diesem wunderbaren Schriftsteller die Wechselbeziehungen zwischen dem Künstler und dem Denker. Bei Turgenjew verbirgt sich der Denker hinter dem Künstler; bei ihm entspringt der Gedanke gleichsam als unmittelbare Folge aus dem Schönheitsgefühl. Bei Dostojewskij existieren Künstler und Denker jeder für sich; vorherrschend ist der Denker, doch verdrängt er den Künst-

ler nicht. Ersterer nimmt viel Raum für sich ein; er erschwert dem Künstler die Arbeit, allein letzterer arbeitet sich durch das aufgetürmte Material hindurch, bahnt sich einen Weg und bestätigt mit irgend einer Scene von bewunderungswürdiger psychologischer Wahrheit ganze Seiten seiner philosophischen Aufstellungen. Bei Tolstoi gehen Denker und Künstler neben einander her, jedoch als Rivalen; sie reden nie gleichzeitig, sie gehen selten Hand in Hand, ja oft sogar stehen sie zu einander in direktem Widerspruch.[1]) Fast immer hat von beiden der Künstler recht; der Denker erhebt mit aufdringlicher Beharrlichkeit seine Stimme, der Künstler aber läßt sich nicht übertönen, und wenn dieser mit der ganzen unfehlbaren Autorität seines Genius erscheint, so dringt sein klarer Blick weiter, tiefer und höher, als alle philosophischen Klügeleien des Denkers.

Graf Leo Tolstoi ist 1828 auf dem Landgute seines Vaters im Gouvernement Tula, dem jetzt so populären Jasnaja Poljana, geboren. Die Geschichte seiner Kindheit ist bekannt durch sein Buch „Kindheit und Jugend", das zugleich ein anmutiges Bild vom Landleben in Rußland giebt. Er verlor 1837, neun Jahre alt, seinen Vater; eine Tante nahm sich seiner und der Erziehung seiner Brüder an. Drei Jahre später siedelten sie nach Kasan über. Graf Leo bezog die Universität dieser Stadt, hörte

---

[1]) General Dragomirow, sehr bekannt durch seine Theorien über die Erziehung des Soldaten und der Armee, (Siehe: „Théories du Général Dragomirow", Paris. Ch. Lavouzelle „Le Général Dragomirow". — Art. Roë „Revue des deux Mondes" 1. Nov. 1895.) betrachtet „Krieg und Frieden" vom militärischen Standpunkte und macht auf mehr als ein herrliches Bild aufmerksam, das die unhaltbaren Theorien umwirft. „Man staunt unwillkürlich darüber, wie derselbe Mensch so ausgezeichnet Schlachtenscenen hat malen können und dabei die Erscheinungen von Krieg und Kampf so schwach erörtert."

ein Kolleg über orientalische Sprachen und ging später zum Studium der Jurisprudenz über. Als mittlerweile seine älteren Brüder ihre Studien beendet hatten, verließ Graf Leo, dem Wunsche folgend, gleich ihnen frei und unabhängig zu sein, die Universität und zog sich auf sein Landgut zurück. Im Jahre 1851 trat er in ein Regiment ein, das im Kaukasus stand, und hier war es, wo er zu schriftstellern begann; — das oben erwähnte Werk war seine erste Arbeit. Als der Krimkrieg ausbrach, bewarb er sich um die Bewilligung, sich einem aktiven Regiment anschließen zu dürfen. Das Ergebnis dieses Jahres war „Sewastopol im September" und „Sewastopol im Mai". Nach beendetem Kriege hielt sich Graf Tolstoi abwechselnd auf seinem Landgute und in den beiden Hauptstädten auf. Von Zeit zu Zeit veröffentlichte er kurze Novellen in Zeitschriften („Sewastopol im August," „Drei Todesfälle," „Familienunglück" u. a.).

Unmittelbar nach der Aufhebung der Leibeigenschaft ließ sich Tolstoi endgiltig in Jasnaja Poljana nieder und widmete sich dem Studium der bäuerlichen Verhältnisse. Ein äußerst interessantes Dokument dieser seiner Thätigkeit sind die Annalen der von ihm gegründeten Volksschule, eine Art Zeitschrift, die Berichte über die Schuljugend, ihre schriftlichen Arbeiten, ihre Fortschritte u. s. w. brachte. Gegen Ende der sechziger Jahre erschienen die ersten Kapitel von „Krieg und Frieden", durch welchen Roman der Autor in der litterarischen Welt zu solchem Ansehen gelangte, wie es seit Puschkin sich kein anderer erworben hatte. Nach einer Pause von über zehn Jahren erschien Tolstois zweiter großer Roman „Anna Karenina", in welchem der Verfasser das sonnige Glück des Familienlebens den schweren Konflikten der freien Liebe gegen-

überstellt. Nach dem Erscheinen der ersten Kapitel schien es, als wendete der Autor dieser Frage sein Hauptinteresse zu, doch die folgenden beweisen, daß ihm weniger an den psychologischen Kontrasten gelegen war, als an dem Gegensatz des „civilisierten“ Lebens in den großen Städten zu dem normalen Leben auf dem Lande, in der Natur. Das Problem Rousseaus steigt auf der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts wieder auf; doch wird die Frage hier mit der der naturalistischen Schule eigenen unbeugsamen Wahrheitsliebe behandelt, hinter welcher das Sinnen und Träumen des sentimentalen Philosophen weit zurück bleibt. Von jetzt an widmet sich Tolstoi vorzugsweise der Behandlung philosophischer Fragen auf moralischem und socialem Gebiete, doch erschienen in diesen Jahren auch einige Schriften rein litterarischen Inhalts, wie eine Anzahl Erzählungen für das Volk, der „Tod des Iwan Iljitsch“, die „Macht der Finsternis“ und zuletzt die kleine Erzählung „Herr und Knecht“, zweifellos eine der hervorragendsten Schöpfungen des menschlichen Geistes.

Als Romanschriftsteller ist Tolstoi jedermann hinlänglich bekannt. Im Vollgenuß aller Vorteile der gegenwärtigen Civilisation, ist er einer der Beglückten, die schon bei Lebzeiten die höchste Staffel des Ruhmes erstiegen.

Während so die Gesamtwerke eines Dante, Shakespeare, Cervantes Jahrhunderte warten mußten, bis sie mit der sich erweiternden Sprachkenntnis und dem sich weiter ausbreitenden Verkehr das Gemeingut aller Kulturvölker wurden, genießt Graf Tolstoi den Vorzug, in einer Zeit geboren zu sein, da die Civilisation, gegen die er so eifrig zu Felde zieht, im Verlauf weniger Jahre ihm die Errungenschaften von Jahrhunderten zu teil werden läßt. Sein Nachruhm wird nicht größer sein, als seine

gegenwärtige Volkstümlichkeit. Unserem Programm gemäß wollen wir hier weniger die Eigenart seiner litterarischen Begabung, als den Einfluß seiner Anschauungen betrachten.

Selten hat ein Schriftsteller solchen Beifall in der ganzen Welt errungen, wie der Verfasser von „Krieg und Frieden"; alle Parteien, alle Richtungen, alle Generationen, alle Nationen haben ihn einstimmig anerkannt. Seine herrlichen Schilderungen des Lebens, sie sind, wie das Leben selbst, großartig, reich und vielseitig — furchtbar, wie das Leben, und, wie das Leben, tief, das sich noch keinem in solcher Weise offenbart hat, wie gerade ihm. Niemand ist, wie er, in die Mysterien der Menschenseele, niemand so tief in ihr innerstes Wesen eingedrungen, wie er; niemand hat mit gleich unermüdlicher Beharrlichkeit die Unaufrichtigkeit verfolgt, die das menschliche Gewissen belastet. Niemand hat, wie er, mit solcher Kaltblütigkeit seine Hand in klaffende Wunden gesenkt, die bei seiner psychologischen Vivisektion zu Tage treten. Und jeder, wer er auch sei, fühlt sich von der Kraft und der Allmacht dieses Genius besiegt, der in dem großen Rahmen seiner epischen Schöpfungen Völker, Heere, Reiche an uns vorüberziehen läßt und zugleich im kleinen Rahmen einer Erzählung, wie z. B. „Herr und Knecht", uns die großen Menschheitsfragen zum Bewußtsein bringt und uns einen Blick in die Ewigkeit thun läßt. Nur ein Genius konnte in dem reuigen Herrn, der in seinem vom Schneesturm verwehten und begrabenen Schlitten sein Leben dem erfrierenden Knechte opfert, das allgemein Menschliche in solcher Kraft und Größe wiedergeben.

Nun aber erscheint der Denker und steckt sich gleichsam das Ziel, sich mit der Arbeit des Künstlers abzufinden. Eine

der charakteristischsten Eigenheiten dieses Geistes besteht gerade in dem Gegensatz von der einigenden Kraft des Künstlers und der zersetzenden Kraft des Philosophen. Die Analyse beginnt an ihm selbst: der Denker scheidet sich vom Künstler und wirft sich zu dessen Richter auf; der Verfasser von „Mein Glaubensbekenntnis“ verurteilt den Verfasser von „Krieg und Frieden“. Die Kunst wird für eine unwürdige Spielerei erklärt, unwert derer, denen das Wohl der Menschheit aufrichtig am Herzen liegt. Kennt das Volk einen Puschkin, einen Gogol, einen Turgenjew? Bedarf es ihrer? Die höheren Stände müssen ihre Thatkraft auf das richten, was der Menge einen unmittelbaren Nutzen bringt; alles, was diesem Ziele nicht zustrebt, ist überflüssig, wir aber sind verpflichtet, alles Ueberflüssige zu unterlassen. Der Denker bestimmt den Künstler, Geschichten für das Volk zu schreiben; und der Künstler ist dermaßen universal, dermaßen ohne jegliche Rücksicht auf Standesunterschiede, daß die für den Bauer geschriebenen Erzählungen die Lieblingslektüre eines jeden werden. Der Denker veranlaßt den Künstler, seinen Pinsel bei Seite zu legen und Philosoph zu werden. Von diesem Augenblick an geht auch der dualistische Geist von seiner Person auf seine Werke über und endlich auch auf die, welche in der Wertschätzung des Künstlers bisher so einig waren.

Tolstois Lehre läßt sich mit wenigen Worten folgendermaßen zusammenfassen: Ihre Grundlage ist, — dem Uebel nicht zu widerstreben, — ihr Dogma die Schädlichkeit der Civilisation als des Resultates der Gemeinschaft, — ihr Gebot die Auflösung der Gemeinschaft zu Gunsten des einzelnen. In einem Privatbrief (den mir mitzuteilen Herr W. L. Solowjew so liebenswürdig war) formuliert Graf Tolstoi die praktische Anwendung dieser Theorie, wie folgt:

„Ich glaube, daß es für mich keinen anderen Weg giebt, die Menschen zu erwärmen, als die größtmögliche Entwickelung von Wärme in mir selbst; jedes Streben meinerseits, das auf ein anderes Ziel gerichtet ist, betrachte ich als unfruchtbaren Kraftaufwand."

Wir wollen uns nicht bei den positiven Seiten der Lehre Tolstois aufhalten, welche darauf hinausläuft, gegen die Unaufrichtigkeit in all' ihren Erscheinungen zu Felde zu ziehen; der Verfasser spricht zur Genüge für sich selbst. Wir wollen lieber die Mängel, die negative Seite seiner Lehre, näher ins Auge fassen.

Tolstois wahre Anhänger, die echten „Tolstoiisten", sind nicht zahlreich; es sind solche, die durchaus Achtung verdienen, weil sie das Gebot der Enthaltsamkeit, so weit es möglich ist, erfüllen, obgleich die Grenze zwischen dem thatsächlich Unentbehrlichen und dem, was uns als solches erscheint, sehr schwer zu ziehen ist. Der Graf selbst giebt uns auf seinem Landgute recht sonderbare Beispiele von der praktischen Anwendung seiner Principien. Der Verfasser von „Anna Karenina" taucht seine Hände in Lehm und baut Oefen, die später von einem zünftigen Ofensetzer verbessert werden müssen; er pflügt eine im voraus bestimmte Anzahl Furchen und genießt dann den seltenen Vorzug, im Schweiße seines Angesichts sein Mittagsessen zu verzehren. Hieraus erhellt die Frage: was ist von all' diesem notwendig und was überflüssig? Vielleicht ist Pflügen und Ofensetzen notwendig, vielleicht aber könnte auch das Mittagsessen als etwas Ueberflüssiges angesehen werden.

Und bei alledem ist, trotz der Naivetät dieser Lehre, ihre praktische Anwendung das einzig Positive. Alles Uebrige ist negativer Natur, und in diesem Negieren liegt

die Schädlichkeit, aber auch zugleich der Reiz der Lehre, wenigstens für denjenigen, der noch nie seine Kraft für eine Sache der Ueberzeugung eingesetzt hat und sich daher mit Freuden dem unterordnet, der ihn allen Strebens überhebt, indem er ein für alle Mal erklärt, unser Ideal liege in der Vergangenheit. Das zersetzende Element der Lehre liegt in der lähmenden Wirkung auf die Energie des Menschen. Die modernen Institutionen (Kirche, Staat, Stände) werden in ihrer gegenwärtigen Gestalt für unbrauchbar und sündhaft erklärt, und daher nimmt ein jeder, den auch nur das leiseste Schwanken des Pflichtgefühles überkommt, seine Zuflucht zu der neuen Lehre, wie zu einer Befreiung: wozu sich mühen, wenn die Verwirklichung unserer besten Bestrebungen von Verhältnissen abhängt, die an sich schon sündhaft sind? Jeder Akt der Wohlthätigkeit, jegliche Begeisterung wird im Keim erstickt. Der Nihilismus zieht die besten Regungen des Menschen ins Lächerliche. Jemand gründet ein Hospital, — aber Hospitäler stehen unter der Aufsicht der Regierung, und jede Regierung an sich ist eine unsittliche Institution, — folglich hat der, der das Hospital gründet, die Hand bei einem unsittlichen Werke im Spiel. Ein anderer opfert den Armen einen Teil seines Vermögens; wäre er ein Christ, so heißt es dann, so gäbe er alles hin, dieses aber zählt nicht. Ich wiederhole, wir wollen hier nicht über die Lehre richten, wir heben nur die Resultate ihrer Wirkung hervor. Die Menschen gehen davon aus, daß sie nach dem Evangelium einer des anderen Schuldner sind, und es erweist sich, daß derjenige, der auch nur einen Teil seiner Schuld abtragen will, Spott erntet und Mitleid erregt.

Der geistige Einfluß der Lehre Tolstois ist nicht weniger verweichlichend, als der sittliche. Da die Bildung

als etwas Schädliches hingestellt wird, meint der Ungebildete, dank seiner Unbildung, höher zu stehen, als der Gebildete. Die Autoritäten werden umgestoßen, die früheren Kämpfer für die Geistesbildung werden in den Staub getreten; Menschen, die nie ein philosophisches Werk gelesen haben, meinen Amerika entdeckt zu haben und proklamieren sachkundig, daß nur ein Philosoph auf der Welt existiere und zwar Leo Tolstoi![1]) Sein religiöser Einfluß ist noch schlimmer. Tolstoi baut seine Lehre auf den Text des Evangeliums (er und seine Anhänger meinen das ausschließliche Monopol auf die richtige Auslegung des Evangeliums zu haben), und so greifen Menschen, die an nichts glauben, zum Evangelium, nicht um zu lernen und sich zu vervollkommnen, sondern um die zu verurteilen, welche ihrer menschlichen Unzulänglichkeit wegen das Gesetz nicht erfüllen können: auf dem Boden der christlichen Lehre ersteht eine Sekte, die an Stelle von Barmherzigkeit und Liebe Gericht und Verachtung setzt.

Und welches ist das positive Licht, das ihnen am Ende dieser Bahn leuchtet? Tolstoi selbst sagt, er könne nicht voraussehen, was aus der Welt würde, wenn alle Menschen seiner Lehre folgten. Freilich behauptet er, unser Ideal liege in der Vergangenheit; doch bestimmt er nicht den chronologischen Namen. Meint er das eiserne oder das Bronze-Zeitalter, vielleicht gar das goldene? Er wird antworten, er meine das Leben des einzelnen Menschen,

[1]) Alle Kritiker, die mit wissenschaftlicher Behandlung an die philosophischen Werke Tolstois herangetreten sind, finden Ungenauigkeiten in seiner Terminologie und Unklarheit in seinem logischen Denken. — A. Koslow „Briefe über das Werk des Grafen Leo Tolstoi" — „Ueber das Leben". („Fragen der Philosophie und Psychologie", I. Jahrgang, Nr. 5, 6, 7. Moskau 1890). B. Jusephowitsch „Ueber die philosophische Lehre des Grafen L. Tolstoi."

nicht das Alter der Menschheit. — Die „Vergangenheit" bedeute die Kindheit, das Zeitalter der kindlichen Reinheit. Und hier wieder ist der Zeitpunkt nicht angegeben: wann beginnt die Verderbtheit? Wir müßten dann, um uns von aller Verderbtheit frei zu machen, zum Nichtsein zurückkehren, und in der That wird der Menschheit in der „Kreutzer-Sonate" ein Rat gegeben, der dem Sinne nach dem Selbstmord gleichkommt.[1]) Eine Theorie, deren Ausgangspunkt Vereinzelung ist, kann nichts anderes, als zu Vernichtung führen.[2])

Auflösung des Gemeinwesens bedeutet Rückkehr des Individuums zum Urzustande; wo sollen wir bei diesem allmählichen Zurückgehen Halt machen? Sollen wir in die Ferne der Jahrhunderte zurückgehen, bis wir „zu Erde werden"? Doch die Erde selbst lebt und entwickelt sich. Das Leben ist nicht denkbar ohne Kampf ums Dasein: auch die Pflanzen sind diesem unterworfen und verdrängen einander, — die Gemeinschaft giebt dem Kampfe die Richtung und setzt ihm Schranken. Wenn die Gemeinschaften in

---

[1]) Kalt und grausam ist die unerbittliche Härte einer Lehre, die im Namen der Liebe Selbstvernichtung des Menschengeschlechtes um der Verwirklichung abstrakter Theorien wegen predigt.

[2]) Auflösung ist nicht nur das Ziel der Tolstoischen Lehre, sondern auch offenbar eine besondere Eigenart seines Denkens. Folgendermaßen drückt sich der oben erwähnte General Dragomirow in Bezug auf Tolstois Ansicht über die Elemente des Krieges aus: „Erinnert Tolstoi nicht an einen Chemiker, dem, nachdem er verstanden hat, das Wasser in seine Bestandteile zu zerlegen, und nicht weiß, wie er sie wieder zusammenfügen soll, es nun einfiele, zu behaupten, daß es in der Natur kein Wasser gebe, sondern nur Sauerstoff und Wasserstoff, — zwei ihren Eigenschaften nach ganz verschiedene Gase, die nichts mit einander gemein haben." In diesem Falle ist es interessant, daß die oben angeführten Worte zu einer Zeit geschrieben wurden, wo der Roman „Krieg und Frieden" erst eben erschien, folglich — lange bevor der Graf Tolstoi ausschließlich den Weg eines philosophischen Schriftstellers betreten hatte.

ihrer eben bestehenden Gestalt unvollkommen sind, so folgt doch nicht daraus, daß sie überhaupt vernichtet werden müssen, oder daß die Principien der Gemeinschaft, die in der Natur des Menschen begründet liegen, ausgerottet werden müssen. Wie lange hätte Graf Tolstoi warten müssen, bis die persönliche Selbstvervollkommnung die Leibeigenschaft aufgehoben hätte? Es gäbe keine Sklaverei, würde Tolstoi uns antworten, wenn durch das Zusammenleben der Menschen nicht gesellschaftliche Institutionen notwendig geworden wären. Sehr möglich, doch können wir das Geschehene nicht ungeschehen machen; wir müssen mit gegebenen Faktoren rechnen, wir können keine neue Welt schaffen; die Sklaverei war eine Thatsache, und ich wiederhole: — wie lange hätten wir warten müssen, bis die Leibeigenschaft sich selbst aufgehoben hätte? Unsere Welt ist eine solche gegebene Thatsache, — kein toter Buchstabe, den man ausstreichen und durch einen anderen ersetzen könnte; und so lange die Welt besteht, wird sie leben, und nichts wird ihre weitere Entwickelung nach hergebrachten Gesetzen aufhalten. Es ist die Sache der kommenden Jahrhunderte, über das regelrechte Wachstum der Menschheit zu wachen, aber nicht, es zu hemmen; daher werden auch die kommenden Geschlechter an der Entwickelung und nicht an der Zerstörung dessen arbeiten, was die vorhergehenden Jahrhunderte geschaffen. Denn das Vergangene existiert ganz ebenso wie das Zukünftige und kann nicht in das Nichtsein verdrängt werden. Graf Tolstoi sagt, das einfache Volk wisse nichts von Puschkin, und daraus schließt er, man bedürfe keiner Dichter. Aber *er* kennt Puschkin, und es liegt nicht mehr in seiner Macht, ihn zu vergessen, und so lange er sich seiner erinnert, muß er auch wünschen, daß andere ihn kennen lernen, da jeder,

sobald er ihn kennen lernt, nicht anders kann, als ihn lieb haben.

Nein, Graf Tolstoi wird die Entwickelung des Weltalls nicht aufhalten, wie groß auch der Denker sein mag, er wird niemals jemand davon überzeugen, daß der Verfasser von „Krieg und Frieden" entbehrlich sei, weil unwissende Leute von ihm nichts gehört haben. Der Philosoph wird den Künstler nicht verdrängen und wird ihn nicht daran hindern können, selbst gegen seinen eigenen Willen einer der wichtigsten Erzieher der kommenden Geschlechter zu werden. Dem Schriftsteller wird es nie gelingen, seinen Namen aus der Reihe der Wohlthäter der Menschheit zu streichen, da er bereits zu viel große Wahrheiten in schöner Form verkörpert hat, und die „Schönheit oder die verkörperte Idee", sagt unser Philosoph, „ist doch der beste Teil unserer realen Welt, das, was nicht nur wirklich existiert, sondern auch zu existieren verdient".[1])

So haben wir nun das physische Wachstum des russischen Reiches und die Geschichte seiner geistigen Entwickelung von ihren ersten Anfängen bis zur Blüte unserer Litteratur verfolgt. Wir haben gesehen, wie das heutige Rußland entstand, wie über der Finsternis des Barbarenjoches die Morgenröte des moskowitischen Fürstentums aufging. Wir haben gesehen, wie sich die Grenzen dieses kleinen Reiches erweiterten, wie es aus seiner kontinentalen Abgeschlossenheit zum offenen Meere strebte, bis an die Küste sich durchdrängte, um in Berührung mit Völkern

---

[1]) Wl. Solowjew: „Die Schönheit in der Natur". („Fragen der Philosophie und Psychologie", I. Jahrgang, Nr. 1. Moskau 1889).

anderer Länder zu kommen und sich der großen Bewegung der ganzen Welt anzuschließen. Nachdem es sich an den Küsten des Eismeeres, des Kaspischen, Schwarzen und Baltischen Meeres befestigt hat, wendet es sich dem Osten zu. Friedlich vorgehend mit dem Pflug des Landmannes, nicht mit dem Schwerte des Eroberers, zieht Rußland über die Steppen und Berge Asiens, um an den Ufern des Stillen Oceans festen Fuß zu fassen. In der zweiten Hälfte unserer Vorlesungen verließen wir das physische Wachstum Rußlands und behandelten seine geistige Entwickelung. Wir sahen, wie im achtzehnten Jahrhundert der russische Geist mit der Kultur des Westens in eine oberflächliche, rein äußerliche Berührung kommt, woraus eine nicht tiefwurzelnde Nachahmung hervorgeht. Wir sahen, daß sich im ersten Viertel unseres Jahrhunderts Rußland mit Bewußtsein der allgemeinen europäischen Bewegung anschließt. Vermittelst der sentimentalen und romantischen Richtung findet die russische Litteratur den Weg ins gemeinsame Meer des europäischen Geisteslebens, doch schon emancipiert sich der russische Volksgeist, indem er einen selbständigen Ausdruck in der mächtigen Gestalt Puschkins sucht. Im zweiten Viertel unseres Jahrhunderts scheint es, als wiche die geistige Richtung Rußlands vom allgemeinen Pfade ab. Rußlands Eigenart beginnt sich herauszubilden, und während die Romantik ihren Höhepunkt in Westeuropa erreicht, legt Gogol den Grund zur naturalistischen Schule. Endlich in den sechziger Jahren schließt sich unsere Geistesrichtung wieder der allgemein europäischen an, doch jetzt nicht mehr, um zu entlehnen und zu lernen, nicht einmal, um bloß an der gemeinsamen Arbeit teilzunehmen, sondern um zu wirken und zu beeinflussen: die heute besprochenen Autoren gehören nicht nur

der russischen Entwickelungsgeschichte, sondern der Weltlitteratur an.

So ist nun unsere Aufgabe beendet. Ich stelle es Ihrer Beurteilung anheim, ob nach dem wenigen, was ich Ihnen bieten konnte, das Studium der russischen Geschichte und der russischen Litteratur von Interesse sein könne, ob die geistige Kraft des russischen Volkes, wie sie sich in seiner Geschichte und in den Schöpfungen seiner Schriftsteller offenbart, zu jenen Kräften zählt, welche die Menschheit auf den Pfad der Vervollkommnung führen. Ich stelle es Ihnen anheim, zu entscheiden, mit welchen Erwartungen die Menschheit auf diesen Riesen zu schauen hat, dessen Kindheit achthundert Jahre, dessen Jugend zweihundert Jahre gedauert hat, der nun ins Mannesalter tritt und auf der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts als mächtiger Vermittler in den Schicksalen der Völker, in ihrem Krieg und Frieden, dasteht.

Mir ist es jetzt eine liebe Pflicht, Ihnen noch zu danken. Ich weiß nicht, ob wir einander wieder begegnen werden; doch erlaube ich mir, die Hoffnung auszusprechen, daß das Interesse, welches Sie bei diesen Vorträgen mir entgegengebracht haben, auch ferner nicht erlahmen möge. Andere werden vielleicht meinen Platz auf dem Katheder einnehmen, andere werden vor Ihnen eben dieselben Bilder entrollen, die wir betrachtet, andere werden Ihnen die Legenden, Lieder, Gedanken meiner Heimat übermitteln: ich zweifle nicht, daß sie mehr Wissen und Erfahrung haben werden, als ich, doch eins kann ich Sie versichern: niemand wird in so hohem Grade wie ich seinen Gegenstand lieben und seine Zuhörer hochschätzen.

Chronologische Tabelle.

Die mit einem * bezeichneten Daten sind im Texte nicht erwähnt.

862 Gründung des russischen Reiches.
912 Olegs Vertrag mit Byzanz.
957 Taufe der Fürstin Olga.
988 Einführung des Christentums in Rußland.
1015 † Wladimir der Heilige.
1054 † Jaroslaw der Weise.
1056 Das Ostromirsche Evangelium.
1110 Pilgerfahrt des Mönches Daniel.
1113 † Nestor.
1125 † Wladimir Monomach.
1147 Die erste Erwähnung Moskaus.
1224 Einfall der Mongolen.
1240 Zerstörung Kiews durch die Tataren.
1328 Moskau wird Hauptstadt.
1341 † Joann I. Kalita.
1380 Schlacht bei Kulikowo.
1439 Das Florentinische Konzil.
1462 Thronbesteigung Joanns III.
1472 Vermählung Joanns III. mit Sophia Paläologus.
1497 * Gesetzbuch Joanns III.
1505 † Joann III.
1547 Krönung Joanns IV. des Schrecklichen zum Zaren.
1550 Gesetzbuch Joanns IV.
1552 Fall Kasans.
1556 Fall Astrachans.
1564 Das erste in Rußland gedruckte Buch.
1584 Eroberung Sibiriens.
1584 † Joann IV. der Schreckliche.
1591 Ermordung des Zarewitsch Dmitrij.
1597 Das Fesseln der Bauern an die Scholle.
1597 † Feodor.

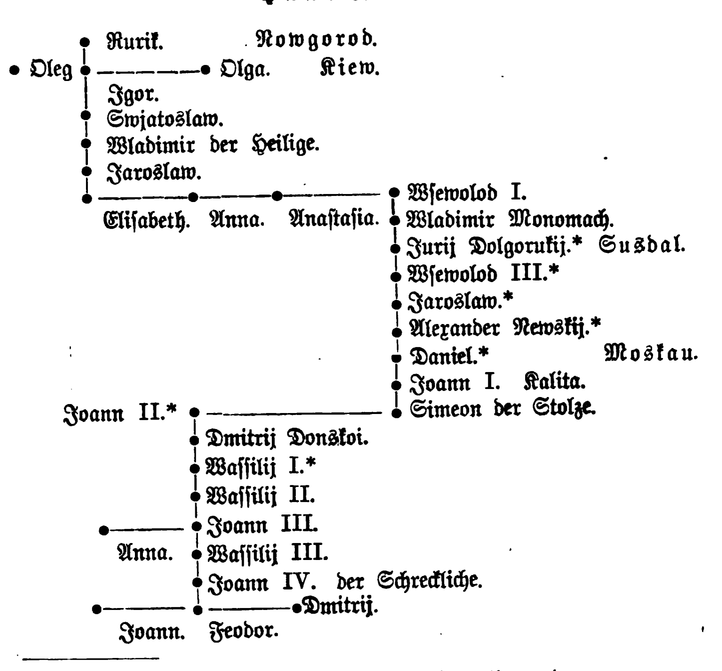
1598 Boris Godunow besteigt den Thron.
1604 Dmitrij der Usurpator.
1605 † Boris Godunow.
1612 Minin und Posharskij.
1613 Erwählung Michael Romanows.
1633 Die Slavisch-Griechisch-Lateinische Akademie.
1645 † Michael.
1652 Nikon zum Patriarchen erwählt.
1655 Revision der Kirchenbücher.
1672 Geburt Peters des Großen.
1676 † Alexei.
1682 † Feodor.
1689 Thronbesteigung Peters.
1695 Erstürmung Asows.
1697 * Peters erste Reise ins Ausland.
1700 Schlacht bei Narwa.
1700 Einführung des neuen Kalenders (Uebertragung des ersten Tages des Jahres vom 1. September auf den 1. Januar).
1700—1721 Der Nordische Krieg.
1703 Gründung Petersburgs.
1703 „Russische Nachrichten" (erste Zeitung).
1709 Schlacht bei Poltawa.
1711 Gründung des Senats.
1716 Einführung der militärischen Aushebung.
1717 * Peters zweite Reise ins Ausland.
1718 † Zarewitsch Alexei.
1721 Friede von Nystadt.
1725 † Peter I.
1725 Gründung der Akademie der Wissenschaften.
1727 † Katharina I.
1730 † Peter II.
1740 † Kaiserin Anna.
1741 Thronbesteigung der Kaiserin Elisabeth.
1744 † Kantemir.
1750 † Tatischtschew.
1755 Gründung der Moskauer Universität.
1756—1763 Der Siebenjährige Krieg.

1757 * Gründung der Akademie der Künste.
1762 † Kaiserin Elisabeth.
1762 Thronbesteigung Katharinas der Großen.
1765 † Lomonossow.
1777 † Sumarokow.
1781 Wissenschaftlicher Freundesbund.
1782 „Der Landjunker“ von Von=Wisin.
1783 Einverleibung der Krim.
1790 „Briefe eines reisenden Russen“ von Karamsin.
1792 † Von=Wisin.
1796 † Katharina die Große.
1799 Suworows italienischer Feldzug.
1800 Erste Ausgabe von dem „Lied vom Feldzuge Igors.“
1801 † Paul I.
1803 * Gründung der Universität Dorpat.
1805 * Gründung der Universität zu Kasan.
1810 Gründung des Lyceums in Zarskoje Selo.
1812 Der „Vaterländische Krieg“.
1816 † Derschawin.
1818 „Geschichte des russischen Reiches“ von Karamsin.
1819 * Gründung der Universität zu Petersburg.
1820 „Ruslan und Ljudmila“ von Puschkin.
1823 „Eugen Onegin.“
1825 † Alexander I.
1825 Der Dekabristenaufstand.
1826 † Karamsin.
1833 * Gründung der Universität zu Kiew.
1835 „Der Revisor“ von Gogol.
1837 † Puschkin.
1841 † Lermontow.
1842 † Kolzow.
1842 „Die Toten Seelen“ von Gogol.
1843 Gründung der Archäographischen Kommission.
1846 Gründung der Archäologischen Gesellschaft.
1847 „Tagebuch eines Jägers“ von Turgenjew.
1848 † Belinskij.
1852 † Shukowskij.

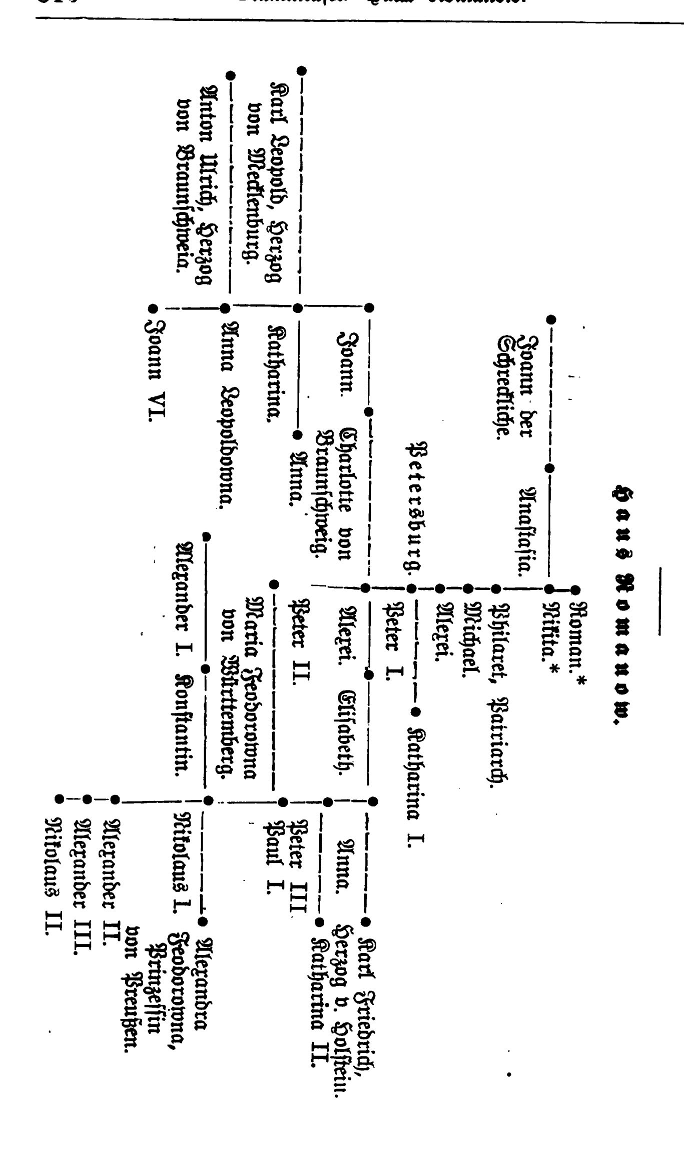
1853—1856 Der Krim-Krieg.
1855 † Nikolaus I.
1859 „Helene“ von Turgenjew.
1860 „Väter und Söhne“ von Turgenjew.
1861 Befreiung der Bauern.
1862 * Gründung der Universität zu Odessa.
1864 Einführung der „Semstwo“ (Selbstverwaltung).
1864 Gerichtscodex Alexanders II.
1872 „Krieg und Frieden“ von Graf Leo Tolstoi.
1874 * Einführung der allgemeinen Wehrpflicht.
1877—1878 * Der Türkische Krieg.
1878 Die „Bösen Geister“ von Dostojewskij.
1878 † Nekrassow.
1881 † Dostojewskij.
1881 † Alexander II.
1883 † Turgenjew.
1888 * Gründung der sibirischen Universität zu Tomsk.
1894 † Alexander III.

Stammtafel I.

Haus Rurik.

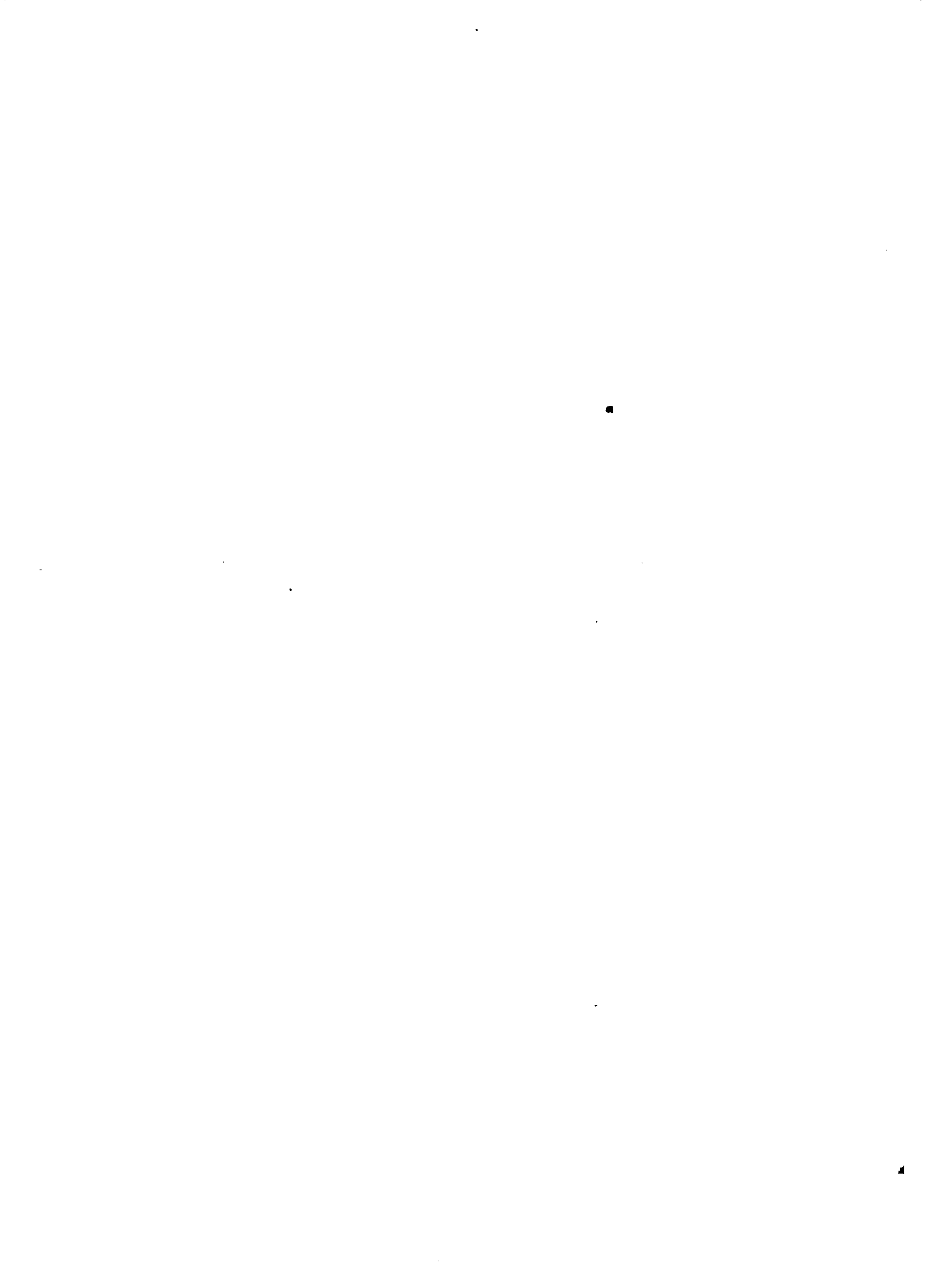


Die mit * bezeichneten Namen sind im Texte nicht erwähnt worden.


Stammtafel II.
Haus Romanow.
Roman.*
Nikita.*
Anastasia.
Joann der Schreckliche.
Philaret, Patriarch.
Michael.
Alexei.
Peter I.
Katharina I.
Petersburg.
Alexei.
Elisabeth.
Anna.
Karl Friedrich, Herzog v. Holstein.
Peter III.
Katharina II.
Paul I.
Maria Feodorowna von Württemberg.
Peter II.
Joann.
Charlotte von Braunschweig.
Katharina.
Anna.
Karl Leopold, Herzog von Mecklenburg.
Anna Leopoldowna.
Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig.
Joann VI.
Alexander I.
Konstantin.
Nikolaus I.
Alexandra Feodorowna, Prinzessin von Preußen.
Alexander II.
Alexander III.
Nikolaus II.

Register.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.



Fürst Sergei Wolkonskij.

Bilder

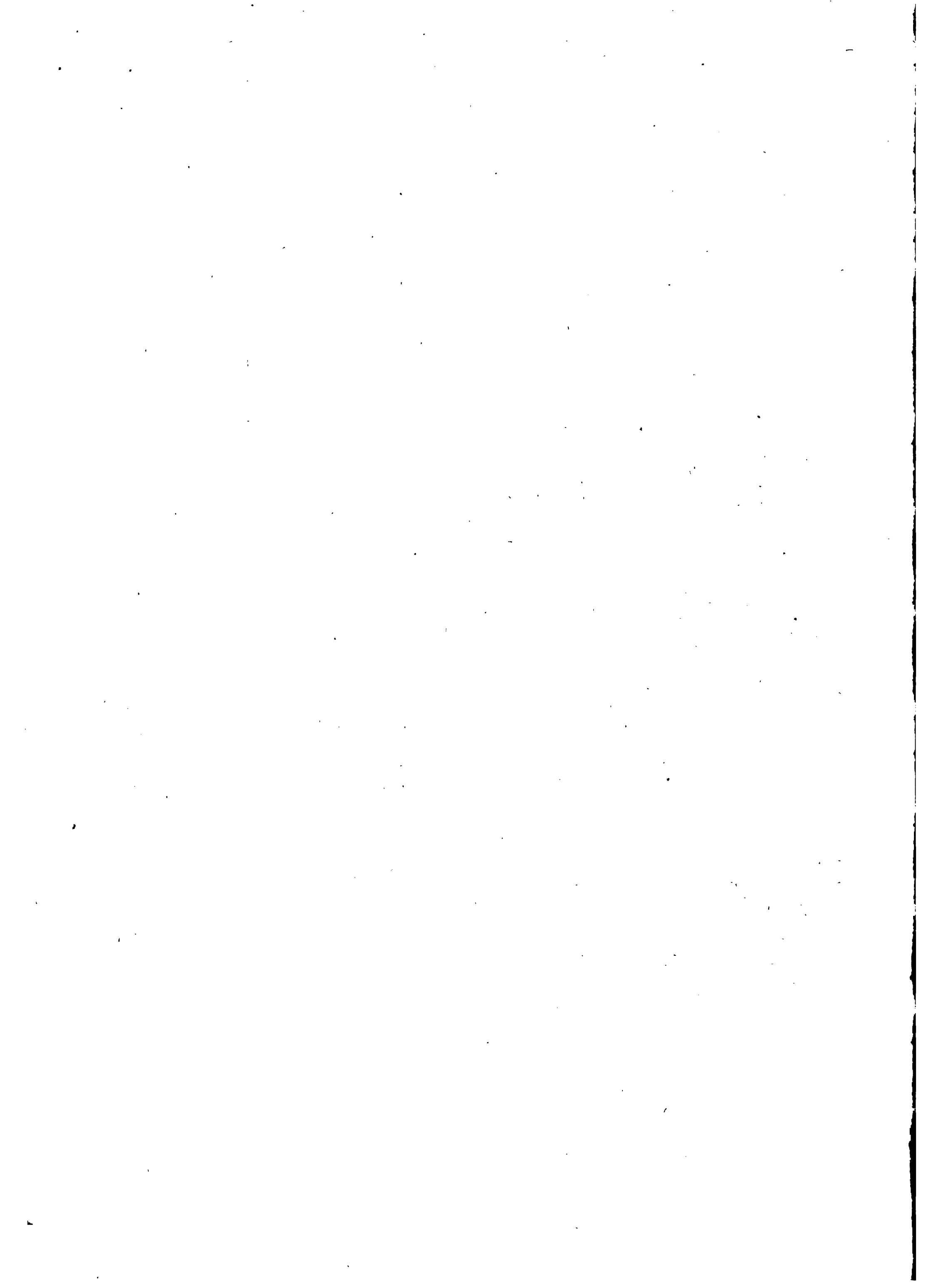
aus der

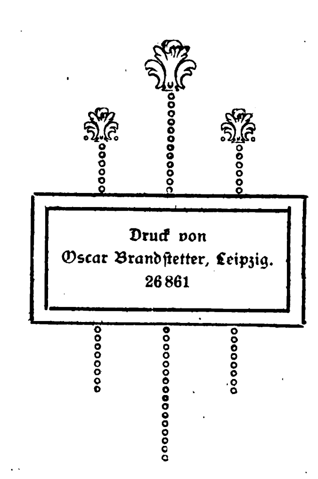
Geschichte und Literatur Rußlands

Autorisierte Uebersetzung von A. Hippius.

Zweite Ausgabe.

Gotha.
Friedrich Emil Perthes.
1905.




Druck von
Oscar Brandstetter, Leipzig.
26861